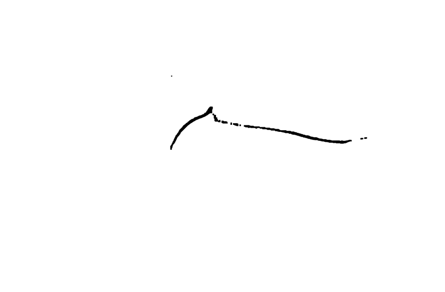

Greßlers Klassiker
der
Pädagogik


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

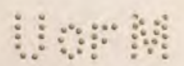






Johann Heinrich Pestalozzi.

Nach dem im Großratssaal zu Aarau befindlichen Gemälde von A. Schöner.





Greßlers

Klassiker der Pädagogik.

(Begründet von Dr. Gustav Fröhlich).

Unter Mitwirkung der Herren:
Carl Cassau, Pastor **Diestelmann**, Dr. **Friedrich Färber** (†),
Konrad Fischer, Prof. **W. Glabbach**,
Hauptlehrer **Al. Knöppel**, Professor **Friedrich Körner** (†),
Rektor **Johannes Meyer**, Universitätsprofessor Dr. **Paul Natorp**,
Prof. Dr. **Eugen Pappenheim** (†),
Geh. Regierungsrat Prof. Dr. **Gideon Vogt** (†), Dr. **E. Wagner**,
Gymnasial-Oberlehrer Dr. **Heinrich Wieck**.

Herausgegeben
von
Dr. Hans Zimmer.

Band XXIII.

Johann Heinrich Pestalozzi.

I. Teil.

Langensalza.
Schulbuchhandlung
von F. G. L. Greßler.
1905.

Greßlers Klassiker der Pädagogik
Band XXIII.

Johann Heinrich Pestalozzi.

Bearbeitet
von

Dr. Paul Natorp,
o. ö. Professor an der Universität Marburg.



I. Teil.

Pestalozzis Leben und Wirken.

Mit einem Bildnis Pestalozzis.



Langensalza.
Schulbuchhandlung
von F. G. L. Greßler.
1905.

Vorwort.

War eine neue Darstellung des Lebens und Wirkens und eine neue Auswahl aus den Schriften Pestalozzis überhaupt Bedürfnis?

Das erstere wird von jedem Sachkundigen wohl ohne weiteres bejaht werden. Pestalozzi gehört zu jenen Großen, die der Nachwelt immer lebendig bleiben, also immer von frischem durchforscht werden müssen; die jedem, (der mit neuem Interesse an sie herantritt, Neues zu sagen) jedem, dessen Blick nicht an der Oberfläche haftet, neue, bisher unergründete Tiefen zu erschließen haben, und so, von wie vielen Seiten man sie auch ansehen mag, sich nur immer größer und reicher dem geistigen Auge darstellen. Dazu kommt aber noch der besondere Umstand, daß in den letzten Jahrzehnten durch die unermüdliche Arbeit der Hunziker, Israel, Morf, Seyffarth (um nur die Koryphäen zu nennen) ein gewaltiges Material über Pestalozzi, seine Zeit und seine geistige Umgebung zusammengebracht worden ist, welches noch in keiner der vorhandenen Darstellungen eine genügend umfassende und zugleich reife, abgeklärte Verarbeitung gefunden hat. Zwar hat der vortreffliche Seyffarth noch seine letzte Kraft eben dieser Aufgabe gewidmet; er hat, abgesehen von dem ersten, biographischen Bande seiner Neuausgabe der Werke Pestalozzis, noch in der achten Auflage seiner längst beliebten Biographie („Joh. Heinr. Pestalozzi nach seinem Leben und aus seinen Schriften dargestellt", in den „Pädagogischen Studien", Leipzig, Sigismund und Volkening, 21. Heft, 1903) uns fast wieder ein ganz neues Werk über Pestalozzi geschenkt. Und ohne Zweifel ist gerade dieses Buch des um Pestalozzi hochverdienten Mannes vor andern geeignet, Liebe und Begeisterung für den Unvergeßlichen zu wecken, auch ein eindringendes Verständnis seiner Leistung nach manchen Seiten vorzubereiten, Fragen über Fragen in nachdenklichen Lesern anzuregen und so zur weiteren Forschung kräftigen Antrieb zu geben. Aber der tief bescheidene Mann hat selber mit diesem Buche nicht mehr als einen „Beitrag" liefern wollen; er hat

keineswegs damit die Aufgabe im ganzen zu lösen vermeint. Und ich stehe nicht an, zu bekennen, daß das herzliche Interesse, welches der ehrwürdige Greis den Anfängen meiner Arbeit noch entgegenbrachte, mir ein besonderer Sporn und Stachel gewesen ist; es war mir, als habe er die Aufgabe auf meine Schultern gelegt, deren Lösung ganz zum Abschluß zu bringen ihm nicht mehr vergönnt war.

Nicht als traute ich nun mir zu, sie ganz auf einmal bewältigt zu haben. Die Aufgabe, ein Genie darzustellen, ist so unendlich wie das Genie selbst. Aber wenigstens der Vorgänger ganz unwürdig oder gegen ihre unschätzbare Vorarbeit zu wenig dankbar glaube ich nicht gearbeitet zu haben. Vielmehr hoffe ich, gerade indem ich mich auf ihre Vorarbeit allüberall stützen durfte, ein Gesamtbild Pestalozzis hingestellt zu haben, welches wenigstens eine Ahnung seiner Größe in jedem dafür Empfänglichen zu wecken geeignet ist und von dem Inhalt seines Lebenswerkes gerade den Teil, der uns heute am zugänglichsten und zugleich am notwendigsten ist, erschließt, wie er bis dahin nicht erschlossen war.

Wegen der Wichtigkeit dieser Aufgabe einer Darstellung Pestalozzis, die als Ganzes neu genannt werden dürfe, hat der biographische Teil unsres Werks einen verhältnismäßig größeren Umfang erhalten, als in Bearbeitungen pädagogischer „Klassiker“ sonst üblich ist und vom Herausgeber und Verleger ursprünglich vorgesehen war. Das „Leben“ eines Mannes wie Pestalozzi ist sein „Wirken“; dieses aber stellt sich der Nachwelt dar in den literarischen Denkmälern: Schriften, Briefen und sonstigen persönlichen Aufzeichnungen, nicht seinen eigenen allein, sondern zugleich denen der großen Schar zum Teil hochbedeutender Männer, die als Mitarbeiter oder Zeugen seines Werks mit seinem Wesen sich erfüllten und von dem, was sie erfüllte, ihrem Zeitalter und der Nachwelt Rechenschaft schuldig zu sein glaubten. Der Reichtum dieser Zeugnisse ist kaum erschöpflich; ich rühme mich nicht, ihn in meiner Darstellung auch nur annähernd ausgeschöpft zu haben. Aber das ist am Ende auch so wenig wünschenswert, wie es, wenn man nicht ein ganzes Leben dieser einzigen Aufgabe zu opfern hat, überhaupt möglich ist. Man würde in der Masse des Materials zu versinken glauben; die im letzten Grunde schlichten, durch Einfachheit erhabenen Züge des genialen Menschen würden aus dem Übermaß des umrankenden Beiwerks nicht überzeugend und packend, ja überhaupt nicht deutlich erkennbar hervortreten. Beschränkung war hier das Nötigste: nicht zu viel, und dabei doch alles zu geben, was erforderlich ist, um von *dem Wesen des* Mannes und seiner Leistung für die Menschheit

einen vollen Begriff zu geben, das war die ernsteste Schwierigkeit; und der würde eine Last von meiner Seele nehmen, der aus ganzer Sachkenntnis mir versichern dürfte, es sei gelungen.

Wenn es überhaupt gelingen sollte, so war es nur dadurch möglich, daß die beiden Bestandteile des Werks, die Darstellung des Lebens und die Auswahl der Schriften Pestalozzis, zu einander in ein genau durchdachtes Verhältnis gegenseitiger Ergänzung und Beleuchtung gesetzt wurden: in der Darstellung durfte alles das kürzer behandelt werden, wovon die ausgewählten Schriften einen vollen Begriff zu geben hinreichend sind; was dagegen von wichtigeren Schriften in die Auswahl nicht oder nur bruchstückweise aufgenommen werden konnte, mußte desto eingehendere Behandlung im biographischen Teil finden. Es ist daher zunächst von der Auswahl der Schriften zu sprechen, denn nur durch die beständige Rücksicht auf diese wird auch die Anlage der Darstellung im ganzen und ihre Ausführung im einzelnen gerechtfertigt.

Ich gestehe offen, daß ich anfangs Zweifel hegte, ob in den gedachten Raumgrenzen, die, was die Auswahl betrifft, nur wenig überschritten sind, sich etwas bieten lasse, was auch nur den dringendsten Anforderungen genügte und mit den schon vorhandenen Zusammenstellungen, besonders der von Friedrich Mann, in Wettbewerb treten dürfte. Indessen habe ich mich im Fortgang meiner Arbeit immer mehr überzeugt, daß auch in dieser Hinsicht Beschränkung ein Vorzug und nicht ein Mangel, daß gerade eine beschränktere Auswahl Bedürfnis war. Ohne Zweifel ist unter dem vielen, was Pestalozzi geschrieben hinterlassen hat, kaum eine Zeile, die nicht erhalten zu werden verdient; ein solch herzlicher, ganzer Mensch ist es gewiß wert, daß man ihn auch ganz besitzen möchte. Allein dies köstliche Ganze ist doch nur recht vorhanden, kann nur vorhanden sein für die wenigen, die in der Lage sind, seinem Studium eine lange Zeit widmen zu können. Aber Pestalozzi soll das Eigentum jedes Lehrers und Erziehers, ja, wenn man das Wort im rechten Sinne versteht, des ganzen Volkes deutscher Zunge sein. Das aber ist nur möglich bei weisester Beschränkung des Umfangs. Je besser es gelingt, auf knappem Raum das für uns gegenwärtig Lebenskräftigste zusammenzustellen und in gewisser Abrundung zu vereinigen, um so sicherer wird man damit für das volle Lebenswerk und die ganze schriftliche Hinterlassenschaft Pestalozzis Liebe und Interesse wecken. Hat man erst die Umrisse des großen Bildes, so wird man von selbst nach der Ausfüllung verlangen.

Aber auch nachdem ich mich hiervon überzeugt hatte, ja nun erst recht, war die Qual der Wahl nicht gering. Eines ergab sich als-

bald. Es ist gewiß an sich ein löblicher Grundsatz, von Werken dichterischen Charakters — und die Werke Pestalozzis stehen zum Teil auf der Grenze der Dichtung —, aber auch von eigentlichen geschlossenen Abhandlungen wissenschaftlichen Stils nicht Bruchstücke zu geben, sondern nur ganze Schriften, wenn auch von diesen eine kleinere Zahl. Danach ist bisher verfahren worden, und dieser Grundsatz ist in sich so einleuchtend, daß es für mich kein leichter Entschluß sein konnte, sogleich bei einem Werke wie „Lienhard und Gertrud" von diesem Prinzip abzugehn. Und doch war das unvermeidlich, wenn nicht dieses einzige Buch, welches, so bedeutend es ist, doch nur eine Stufe der reichen Entwicklung der Erziehungsideen Pestalozzis darstellt, das Ganze verschlingen sollte. War also etwa nur der erste, literarisch ohne Zweifel gelungenste Teil des Romans zu geben? Das hätte bedeutet, daß gerade das fehlte, was an diesem Werke dem Erzieher und zumal dem Schullehrer das wichtigste ist; denn das findet sich fast ausschließlich in den folgenden Teilen, besonders dem dritten. Also war vielmehr auf den literarischen Reiz des Buches ganz zu verzichten, damit der pädagogische Gehalt desto reiner zu Tage trete. Ich versuchte es, und es gelang über Erwarten: die bloße, aber vollständige Vorführung der Wohnstubenerziehung der Gertrud, der Schuleinrichtung Glülphis und des erzieherischen Wirkens des Pfarrers, mit nur wenigem, was zur Abrundung unentbehrlich war, dagegen ohne irgend welche eigene Zutat (denn die paar durch Kleindruck unterschiedenen Zwischensätzchen, welche die mangelnde äußere Verbindung herzustellen dienen, wird man als solche ja nicht rechnen wollen) ergab von selbst ein Ganzes, von dem ich zu behaupten wage, daß es in sich schön, in gewissem Sinne sogar schöner ist als das ursprüngliche Ganze; denn so reizvoll dieses, nur von einigen Abschnitten der späteren Teile abgesehen, fast in jedem Zuge ist, man fühlt sich dabei doch ein wenig wie hin- und hergeworfen zwischen dem Interesse des Romanlesers und dem ganz anderen dessen, der Aufschluß sucht über Quellen und Gründe des geistigen, sittlichen und physischen Elends des Volkes und dessen mögliche Heilung.

Indem aber so das ursprünglich vierbändige, auch im engen Druck bei Mann noch zwei Bände füllende Werk sich auf nicht einen halben Band zusammenzog, konnte dafür nach anderen Seiten desto mehr geboten werden. Es konnte (in Anmerkungen) die meist ganz vernachlässigte zweite Bearbeitung des Romans, und ausgiebiger noch (in einem Anhang) die dritte, abschließende, soweit sie das Grundthema der Erziehung unmittelbar betrifft, so weit aber auch in gewisser Vollständigkeit, berücksichtigt werden; während in

der „Bibliothek pädagogischer Klassiker" der erste Bearbeiter, Hermann Beyer, die Ausgabe letzter Hand, immerhin mit reichhaltigen Auszügen auch aus der ersten, der spätere, Friedrich Mann, in dem an sich richtigen Gefühl, daß die Urfassung beinahe in jeder Hinsicht den Vorzug verdiene, nur diese gibt, damit aber die gerade pädagogisch hochwichtigen Ausführungen, die in der gänzlichen Umarbeitung der späteren Teile des Romans in der Cotta-Ausgabe ihre Stelle gefunden haben, ganz beiseite zu lassen genötigt war. Unvergeßliche, berühmt gewordene Worte wie Band 2, Seite 210 unserer Ausgabe („ihre Seelen taglöhnen nicht"), bedeutende Aussprüche wie der über den allgemeinbildenden Wert der körperlichen Arbeit (S. 216 f.) und vieles von nicht geringerem Wert mußte bei diesem Verfahren überhaupt wegfallen. Der Vorwurf von Heußler und v. Raumer, auf den Mann (5. Auflage, Band 1, Seite 21) sich beruft: daß Pestalozzi mit der letzten Bearbeitung seines Romans das ursprüngliche Werk „durch Einmischung von Ansichten, die seinen späteren Lebenssphären angehören, verunstaltet habe", die Sorge Manns, daß dadurch der Einblick in den Entwicklungsgang der Pestalozzischen Ideen unmöglich gemacht, ja „das Studium der Geschichte der Pädagogik geradezu verwirrt" werde, trifft gar nicht zu, wenn man, wie Seyffarth in der zweiten Ausgabe der Werke Pestalozzis mit Recht getan hat, alle drei Bearbeitungen, insoweit sie von einander abweichen, vollständig und unvermischt wiedergibt. Dementsprechend gibt auch unsere Ausgabe die den drei Bearbeitungen entnommenen Bestandteile in räumlicher Sonderung, übrigens zur bequemen Vergleichung in einem Bande beisammen. Gerade so wird der „Einblick in den Entwicklungsgang der Pestalozzischen Ideen" dem Leser erleichtert; es wird die Geschichte seiner pädagogischen Forschung und nicht bloß ein einzelnes Stadium dieser Geschichte ihm vor Augen gestellt und er dadurch aufgefordert, nicht mit der Hinnahme der fertigen Ergebnisse sich zufrieden zu geben, sondern die Ideen des genialen Mannes recht *als* Ideen, das heißt, lebendige, ins Unendliche fortzeugende, nie abgeschlossene und erstarrte Gedanken zu erfassen.

So wird an diesem größten Beispiel besonders klar, wie nach dem alten Spruch „die Hälfte mehr als das Ganze", nämlich das Wenigere dem Raume nach mehr dem Gehalt nach sein kann und in diesem Falle ist. Daher braucht des weiteren nicht mehr die Beschränkung überhaupt, sondern nur die Bevorzugung gerade der von mir ausgewählten Stücke und Ausscheidung der übrigen gerechtfertigt zu werden.

Der erste Band der Auswahl bringt an erster Stelle (I.) die

drei erhaltenen Stücke über die Erziehung des kleinen Jakob Pestalozzi, vollständig. (Mann hat nicht die Tagebuch-Aufzeichnungen, auch nicht ganz die auf diesen Gegenstand bezüglichen Ausführungen des Schweizerblatts.) Diese Stücke haben das besondere Interesse, daß sie in das frühste Stadium der pädagogischen Experimentaluntersuchungen Pestalozzis einen Einblick gewähren; sie dienen zur reizvollsten Einführung in die Entstehungsgeschichte seiner pädagogischen Ideen; namentlich tritt der bisher unterschätzte Einfluß Rousseaus klar zu Tage.

Das nächste Stück (II.) ist die „Abendstunde", die ja, nach einer Äußerung Pestalozzis gleich nach ihrer Entstehung, als Vorrede zu allem, was er schreiben werde, angesehen sein will. Der längst allgemein gewürdigte tiefsinnige Aufsatz ist nach dem Erstdruck genau revidiert, im Text wesentlich berichtigt, nach sprachlicher und logischer Seite in den Anmerkungen erläutert, was längst dringendes Bedürfnis war; eine ausführliche Sacherklärung gibt der biographische Teil (Kap. 2, § 15 bis 20).

Es folgen (III.) die Stücke aus „Lienhard und Gertrud", zunächst die aus der ersten Bearbeitung (die zweite ist in den Anmerkungen berücksichtigt), dann die aus der dritten; die sonst befolgte chronologische Anordnung ist in diesem einzigen Fall durchbrochen um der sachlichen Zusamm.ngehörigkeit und bequemen Vergleichung willen.

Eine Art Erläuterungsschrift zu „Lienhard und Gertrud" bildet bekanntlich Pestalozzis zweites Volksbuch „Christoph und Else". Unsereu Auswahl gibt daraus (IV.) wenigstens einige wichtige Stücke, wiederum die, welche am unmittelbarsten das große Thema der Erzieh ng betreffen. Vieles Wichtige, so die frühste Gestalt der Lehre von der harmonischen Bildung von „Kopf, Herz und Hand", welche manche für eine Eigenheit der späteren Periode Pestalozzis zu halten scheinen, findet sich schon hier; für ein genetisches Verständnis Pestalozzis ist die Schrift nicht entbehrlich.

Unmittelbar daran reihen sich (V.) die derselben Zeit angehörigen pädagogischen Aufsätze des Schweizerblatts; sie vertrugen eine geringe Kürzung, die aus Raumrücksichten notwendig schien.

Den Band beschließen (VI.) einige der tiefsten und packendsten Abschnitte des in seiner mächtigen Bedeutung immer mehr erkannten Buches „Meine Nachforschungen usw.", welches als Ganzes eine eingehende Behandlung im biographischen Teil (Kap. 4, § 23 bis 29) erfährt. Somit umfaßt dieser erste, kleinere Band, abgesehen von der Vorwegnahme der dritten Bearbeitung von „Lienhard und Gertrud", die erste Periode Pestalozzis, sein Leben auf dem

Neuhof. Er schließt mit der ergreifenden Klage über sein „zertretenes“ Dasein, die auch den Beschluß der „Nachforschungen“ bildet.

Der zweite Band führt mit (VII.) dem Brief über den Aufenthalt in Stanz in die neue Laufbahn des Erziehers und pädagogischen Forschers ein. Daran reiht sich (VIII.) die theoretisch wichtigste Schrift, „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“; unverkürzt nach der Urausgabe; von den Abänderungen und Zusätzen der späteren Bearbeitung ist das Notwendigste in den Anmerkungen mitgeteilt. Daß diese beiden Schriften, und zwar ihrem ganzen Umfang nach, für ein gründliches Studium der Pestalozzischen Erziehungsgrundsätze unerläßlich sind, darüber kann ja kein Zweifel sein; daher war hier an Kürzung nicht zu denken.

Eine sehr willkommene Ergänzung zu diesem Hauptwerke hoffe ich dagegen zu bieten in (IX.) vier kleineren Stücken aus den Tagen von Burgdorf und Münchenbuchsee, die sämtlich in den bisherigen Bearbeitungen fehlen. Es sind zunächst die beiden Denkschriften über die „Methode“ von 1800 und 1802; die erste, die von Pestalozzi selbst in der „Gertrud“ zum Teil, aber in auffallend veränderter Fassung, reproduziert wird, zeigt die „Idee der Elementarbildung“ im interessantesten Werdestadium und gibt Anlaß zu lehrreichen Vergleichungen mit der Hauptschrift; die andere ergänzt die letztere besonders nach der Seite der mathematischen Bildung; sie ist ein unentbehrliches Dokument für den Pestalozzischen Begriff der „Anschauung“ und dessen Zusammenhang mit dem gleichbenannten Kantischen Begriff; überhaupt eines der frischesten Denkmäler aus der besten und glücklichsten Zeit Pestalozzis. Es sind weiter die Vorreden zu den Elementarbüchern, mit einigen wenigen Stücken aus diesen selbst; genau so viel als hinreicht, um dem Leser einen vollen Einblick zu geben in die Art der praktischen Handhabung der Methode in Pestalozzis Institut, und zwar in ihrer ursprünglichen, weder durch Schmid noch durch Niederer beeinflußten Gestalt. Ich glaube damit namentlich den Pädagogen vom Fach etwas Wertvolles zu bieten, welches ebenfalls außer in den ziemlich selten gewordenen Originaldrucken und der großen Seyffarthschen Ausgabe nirgends zu finden ist. Die vierte in dieser Reihe kleinerer Arbeiten: „Bemerkungen zu Wittes Schreiben usw.“, ist sogar bei Seyffarth vergessen; und doch klärt sie in besonders schöner und überzeugender Weise einen Punkt auf, über den immer noch eine gewisse Unsicherheit in den vorhandenen Pestalozzi-Darstellungen zu bemerken ist: ob eigentlich Pestalozzis Erziehungsgrundsätze nur oder vorzugsweise auf die unteren Volksklassen, oder auf das ganze Volk in allen seinen Schichten Anwendung finden sollten.

Es folgen (X.) die „Ansichten und Erfahrungen“; nicht bloß die zum Ersatz der „Gertrud“ bestimmten, in der Tat sie vielmehr ergänzenden Briefe an Geßner (auf die Manns Auswahl sich beschränkt), sondern auch die damit eng zusammengehörige, fast gleichzeitig entstandene, Fragment gebliebene, aber vorzüglich wichtige Abhandlung „Ein Blick auf meine Erziehungsversuche“. Daß man diese wertvolle Arbeit sonst beiseite gelassen hat, erklärt sich, abgesehen von ihrer unabgeschlossenen Gestalt, hauptsächlich daraus, daß sie bis vor wenigen Jahren nur in Niederers Überarbeitung (der Anfang in Pestalozzis oder vielmehr Niederers „Wochenschrift für Menschenbildung“, die Fortsetzung in Rossels Monatsschrift, 1828) vorlag, also nicht als rein Pestalozzische Schrift gelten konnte — was freilich für die Lenzburger Rede auch zutrifft. Nun aber liegt in den von Seyffarth für seine zweite Gesamtausgabe der Werke Pestalozzis sowie für seine Sonderausgabe der „Ansichten und Erfahrungen“ (Liegnitz 1900) benutzten, jetzt auf der Bibliothek des Deutschen Schulmuseums zu Berlin aufbewahrten Handschriften die erste Niederschrift der Abhandlung, von Krüsis Hand, ohne Zweifel diesem von Pestalozzi in die Feder diktiert, mit einer Reihe eigenhändiger Korrekturen Pestalozzis vor. Nachdem ich mich von diesem Sachverhalt überzeugt hatte, entschloß ich mich, diese erste, allein Pestalozzische Fassung, die Seyffarth zwar vor Augen gehabt, aber nicht rein, sondern teilweise doch wieder untermischt mit den Abänderungen und Zusätzen Niederers reproduziert hat, in voller Reinheit wiederherzustellen und so unverkürzt in unsere Auswahl aufzunehmen, was von dem Bibliothekar des Deutschen Schulmuseums, Herrn A. Rebhuhn, in dankenswerter Weise gestattet wurde. Das Nähere findet man in den Anmerkungen zu diesem Stück, Band 3, Seite 505 ff. So bietet in diesem Punkte unsere Ausgabe selbst der Pestalozzi-Forschung etwas Neues.

Es ist sehr zu bedauern, daß nicht ein ähnliches Verfahren bei der „Lenzburger Rede“ möglich ist. Sie aus unserer Auswahl ganz wegzulassen, war für mich der schwerste Entschluß; denn ich halte sie in ihren echten Teilen für völlig gleichwertig der „Gertrud“ und den „Ansichten und Erfahrungen“, nach manchen Seiten sogar für noch bedeutender als beide. Auch ist die Beteiligung Niederers an der Schrift an sich kein Verwerfungsgrund, da bei der abgründlichen Verschiedenheit zwischen seiner und Pestalozzis Schreibart die fremden Zutaten sich leicht zu erkennen geben (s. darüber besonders Anm. 89 zu Kap. 6 des ersten Teils). Aber die Rücksicht auf den verfügbaren Raum mußte hier den Ausschlag geben; die Rede, die sich nicht zerstücken ließ, würde für sich allein einen halben Band

gefüllt haben; allzu vieles andere hätte dann wegbleiben müssen. Hoffentlich bietet die eingehende Vorführung und Erörterung des Inhalts der Rede im biographischen Teil (Kap. 6, § 23–32) dafür einen wenigstens erträglichen Ersatz.

Ähnliches gilt, doch nicht im gleichen Maße, vom „Schwanengesang“. Auch ihn habe ich, wie man sich denken kann, nur ungern geopfert. Aber der autobiographische Teil dieser Schrift durfte nach der ganzen Absicht unsrer Auswahl wegbleiben; der theoretische Teil aber steht in der Tat nicht auf gleicher Höhe mit der „Gertrud“, den „Ansichten und Erfahrungen“ und der Lenzburger Rede, nach meiner Überzeugung auch nicht mit den theoretischen Ausführungen der letzten Bearbeitung von „Lienhard und Gertrud“. Er wiederholt viel sonst schon Gesagtes, wenn auch in eigentümlicher Fassung; und er zeigt daneben schon eine gewisse Abirrung von den Grundsätzen, welche Pestalozzi in allen Schriften seiner kraftvollen Zeit vertreten hat; eine Abirrung, welche in keiner der vorgenannten Werke, sondern ausschließlich in den allerletzten, nach allgemeinem Urteil schwächeren Schriften begegnet.

Dafür konnte dann (XI.) der prächtige Aufsatz über die Körperbildung aufgenommen werden, von dem ich mich wundere, wie man es bisher hat übers Herz bringen können, ihn auszulassen und wohl gar seine Echtheit anzuzweifeln. Es ist ein echter und ganzer Pestalozzi; und ich hoffe für die Aufnahme gerade dieses Stücks auf den Dank aller Leser, nämlich: daß sie ihn lesen und — beherzigen.

Was endlich (XII.) die „Reden an mein Haus“ betrifft, so bedaure ich es nicht einmal sehr, daß nur noch für drei von ihnen Raum blieb; denn diese drei, zu Neujahr 1809, zu Weihnachten 1810 und zu Neujahr 1811, ragen über die übrigen weit hinaus und geben zusammen ein überwältigendes Bild von Pestalozzis Person und Wirksamkeit in den besten Tagen von Iferten; ein Bild, dessen Eindruck durch die Masse der übrigen, auch durch die in vieler Hinsicht denkwürdige Geburtstagsrede von 1818, nur abgeschwächt werden könnte. Namentlich die letzte jener drei Reden, von der Unsterblichkeit, hinterläßt mit ihrem wundervollen Schluß eine Weihestimmung, die von der mächtigsten Tragödie kaum überboten werden kann. So eignete sich diese Rede besonders zum schönen Abschluß unsrer ganzen Zusammenstellung. (Ähnlich in der Stimmungswirkung ist der Schluß der Lenzburger Rede; man findet ihn am Ende des sechsten Kapitels der Biographie.)

Mag man auch über die Aufnahme oder Weglassung des einen oder andern Stücks verschiedener Meinung sein: die Erfahrung

wird lehren, was etwa im Gebrauch selbst sich noch zweckmäßiger erweist. Daß aber eine Beschränkung des Gesamtumfangs und dabei doch reichere Mannigfaltigkeit der ausgewählten Stücke, wie sie hier angestrebt ist, an sich gerade dem Bedürfnis der Praxis entgegenkommt, davon, denke ich, wird man sich beim Versuch bald überzeugen. Man wird wahrnehmen, daß gerade auf diese Weise der mächtige Gehalt an erzieherischer Weisheit, der in Pestalozzis Schriften niedergelegt ist, sich geschlossener zusammenfaßt, die Wiederholungen, die so leicht abschwächend und ermüdend wirken, weniger werden, die Vielseitigkeit des Pestalozzischen Genius aber nur überzeugender hervorleuchtet, da er in jeder der vorgeführten Schriften als ein anderer erscheint, nie den einmal angesponnenen Faden bloß weiterspinnt.

So wird man mich ja wohl jetzt nicht mehr mißverstehen, als glaube ich mit dieser Auswahl alles gegeben zu haben, was zu einem erschöpfenden Verständnis Pestalozzis nötig ist. Vielmehr sollte genau nur das geboten werden, was dem Lehrer und Erzieher in jedem Augenblick zur Hand sein, was sozusagen sein tägliches Brot oder seine pädagogische Bibel bilden soll. Sehr vieles von an sich nicht geringerem Wert liegt in der langen Reihe der weniger gekannten, als Ganzes wohl auch weniger kennenswerten Schriften sowie in den Briefen Pestalozzis vergraben. Aber eben dazu will die ausführliche Darstellung des „Lebens und Wirkens" Pestalozzis zugleich dienen, von allem, was in der Auswahl der Schriften nicht Platz finden konnte und doch nicht übergangen werden darf, volle Rechenschaft zu geben und den besten Gehalt davon in Auszügen und nicht selten auch längeren wörtlichen Anführungen dem Leser doch zu übermitteln. Es sollte diese Darstellung, neben dem Zweck der Vorführung der Persönlichkeit und des Entwicklungsganges des Pädagogen, gleichsam einen Führer abgeben durch das Labyrinth der ganzen schriftlichen Hinterlassenschaft Pestalozzis. Sie sollte zugleich eine genügende Grundlage bieten für ein so tiefes und umfassendes Verständnis der Ideen und der gesamten Leistung Pestalozzis, wie es innerhalb der gesteckten Grenzen überhaupt möglich war. Es sollten die Zeitbeziehungen, es sollte die geistige Umgebung Pestalozzis, es sollte das Wirken auch der bedeutenderen seiner Mitarbeiter, es sollte der weitere Ausbau des in Burgdorf und Iferten nur erst begonnenen Werks, wenigstens soweit er noch in Pestalozzis Lebenszeit fällt, in Hauptzügen vorgeführt werden. So war freilich vielen Zwecken auf einmal zu genügen, und es mag daher die Darstellung, vom Standpunkt schriftstellerischer Technik angesehen, durch die mosaikartige Zusammensetzung etwas weniger

ruhig wirken, als es bei Beschränkung auf den biographischen Zweck der Fall sein würde. Aber wenn auf dem einmal eingeschlagenen Wege eine glatte äußere Einheitlichkeit allerdings nicht zu erreichen war, so wird man hoffentlich die innere Einheit nicht vermissen, die darin liegt, daß es doch das eine große Licht des Pestalozzischen Genius ist, das in die tausend Strahlen sich bricht und wohltuende Harmonie selbst in den Kontrasten hervorbringt.

Aus der Absicht, Pestalozzi in seinem Werdegang verständlich zu machen, ist zunächst (Kap. 1) seine Jugendgeschichte verhältnismäßig ausführlich behandelt; es ist der politische Sturm und Drang, der Einfluß Plutarchs, Bodmers und besonders Rousseaus, es ist die Liebesgeschichte, die erst durch Seyffarths Veröffentlichung des Briefwechsels der Verlobten ganz bekannt geworden ist, eingehend vorgeführt und durch dies alles die überaus anziehende Gestalt des Jünglings Pestalozzi zum ersten Mal, wie ich hoffe, zu ihrer vollen Wirkung gebracht.

Die Geschichte der Armenanstalt auf dem Neuhof, vor allem die Ideen, die dabei leitend waren, durften ihrer sozialpädagogischen Bedeutung halber nicht zu kurz behandelt werden. Hand in Hand damit geht die Entstehungsgeschichte der Pestalozzi eigentümlichen Grundansicht der Menschenerziehung überhaupt. Ihre prägnante Zusammenfassung in der „Abendstunde“ forderte zu tiefergehender Erörterung auf (Kap. 2).

Ein ganzes Kapitel (das 3.) war sodann dem Buche „Lienhard und Gertrud“ in seinen beiden ersten Fassungen eben deshalb zu widmen, weil die Auswahl der Schriften sich hier auf weniges beschränken mußte. Zum Verständnis des ganzen, tief durchdachten Werkes möchte damit noch mehr beigetragen sein, als durch kommentarlosen Wiederabdruck des ganzen Romans geschehen wäre.

Für ein ferneres (4.) Kapitel verblieben die äußeren Erlebnisse der Neuhofer Zeit seit dem Scheitern der Armenanstalt und die zahlreichen und bedeutenden Schriften eben dieser Periode außer dem Roman, die fast alle, gleich diesem, auf das einzige Grundthema der sozialen Pädagogik Bezug haben. Der Eindruck der französischen Revolution auf Pestalozzi, seine eigene Teilnahme an den politischen Bewegungen, die sie in der Schweiz hervorrief, und der fast gleichzeitige Eindruck, den durch die Begegnung mit Fichte die Revolution der Geister, die von Königsberg ausgegangen war, in ihm hervorrief, forderte ein gründliches Eingehen. Die Analyse der „Nachforschungen“ bildet das Zentrum in der Darstellung dieser Zeit scheinbarer Muße, die in Wahrheit die des tiefsten, männlichsten geistigen Ringens und Schaffens war.

Mit dem nächsten (5.) Kapitel: Stanz, Burgdorf, Münchenbuchsee, tritt das praktische Wirken Pestalozzis in den Vordergrund. Aber das Keimen der „Idee der Elementarbildung", Pestalozzis Begriff der „Anschauung", das vielberufene Wort vom „Mechanismus" der Methode, die Stellungnahme Herbarts, dann der Philanthropinisten und so vieler philosophisch gebildeter Männer der Zeit zu dem neuen Gestirn, das da am pädagogischen Himmel aufgegangen war, das alles gab zu theoretisch-kritischen Betrachtungen neuen und reichen Anlaß; mit bloßer Berichterstattung war es auch hier nicht getan.

So kommen wir zum Gipfel der Wirksamkeit Pestalozzis: der ersten Iferter Zeit. Die beiden übrigen Kapitel (6. und 7.) teilen sich in die Darstellung des Wirkens in Iferten und der letzten Lebenstage Pestalozzis so, daß das erstere gleichsam das positive, das letztere das negative Bild gibt: erst soll der Leser den vollen Eindruck der Leistung Pestalozzis und seiner starken Wirkung auf sein Zeitalter und weit darüber hinaus erhalten, ehe er in die tief traurigen inneren Wirren und die schließlich vollständige Zerrüttung der Anstalt hineingeführt wird, aus der Pestalozzi als Schwerverletzter hervorging, und deren traurigste Nachwehen ihm den Todesstoß gaben. Der „Ausbau der Methode" und die „Wirkung nach außen" bildet daher den Hauptinhalt des sechsten Kapitels. Es war, wenn auch in äußerster Knappheit, Rechenschaft zu geben von der Ausgestaltung der Pestalozzischen Methode in den einzelnen Fächern des elementaren, zum Teil auch des höheren Unterrichts. Bei Gelegenheit der Mathematik und der Geographie konnte an den beiden großen Beispielen Steiners und Ritters die tiefe Einwirkung der Pestalozzischen Ideen selbst auf die schöpferische Wissenschaft jener Tage aufgezeigt, in allen Fächern aber fühlbar gemacht werden, für wie Unermeßliches die deutsche Schule Pestalozzi zu Dank verpflichtet ist. Was die „Wirkung nach außen" betrifft, so ist es natürlich, daß die Aufnahme der Pestalozzischen Ideen in Preußen, für deren genaue Kenntnis wieder durch Seyffarths Veröffentlichungen eine ganze neue Grundlage geschaffen ist, weit voranstehen mußte. Preußen ist damals vorangegangen; aber ganz Deutschland ist gefolgt, und so wird man nicht bloß preußischen, sondern deutschen Patriotismus darin erkennen, daß diese Seite besonders stark hervorgehoben wurde.

Das mächtigste Denkmal aber vom hohen Geiste jener Tage ist die Lenzburger Rede; mit ihrer ausführlichen Analyse, mit dem ergreifenden Scheidewort, das ihren Beschluß bildet, nehmen wir von dieser glänzenden Zeit Abschied, um im letzten Kapitel noch

die furchtbare Tragödie der Selbstauflösung des mit den hehrsten Hoffnungen begonnenen, mit Heldenkraft bis dahin durchgeführten Werkes an uns vorüberziehen zu lassen. Auf die schwere Frage der Verteilung der Schuld zwischen Pestalozzi, Niederer und Schmid einzugehen, konnte nicht vermieden werden; zumal gerade neuestens ein so ernster Forscher wie Israel die darüber gangbare, seit Morf so gut wie allgemein angenommene Meinung mit sehr beachtenswerten Gründen angefochten, namentlich Niederer fast in allen Stücken zu rechtfertigen unternommen hat, womit unvermeidlich die ganze Last der Verantwortung auf Schmid und Pestalozzi selbst fallen würde. Ganz vermag ich Israels Auffassung mir nicht anzueignen. Es war verdienstlich, die hochgestimmte, einer eignen Größe nicht ermangelnde Gestalt des „Philosophen von Iferten" gegen Morfs durch die Pietät gegen Pestalozzi voreingenommenes Urteil in das gebührende Licht zu rücken. Aber an der Würdigung seiner geistigen Bedeutung haben es seine Freunde, wie Blochmann und Nabholz, nicht fehlen lassen, die dennoch, und, wie ich glaube, mit größtem Recht, sein Verhalten gegen Pestalozzi besonders in der letzten Zeit einmütig verurteilt haben. Von der Verantwortung namentlich für die Schmähschrift Bibers, die den gebrochenen Greis auf den Tod treffen mußte und getroffen hat, kann Niederer nicht freigesprochen werden. Das bedeutet nicht, daß Pestalozzi, und vollends Schmid, von aller Verschuldung zu entlasten wäre; es ist vielleicht mehr, als ein Mensch vermag, bei solchem Konflikt ganz von Schuld rein zu bleiben. Als Mensch aber bleibt uns Pestalozzi groß, auch wenn den schrecklichen Wirren dieser Zeit sein dafür zu einfaches Gemüt nicht ganz gewachsen war. Es siegt doch zuletzt über alles sein kindliches Herz, es siegt jene Liebe, die „das Kreuz nicht scheut". Und so darf unser Auge, indem es von seiner rührenden Gestalt Abschied nimmt, noch einmal entzückt verweilen auf jenem „geröteten Goldglanz" der scheidenden Sonne, von dem der Schluß der Lenzburger Rede spricht. Mag sterben, was an ihm sterblich war; das Unsterbliche lebt und wird leben. ––

Es bleibt übrig, von einigen äußeren Dingen zu sprechen. Den Pestalozzischen Texten sind, soweit sie mir zugänglich waren, die Erstdrucke zu Grunde gelegt worden. Textänderungen von irgend welcher Bedeutung werden in den Anmerkungen gerechtfertigt. Wörter, die im Urtext irrtümlich zu stehen scheinen, sind in eckige Klammern, solche, welche versehentlich ausgefallen (in Zitaten innerhalb der Biographie auch solche, die von mir zum besseren Verständnis eingeschoben sind), in runde Klammern gesetzt. Die sprach-

liche Färbung war ich nach Möglichkeit zu erhalten bemüht; allzu fremd Lautendes, namentlich Mundartliches, ist in Anmerkungen erklärt; geändert nur, was heute ganz unerträglich geworden; ein zweites Mal würde ich in dieser Hinsicht vielleicht noch etwas konservativer verfahren. Dagegen würde ich, ebenso wie der Herausgeber, es für einen falschen Konservativismus halten, in Orthographie und Interpunktion mich an die alten Drucke zu binden, da dafür gar nicht Pestalozzi, sondern die jedesmaligen Setzer und Korrektoren allenfalls in der späteren Zeit Pestalozzis Mitarbeiter verantwortlich sind. Auch bei der Teilung in Absätze und beim Gebrauch des Sperrdrucks, der in manchen Pestalozzischen Schriften ein geradezu unmäßiger ist, glaubte ich freier verfahren zu dürfen, zumal darin Raumrücksichten mitzusprechen hatten. Die Anmerkungen zur Biographie enthalten hauptsächlich Quellennachweise; es soll dadurch dem Leser nicht nur die genaue Nachprüfung meiner Darstellung ermöglicht, sondern auch zu eigenem Weiterforschen Anregung und Wegleitung gegeben werden. Die Literatur über Pestalozzi ist unabsehbar; aber für weitaus die meisten Fragen genügt es, Seyffarths zweite Gesamtausgabe der Werke, Morfs Biographie, Hunzikers Pestalozziblätter, Seyffarths Pestalozzistudien und Israels Bibliographie zur Hand zu haben. Mit Absicht sind daher stets an erster Stelle diese Hauptquellen zitiert; in ihnen findet man zugleich die reichsten Hinweisungen auf die sonstige Literatur.

Schließlich habe ich noch meinen herzlichen Dank auszusprechen gegen den Herrn Verleger, der sich meinen Absichten stets entgegenkommend gezeigt, namentlich in eine beträchtliche Überschreitung des anfangs vorgesehenen Umfangs ohne Zögern gewilligt hat; gegen den Herrn Herausgeber, der mir mit erfahrenem und sachkundigem Rat in allem zur Seite gewesen ist und ein gut Teil der Arbeit bei der äußeren Fertigstellung auf sich genommen hat; sowie gegen mehrere jüngere Gelehrte, die in die Mühen der Textvergleichung und der Korrektur sich mit mir geteilt, besonders gegen Herrn Dr. O. Buek, der die oben erwähnte Handschrift zu den „Ansichten und Erfahrungen“ für mich verglichen hat.

Im Hinblick auf so vielseitige Hilfe glaube ich sagen zu dürfen: es ist, zur Ehre des Andenkens unseres größten Pädagogen, weder Zeit noch Arbeit gespart worden, um etwas nach jeder Richtung Brauchbares zuwege zu bringen. Wie es gelungen, darüber steht den Lesern und Benutzern des Werkes das Urteil zu.

Marburg, im November 1905. **Paul Natorp.**

Inhalt.

Pestalozzis Leben und Wirken.

Seite



Pestalozzis Leben und Wirken.

Erstes Kapitel. Bis zur Verheiratung.

1. Die Aufgabe. Pestalozzi ist für den praktischen Pädagogen wie für den Theoretiker und den Erforscher der Geschichte der Pädagogik nicht minder merkwürdig wegen der Eigenart seiner Persönlichkeit, seines Lebensganges, seiner Versuche und Erfahrungen im Erziehungsfach, als wegen seiner Schriften. Diese sind uns in erster Linie wichtig als der treuste Spiegel seiner Persönlichkeit; sie sind zum größten und bedeutendsten Teil nur ein „Nachhall"[1] seiner praktischen Erziehungsarbeit und nur in engem Zusammenhang mit dieser recht zu verstehen. Die wahrheitsgetreue Vorführung seines Lebens und Wirkens ist daher der beste Kommentar, der zu seinen Werken gegeben werden kann. Zugleich läßt sich am einfachsten (im unmittelbaren Anschluß daran die notwendig eng begrenzte Auswahl (aus seinen Schriften, welche die folgenden Bände bieten, durch genauen Bericht über das Fehlende so ergänzen, daß man von dem Ganzen seiner unermüdlichen Gedankenarbeit ein annähernd zutreffendes Bild und (zu ihrem ferneren Studium) brauchbare Anleitung erhält.

Mannigfache Schwierigkeiten haften der damit gestellten Aufgabe an. Zwar an Quellenmaterial ist eher Überfluß als Mangel; hier ist die Verlegenheit nur, aus der allzu reichen Fülle das Wichtigste auszuwählen, um die Darstellung nicht zu überlasten, sondern in übersehbaren Grenzen zu halten. Es ist ja ein köstlicher und seltener Fund, wenn einmal, wie hier, ein menschliches Innere von unerschöpflichem Reichtum sich zugleich in so rückhaltloser, nichts verbergender Offenheit,

aus einem so unbegrenzten Wahrheitsbedürfnis, nicht einmal, sondern ein ganzes langes Leben hindurch ausgesprochen hat. Aber die Eigenheit, die jeder Vergleichung sich entziehende Absonderlichkeit dieser Persönlichkeit macht die Aufgabe zu einer so schwierigen. Sie beweist ihre Genialität in der Unendlichkeit, in der wahren Unergründlichkeit ihres Inhalts. Sie läßt sich nicht in eine begrenzte Summe einfacher Motive auflösen und aus solchen in der Darstellung erschöpfend wieder aufbauen. Sie wächst in ihrer zeitlichen Entwickelung immer über sich selbst wieder hinaus und muß daher oft in sich widerspruchsvoll erscheinen; zumal dem Manne nicht eine Kraft der logischen Beherrschung und der schriftstellerischen Gestaltung zu Gebote stand, die dem Reichtum und der Größe seiner Ideen ganz gewachsen gewesen wäre. Pestalozzi ist zeitlebens ein Ringender geblieben. Nie kann man sagen: hier ist er nun vollendet, hier hat er das Maß erreicht, das ihm zu erreichen vergönnt war. So kommt man nicht leicht in Gefahr, sich ihm kritiklos hinzugeben; aber auch einen sicheren Standort der Beurteilung einem solchen wogenden Meer von Gedanken gegenüber festzuhalten, ist so gut wie unmöglich. Und so bleibt allein übrig, was gewiß das Richtigste, aber auch das Schwerste von allem ist: ihn zu zeichnen, so wie er war, vielmehr wie er wurde; nach Möglichkeit jede Phase seines Werdens in ihrer bedingten Notwendigkeit zu begreifen, aber stets sich bewußt zu bleiben, daß, was an seiner Stelle, in seinem bestimmten Zusammenhange notwendig war, es darum nicht ebenso in beliebig anderem Zusammenhange, an sich und für immer zu sein braucht. Allgemeingültige Wahrheiten gewinnt man so freilich nicht oder nur in einem eng begrenzten Kreise letzter Grundsätze. Dafür bringt man einen desto reicheren Schatz individueller Wahrheiten nach Hause. Aber gerade solche sind wertvoll jedenfalls für d e n Erzieher, der selbst eine Individualität ist und daher die Individualität zu achten und in ihren berechtigten Grenzen zu schützen als Pflicht erkennt.

Man wolle also nicht die schlichte Vorführung der Lebens-

arbeit und der Ideen Pestalozzis verwechseln mit der Behauptung ihrer objektiven Allgemeinverbindlichkeit. Die ganze, gewiß tiefe Wahrheit seiner Ideen und die ganze, für alle Menschheit auf immer unvergeßliche Bedeutung seines Lebenswerks liegt in dem reinen Ursprung beider aus der unablässig suchenden, im dunklen Drange des rechten Weges sich doch bewußten, daher nie befriedigten, aber auch nie verzagenden, oft strauchelnden, aber ebenso oft aus der unversiegbaren Kraft der Wahrheit und Liebe sich wieder emporrichtenden Persönlichkeit dieses einzigartigen Menschen. Es ist also wohl etwas Richtiges daran, wenn als das Eine Große, das wir von dem Manne zu lernen haben, hingestellt zu werden pflegt die Kraft seiner Menschenliebe, seiner Liebe auch der geringsten Menschheit. Das trifft wirklich den Kern seines Wesens. Nur soll man dabei nicht vergessen, daß die echteste Kraft dieser Liebe sich doch wohl beweisen mußte, und wirklich an ihm bewiesen hat, in echten Schöpfungen, in probehaltigen Taten der Erkenntnis und des Willens, und nicht, wie man oft gemeint hat, bloß in schönen, allzu schönen Träumen und augenblicklich belebenden, aber nicht vorhaltenden, weil des Zieles und Weges allzu ungewissen Anläufen und Versuchen.

2. Die Familie. Das Geschlecht der Pestalozzi war, wie der Name erkennen läßt, italienischer Herkunft. Es war im ausgehenden Mittelalter am Comersee, dann in Chiavenna ansässig. Von dort kam um die Mitte des 16. Jahrhunderts ein Antonio Pestalozzi zunächst seiner Ausbildung halber nach Zürich. Er verblieb dann dort, verheiratete sich, erwarb im Jahre 1567 das Bürgerrecht der Stadt und wurde der Stammvater eines ausgebreiteten, bis heute daselbst angesehenen Geschlechts. Der Name hat die italienische Endung bewahrt, übrigens sprach man in unseres Pestalozzi Zeit wohl allgemein, und schrieb sehr oft, Pestaloß, Pestalozze, auch Pestaluz, Pestaluß, Pestalouz oder ähnlich.

War nun das Geschlecht der Pestalozzi sonst auch ziemlich wohlbegütert, so war es doch ein recht bescheiden gestellter Zweig dieser Familie, aus dem unser Heinrich Pestalozzi her-

vorging. Der Großvater, Andreas Pestalozzi, war ein schlichter Dorfpfarrer, später Dekan, in Höngg, eine Stunde von Zürich, über dem rechten Limmatufer [2]; der Vater, Johann Baptist (geb. 1718), lebte in der Stadt als Wund- und besonders Augenarzt. Wir wissen von ihm wenig mehr, als daß er, neben der Ausübung seines Berufs ein Freund des Fischfangs und der Jagd, schon mit 33 Jahren (1751) gestorben ist und bis dahin begreiflich nicht dazu gelangt war, ein Vermögen zurückzulegen. So blieb sein Weib Susanna, geborene Hotz aus Richtersweil, mit drei Kindern in schlichten, fast ärmlichen Umständen zurück. Von den Kindern war ein älterer Knabe, Baptist, 1745, unser Johann Heinrich den 12. Januar 1746 geboren, also beim Tode des Vaters fünf Jahre alt, ein Töchterchen Barbara noch einige Jahre jünger. Als Geburtshaus Heinrich Pestalozzis wird das Haus zum „schwarzen Horn" am Rüdenplatz angegeben; doch hat man sichere Belege für diese Annahme nicht. Die Mutter scheint mehrmals die Wohnung gewechselt zu haben [3]; in den Jünglingsjahren Heinrichs wohnte sie vor dem Lindentor im Hause zum „roten Gatter".

3. Die Mutter. Das Babeli. Das, was er später so überzeugt und überzeugend preist: der Segen treuer Muttersorge und einer schlichten, unter viel äußerer Entbehrung innerlich reichen und herzlichen, daher die Kräfte des Gemüts besonders erschließenden häuslichen Erziehung, ist ihm im eigenen Mutterhause in vorbildlicher Weise zuteil geworden. Die wenigen erhaltenen Briefe der Susanna Pestalozzi zeigen ihr mütterlich treues, selbstlos um andere sorgendes, herzlich frommes und ergebenes, freilich unter den Kümmernissen des Witwenstandes wohl etwas verkümmertes Gemüt. Das Verhältnis zwischen Mutter und Sohn war und blieb zeitlebens ein ungetrübt inniges.

Noch eine wichtige Erfahrung hat Pestalozzi von frühster Kindheit an im mütterlichen Hause machen können. Eine treue Dienstmagd, ein einfaches Dorfkind, Barbara Schmid von Buchs [4], in der Familie das Babeli genannt, hatte dem Vater

Pestalozzi auf dem Sterbebett geloben müssen, sein Weib und seine Kinder nicht zu verlassen, und sie hat ihr Gelübde unter aller Not und Schwierigkeit, unter Verzicht auf eine vorteilhafte Heirat, mit aufopfernder Treue, zugleich mit einer natürlichen Umsicht und Klugheit erfüllt, von der noch der greise Pestalozzi[5] mit Rührung und wahrer Verehrung spricht. Daß sie der Mutter nicht nur in der sehr sparsamen Haushaltung und der äußeren Pflege der Kinder treu zur Seite stand, sondern auch an deren Erziehung ihren redlichen Anteil hatte, geht hervor aus der eigenen Erzählung Pestalozzis wie aus den Mitteilungen Hennings[6]. „So ist denn," sagt dieser Berichterstatter, „schon in seinem zarten jugendlichen Herzen die Gesinnung und der Grundsatz erzeugt und begründet, den Menschen nie nach Geburt, Stand und Rang und nach der Größe seines Wirkungskreises zu schätzen, sondern nach dem, was er in jedem Stande, in jedem Verhältnis ist und leistet, und darnach, welche Gesinnung den Grund seines Wesens und Lebens und den Wert oder Unwert der äußeren Erscheinungen desselben ausmacht." Und so mußten, setzen wir hinzu, schon seine frühsten Lebenserfahrungen die Überzeugung in ihm wurzeln und reifen lassen, die er so oft ausspricht: daß gerade in den Geringen und Einfältigen im Volk, gerade in dem aufs schlichte Hausleben beschränkten Weibe edle Kräfte verborgen liegen zu einer gesunden und kernhaften, sittlichen wie geistigen Erziehung der Kinder.

4. Mangel väterlicher Leitung. Gemütsart. Einen Mangel seiner Erziehung hat er selbst später sehr beklagt: den Mangel männlicher Leitung und damit „aller wesentlichen Mittel und Reize zur Entfaltung männlicher Kraft, männlicher Erfahrungen, männlicher Denkungsart und männlicher Übungen"[7], die gerade ihm nach seiner Eigenheit besonders heilsam gewesen wären. Schon für seinen in der Jugend etwas zarten Körper, der übrigens doch ein über 80jähriges Leben meist starker, oft fast übermenschlicher Anstrengungen, Entbehrungen und gemütlicher Aufregungen, wenn auch nicht ohne zeitweilig schwere Erschütterung

ausgedauert hat, würden neben der sorgsamen Pflege, die ihm gewiß nicht mangelte, eine maßvolle Abhärtung, gesunde Bewegung in freier Luft und frische Knabenspiele ohne Zweifel wohltätig gewesen sein; dazu würde der Vater, der jedenfalls kein Stubenhocker war, ihn gewiß angehalten haben, statt daß ihn die Seinen nach allzu sorglicher Frauen Art „hinterm Ofen" hielten. Besonders aber seiner erst recht zarten, gefühl- und phantasiereichen, zu umsichtiger Durchdringung und kaltblütiger Beherrschung der Umstände gar zu wenig angelegten und geneigten, über die Maßen treuherzigen, durch Gewandtere leicht hintergehbaren Gemütsart hätte das Gegengewicht einer kräftigen, wenn nur nicht plump zufahrenden väterlichen Zucht, vor allem aber das tägliche Vorbild eines sicheren männlichen Wirkens und Schaffens ohne Zweifel förderlich werden können.

Und doch fragt man sich, ob selbst die einsichtigste und kraftvollste Leitung viel ausgerichtet hätte gegen Eigenschaften, an denen die härtesten Erfahrungen eines ungewöhnlich schweren Lebensganges nicht das mindeste zu ändern vermocht haben. Charakterisiert er doch sich selbst aufs schlagendste damit, daß er es nie verstanden habe, durch Schaden klug zu werden. Er sei schon als Kind mit seinem Kopf in hundert und hundert Kleinigkeiten mehr als kein anderes Kind an die Wand gestoßen, aber das habe ihm nichts gemacht; denn er habe bei seiner Unvorsichtigkeit einen Leichtsinn — richtiger wäre wohl zu sagen: eine träumerische Unbekümmertheit — besessen, daß ihm das Fehlschlagen von Dingen, die andern Kindern schwer zu Herzen gegangen wären, gewöhnlich so viel als nichts machte; was hinter ihm war, wenn es ihn selbst betraf, war ihm, sobald er ein paar Mal darüber geschlafen hatte, wie wenn es nicht geschehen wäre. So wenig machten Glück und Unglück für ihn selbst Eindruck auf ihn [8]. Dieses sorglose Hinaussein über Dinge, die ihm Kleinigkeiten, dagegen der Masse der Menschen weit die wichtigsten und größten sind, ist ihm zeitlebens treu geblieben und erklärt es einigermaßen, wie er in seinen harten Lebensschicksalen nicht nur nicht untergegangen ist, sondern oft mitten aus ihnen heraus

zu den höchsten Gedanken und Taten Mut zu fassen vermochte. Er hatte sein Leben in sich; alles Äußere verschwand ihm, wenn er mit einer mächtigen Idee, einem großen seelischen Impuls, einer ihn stark bewegenden Empfindung innerlich beschäftigt war; und er war fast immer so beschäftigt.

Es wäre gewiß falsch, für Eigenschaften, die so tiefe Wurzeln in seiner Natur hatten, seine Erziehung besonders verantwortlich zu machen; falsch sogar, ihn wegen dieser Eigenschaften, die an seinen trüben Lebensschicksalen allerdings den größten Teil der Schuld trugen, lediglich zu beklagen. Denn sie sind nur die Kehrseite einer wirklich genialen Anlage. Das Kleine darf für den nicht da sein, der sein Auge ganz und fest auf Großes gerichtet hält; Zeit und Stunde darf den nicht allzu sehr fesseln, den ein höherer Schwung der Seele zum Ewigen fortträgt. Und wenn ein armer Mensch, dessen Auge so vom Lichte des Ewigen voll ist, im Dunkel des Erdenlebens wie ein Trunkener taumelt, und so vor denen, die sich in dies Dunkel geschickter hineingewöhnt und sicherer in ihm bewegen gelernt haben, mitunter lächerlich wird, so soll man, nach Platos feinem Wort, sich klar machen, daß es eine doppelte Art gibt, wie des Menschen Blick getrübt sein kann: wenn er plötzlich aus dem Hellen ins Dunkle versetzt wird, und, wenn aus dem Dunklen ins Helle; und welches Lachen wohl lächerlicher ist, über den, der im einen, oder der im andern Fall wie ein Blinder torkelt. Das Eine pflegt großen Naturen zu begegnen, wenn sie mit alltäglichen Dingen, das Andre alltäglichen, wenn sie mit großen Dingen zu tun haben.

Eine ganz schiefe Meinung jedenfalls ist es, der man gleichwohl hier und da noch begegnet, als ob Intelligenz und Tatkraft in Pestalozzi überhaupt nur zu schwacher Entfaltung gelangt seien. Er konnte hohen Scharfsinn beweisen und konnte in wahrhaft heroischem Aufschwung eine Energie entfalten, die man in dem Träumer nicht gesucht hätte, sobald er unter einem starken, die Seele erhebenden Antrieb stand. So konnte das Schwere, das andern Unmögliche ihm gelingen, während er nicht selten scheiterte an dem, was andere in seiner Lage

mühelos bewältigt hätten. Deshalb besonders erscheint er dem Alltagsverstand oft so rätselhaft; für den aber, der von der Psychologie des Genies auch nur das ABC begriffen hat, liegt kaum ein geschichtlicher Charakter so offen da wie der seine. Denn alles Große ist einfach in seinem Kern und erscheint nur verworren durch die Brille der Alltagserfahrung, die für solche Phänomene nicht gemacht ist.

5. Charakterzüge aus den Knabenjahren. Diese bis zuletzt ihn kennzeichnenden Charaktereigenheiten verraten schon einzelne Züge, die uns aus seinen Knabenjahren glücklicherweise erhalten sind[9]. „Ich war gehütet wie ein Schaf, das nicht außer dem Stall darf. Ich kam nie zu den Knaben meines Alters auf die Gasse, kannte keines ihrer Spiele, keine ihrer Übungen, keines ihrer Geheimnisse; natürlich war ich in ihrer Mitte ungeschickt und ihnen selbst lächerlich; auch gaben sie mir in meinem neunten oder zehnten Jahr schon den Namen Heiri Wunderli von Torliken." — „Ich konnte mich nicht verstellen; wenn mir etwas Lächerliches vorkam, so mußte ich lachen.' Einmal war ich in einem Schulexamen der Erste und mußte also en cérémonie beten; das schien mir so komisch, daß ich vor Lachen mein Paternoster nicht zu End brachte." — Es scheint, daß aus einem Mißverständnis solcher Erzählungen die irrtümliche Überlieferung[10] erwachsen ist, daß Pestalozzi habe Pfarrer werden sollen, aber beim ersten Predigtversuch im Vaterunser stecken geblieben sei und deshalb auf diese Laufbahn habe verzichten müssen. Pestalozzi war für das Studium der Theologie zwar ursprünglich bestimmt, er hat es aber, wie wir sehen werden, in Wahrheit nicht auch nur begonnen. — „Ich blieb durch mein ganzes Leben kindisch; keine Erfahrung war vermögend eine gewisse Einfalt in mir auszulöschen, die allen Menschen, die mich unter die Hände kriegen, über mich Gewalt gibt, mich zu mißbrauchen, wie sie nur wollen. Sie haben es auch von meiner Kindheit an mir getan; ein jeder, der an einen Ort nicht selbst gern hinging, schickte mich, und ich ging so froh und unschuldig, daß mir nur nie in den Sinn kam, die andern hätten ja auch gehen

können."[9] — „Ich glaubte alle Welt wenigstens so gutmütig und zutraulich als mich selbst. Ich war also natürlich von meiner Jugend auf das Opfer eines jeden, der mit mir sein Spiel treiben wollte. Es lag nicht in meiner Natur, von irgend jemand etwas Böses zu glauben, bis ich es sah oder selber Schaden davon hatte."[11] „Die Buben in der Schule schickten mich, wohin sie nicht gerne gingen; ich ging, wohin sie nicht gingen, und tat, was sie wollten. Beim großen Erdbeben, wo die Präzeptoren den Kindern schier über die Köpfe und die Stiege herab gingen und es keiner wagen wollte, wieder hinaufzugehen, ging ich und brachte ihnen Kappen und Bücher hinunter."[12]

Auch in anderen Fällen bewies der sonst eher furchtsame Knabe eine Tapferkeit, deren man sich gerade von ihm am wenigsten versah. Als ein „besoffener Kantor" ihn, der durchaus kein musikalisches Gehör hatte, „mit Schlägen richtig hören machen wollte", empörte ihn das so, daß er den betrunkenen Mann mit den Knaben, die neben ihm saßen, aus seiner Bank herausdrängte, zur Schule hinauslief und dem damaligen „Ludimoderator" (Klassenlehrer) erklärte, er werde die Schule mit keinem Fuß wieder betreten, wenn er wieder eine Stunde unter jenem Kantor lernen müsse. Jener sah, daß der Knabe recht hatte, und befreite ihn von der Singstunde[13]. Ein andermal zeigte er heimliche Greuel einer öffentlichen Erziehungsanstalt den Vorstehern in einem anonymen Briefe an. Er war aber nicht schlau genug, wurde verraten und zog sich Haß zu. Die Untersuchung bestätigte alles, was er gesagt hatte. Man verlangte, daß er den Knaben nennen sollte, der ihm die Nachricht mitgeteilt. Er verweigerte es standhaft, und als man ihm mit exemplarischer Strafe drohte, entlief er zum Großvater nach Höngg. — Es sind nur vereinzelte Züge, aber sie stimmen zu dem Bilde, welches wir durch seinen ganzen weiteren Lebensgang von seinem Charakter erhalten.

6. Pestalozzi als Schüler. Wie aber stand es mit seinem Schulbesuch und seiner geistigen Ausbildung? — Wir wissen, daß er, jedenfalls nach mehrjährigem Besuch einer

deutschen Elementarschule, seit dem Frühjahr 1754 die Unterklassen der Lateinschule beim Fraumünster, seit 1757 die Oberklassen in der Schule am Großmünster, darauf 1761 bis 1763 das Collegium humanitatis, endlich, bis Herbst 1765, das hauptsächlich der Ausbildung von Theologen gewidmete, mehr dem Charakter einer Akademie sich nähernde Collegium Carolinum zu Zürich besucht, in diesem aber nur die beiden unteren Kurse, den philologischen und philosophischen, nicht auch den dritten, theologischen, durchgemacht hat [14].

Er war sicher kein Musterschüler. Hatte er den Kern der Sache erfaßt, so lag ihm wenig an der Form. Mit der Rechtschreibung hat er zeitlebens auf sehr freiem Fuße verkehrt; ein Schönschreiber ist er erst recht nicht gewesen; auch, trotz der tiefsten Erkenntnis der Bedeutung der Mathematik, kein schulgerechter Mathematikus. Und wenn seine schriftliche Darstellung schon früh durch Kraft und Wärme des Ausdrucks und oft packende Lebendigkeit sich auszeichnet, so ist doch der Mangel einer sicheren Disposition, eines flüssigen, abgerundeten Periodenbaus, überhaupt der formalen Durchbildung besonders in den späteren Schriften, fast muß man sagen, in zunehmendem Grade zu empfinden.

Er selbst sagt im Schwanengesang [15]: er sei für alles, was sein Gefühl ansprach, stets „schnell und warm belebt", dagegen auf das, was ihn nicht so zu ergreifen wußte, „äußerst unaufmerksam und gleichgültig" gewesen. Daher habe er in der Schule sich zwar in einigen Dingen früh und auffallend ausgezeichnet, sei aber in anderen ebenso auffallend zurückgeblieben. „Obgleich einer der besten Schüler, beging ich doch mit einer unbegreiflichen Gedankenlosigkeit Fehler, deren sich auch keiner der schlechteren von ihnen schuldig machte. Indem mich das Wesen der Unterrichtsfächer meistens lebendig und richtig ergriff, war ich für die Formen, in denen es erschien, vielseitig gleichgültig und gedankenlos. . . . So war mir überhaupt, ich darf nicht einmal sagen, das eigentliche Verstehen, sondern vielmehr das gefühlvolle Ergriffenwerden von Erkenntnisgegenständen, die ich erlernen sollte, imm

wichtiger als das praktische Einüben der Mittel ihrer Ausübung" u. a. m. — Pestalozzi neigt besonders in seinen letzten Schriften zu einer überaus harten Selbstbeurteilung. So mag auch in diesem Selbstzeugnis der Kontrast zwischen dem richtigen und starken Erfassen der Hauptsache und der Unfähigkeit zu strenger Aufmerksamkeit auf das Kleine wohl etwas zu sehr zugespitzt sein. Aber im ganzen trifft das Gesagte sicher zu, da es durch seine spätere Entwicklung durchaus bestätigt wird.

Daß er indessen, trotz der von ihm selbst so stark ausgesprochenen Mängel, einer der besten Schüler gewesen ist, bestätigen die von Hunziker aus den Züricher Stadtarchiven hervorgezogenen Zeugnisse über sein Aufrücken von Klasse zu Klasse, welche ergeben, daß er stets wenigstens beim Abschluß jedes Kurses zu den besseren, einige Male zu den besten Schülern gezählt hat. Dabei ist auffallend, daß er fast regelmäßig beim Beginn eines neuen Kurses unter den minder guten, wenn nicht geradezu unter den schlechteren Schülern erscheint und erst allmählich in die Höhe rückt. So ist er in der (von unten gezählt) dritten Klasse im ersten Halbjahr, obgleich er die zweite als Fünfter unter 32 verlassen hat, unter 34 Schülern der 29te, dagegen schon im zweiten unter 23 der 8te, und im dritten unter 26 der erste. Mir scheint, daß dies mit dem, was Pestalozzi selbst angibt, wohl übereinstimmt: man wird ihn anfangs nach den einzelnen auffälligen Gedankenlosigkeitsfehlern zu gering bewertet haben, bis dann bei genauerer Kenntnis das Urteil der Lehrer sich mehr und mehr zu seinen Gunsten wandte.

7. Stand des Züricher Schulwesens. Was aber hat Pestalozzi auf der Schule gelernt? Was ist überhaupt die Schule ihm gewesen?

Man kann leicht verleitet werden, darüber ein unvorsichtiges Urteil zu fällen. Ein Reformator der Erziehung neigt naturgemäß dazu, an dem Erziehungswesen, wie er es vorfindet, vorwiegend die Schattenseiten zu sehen. Nun unterliegt es nach den genauen Nachweis[illegible]n Morf und anderen

allerdings keinem Zweifel, daß zunächst die ländlichen Schulen, wie in aller Welt damals, so auch in der Schweiz recht viel zu wünschen ließen. Gleichwohl rühmt Pestalozzi gerade von diesen, daß sie, wenn auch in Hinsicht der Leistungen nicht sehr zu loben, doch „mit der sittlichen und häuslichen Bildung des Volks in einem belebten Zusammenhang" gewesen seien, der „auf die Einübung der Aufmerksamkeit, des Gehorsams, der Tätigkeit und Anstrengung und hiermit auf die wesentlichsten Fundamente der Erziehung kraftvoll und real einwirkte."[16] Dies habe dagegen den Stadtschulen gemangelt. Da sei man einseitig auf eine gute wissenschaftliche Bildung bedacht gewesen, aber man habe „den Zusammenhang ihres Segens mit der Wohnstubenbildung des Volks und mit den Kräften und Fertigkeiten, welche die tätige tägliche Ausübung dieser Erkenntnisse im häuslichen Leben voraussetzen und fordern", und den „inneren Zusammenhang aller wesentlichen häuslichen und Schulbildungsmittel mit der aus diesem Zusammenhang allein entspringenden sittlichen, geistigen und physischen Gemeinkraft in der Erziehung" verkannt. Aber das ist etwas einseitig von seinem späteren Standpunkt aus geurteilt. Dies wird besonders klar, wenn er in der Umarbeitung der Gertrud[17] „Berufsleben" gegen „Bücherleben" stellt und sagt: „Wenn ein Bauernknabe nur mit dem Vater täglich ins Feld geht, an seinem gewöhnlichen Tun, soweit er kann, teilnimmt . . ., so genießt er dadurch geradezu die Bildung, die er nötig hat", während ein Stadtkind in allen Berufssachen hinter ihm zurückstehen und selbst an seinen Spielen nicht wird teilnehmen können, ja sich der Ausspottung und jedem kränkenden Mißbrauch seiner Schwäche ausgesetzt sehen wird: „dagegen schützt ein solches Kind kein Schulgehen, kein Schuleifer, kein Schullob, kein Schreiben, kein Rechnen, kein Latein, kein Hebräisch, kein Katechismus und kein Psalter" u. s. f. Das heißt an den Zustand, wie er ihn in seiner Jugend vorfand, den Maßstab von Forderungen anlegen, zu denen Pestalozzi selbst sich erst nach und nach erhoben hat. Mißt man vielmehr mit dem Maße dessen, was allgemein die

Schule vor Pestalozzi leistete und leisten konnte, ja was überhaupt nur die Aufgabe der Schule sein kann, so wird man das Schulwesen der Stadt Zürich, jedenfalls auf seinen oberen Stufen, als vergleichsweise hochstehend anerkennen müssen.

8. Bodmer und Breitinger. Politische Tendenz des Unterrichts. Zwar eine von Breitinger ausgegangene durchgreifende Verbesserung des Züricher Schulwesens ist erst von 1768 ab ins Leben getreten, wo Pestalozzi der Schule bereits entwachsen war. Doch hat er in den beiden letzten Jahren seines Schullebens die Einwirkung eben der Männer, welche die Seele dieser Reform waren, d. h. neben Breitinger besonders Bodmers, erfahren und ist dadurch nach allem, was uns vorliegt, mächtig ergriffen und gefördert worden. Jene Männer waren für die Alten ehrlich begeistert, aber, nicht von einseitig antiquarischem Interesse geleitet, suchten sie im Gegenteil der klassischen Bildung die engste mögliche Beziehung zum Leben der Gegenwart zu geben. „Unabhängigkeit, Selbständigkeit, Wohltätigkeit, Aufopferungskraft und Vaterlandsliebe war das Losungswort unserer öffentlichen Bildung", bekennt Pestalozzi selbst[18], in einem Atem mit der Wiederholung des Tadels der unpraktischen Richtung des Unterrichts. Ich denke aber, daß das nicht nur eine sehr edle, sondern auch eine sehr praktische Losung war. Gewiß war damit nicht auch eine „genugsame und solide Ausbildung der praktischen Kräfte, die zu allem diesem wesentlich hinführen", schon gegeben. Gewiß war es ein Irrtum, wenn die Schüler „sich in Knabenschuhen einbildeten, durch die oberflächlichen Schulkenntnisse vom großen griechischen und römischen Bürgerleben" auch für das kleine Bürgerleben in einem schweizerischen Kanton „solid vorbereitet" zu sein. Aber da liegt doch die Frage nahe, ob der Unterricht einer höheren Schule, ob die Schule überhaupt die Aufgabe, ja auch nur die Möglichkeit hat, eine für sich allein genügende Vorbereitung zum bürgerlichen Leben zu bieten. Es war doch gewiß etwas, wenn wirklich ein „edler Aufflug treuer, vaterländischer Gesinnungen"[19] der Schule den Stempel aufdrückte, wenn sie eine so echte, zu jeder auf-

opfernden Tat bereite Begeisterung zu wecken und tief in die Herzen der Jünglinge zu pflanzen verstand, daß sie später, durch die höhere Schule des Lebens zu Männern gereift, auch nach den geeigneten Wegen ihrer praktischen Betätigung mit Ernst suchten und, wo solche sich ihnen öffneten, sie kraftvoll und unerschrocken betraten, wie es von Pestalozzi namentlich, aber nicht von ihm allein, sondern von einer Reihe seiner Altersgenossen, unter denen der Name Lavaters hervorragt, berichtet wird.

Besonders tadelt es Pestalozzi, daß man geglaubt habe, durch bloße Sparsamkeit und Einschränkung alle Vorzüge des bürgerlichen Lebens ohne wesentlichen Verlust entbehren zu können; daß man Träumen von der Möglichkeit häuslichen Glücks und bürgerlicher Selbständigkeit, ohne große bürgerlich gebildete Erwerbs- und Verdienstkräfte zu besitzen, nachhing.[20] Das war ein Irrtum, von dem sich Pestalozzi, wie wir bald sehen werden, frühzeitig losgesagt hat. Aber doch war es von größter Bedeutung, daß auf die wirtschaftlichen Gründe der Schäden des öffentlichen Lebens die Aufmerksamkeit bereits so früh und ernsthaft hingelenkt wurde. Was jenes Zeitalter neu entdeckte, was in dem „folgenden großen, leidenschaftlichen Weltgang", auf den Pestalozzi in demselben Zusammenhang hindeutet, im Zeitalter der Revolution, die eigentlich bewegende Kraft war, was seitdem die nationalen und internationalen Bewegungen Europas und fast des ganzen Erdkreises vorzugsweise bestimmt, es war das ungeheure Phänomen, auf das schon Plato gestoßen war: daß, was man ein Volk nennt, in der Tat nicht e i n Volk ist, sondern zwei, die von einander durch eine feindlichere Kluft geschieden sind als Nationen, die seit Jahrhunderten sich als Erbfeinde zu betrachten gewohnt sind: die Besitzenden und die Besitzlosen. Man sah den frevelnden Übermut auf der Seite der [illegible]mögenden und Gebietenden, die tiefe, geistige u[illegible] noch mehr als wirtschaftliche Knechtung de[illegible] Gehorchenden. Begreiflich, daß man, mi[illegible] des Wirtschaftslebens so gut wie gan[illegible]

zunächst gegen die offen zu Tage liegenden Symptome statt gegen die wahren und letzten Ursachen des Übels richtete; daß man gegen Herrenübermut und Niedertretung der Schwachen, gegen handgreifliche ungerechte Ausbeutung mit öffentlicher Rüge und furchtloser Anklage auftrat, in treuherziger Überzeugung, daß man mit solch tätigem Beweis edler moralischer Gesinnung notwendig zuletzt durchdringen müsse. Es gehörte keine Sehergabe dazu, vorauszusagen, daß man damit nicht weit kommen, die vorhandenen Übel wirklich nicht besiegen werde. Aber darum ist es nicht weniger wahr, daß Pestalozzis pädagogische Reform, die ganz und gar aus sozialen Gründen zu verstehen ist, von hier ihren ersten Anstoß erhalten hat.

9. Bodmers soziale Pädagogik. Allerdings wäre es zu viel gesagt, daß allein die Schule es gewesen sei, welche ihm diesen für sein ganzes Leben entscheidenden Anstoß gegeben habe. Es war nicht die Schule als solche, nach ihrem allgemeinen damaligen Zuschnitt, sondern es waren einzelne hervorragende Lehrer, vor allen die beiden schon genannten, Bodmer und Breitinger. „Zu einer Zeit und in einem Vaterlande lebend, wo die besser gebildete Jugend zu freiem Forschen nach den Ursachen der Landesübel, wie und wo sie immer vorlagen, und zu einem lebendigen Eifer, ihnen abzuhelfen, allgemein emporgehoben wurde, forschte auch ich, wie dieses die Zöglinge eines Bodmer und eines Breitinger alle taten, und wie es dem Zeitgenossen eines Iselin, . . . Fellenberg, Escher, Hirzel, Tscharner, Wattenwyl, Grafenried und so vieler edler Männer gebührte, den Quellen der Übel nach, die auch das Volk unseres Vaterlandes tief unter das, was es sein könnte und sein sollte, herabsetzten." Sie fanden die Menschen, zu einer Kraftlosigkeit und Unbehülflichkeit versunken, die es ihnen unmöglich machte, in derselben das zu sein, was sie als Menschen von Gottes- und als Bürger von Rechts- und Not- [illegible] hätten sein und werden sollen. So schreibt [illegible] die Tatsachen beweisen, wie sehr es [illegible] Jugend mit solcher Forschung und [illegible] ernst gewesen ist.

Bodmer selbst[22] hegte scharf demokratische Gesinnungen, mit welchen er freilich im „großen Rat“, dem er angehörte, einsam stand und auch von den wenigen, die innerlich wie er dachten, eine kräftige Mitwirkung nicht zu erwarten hatte. „Ich verdiene mir oft scheele Gesichter von unseren Aristokraten“, schreibt er. Desto mehr begriff er sein Lehramt als das Amt einer Erziehung, nicht zu einer unbestimmt allgemeinen Sittlichkeit, sondern zu kraftvoller und tätiger bürgerlicher Gesinnung. „Wir müssen die Individua besser machen, wenn wir eine glückliche Regierung haben wollen. Von schlimmen Materialien kann kein gutes Gebäude gemacht werden, und durch mündlichen Unterricht kann man mehr ausrichten als durch Bücher. Die volkstümlichen Gesinnungen werden sehr langsam gebessert. Seit 50 Jahren sehe ich sie sehr gebessert, und nach 50 Jahren werden sie dreimal besser sein, wenn sie nur einmal den Schwung nehmen.“[23] Diese „sozialpädagogische“ Ansicht ist gewiß einseitig und in ihrer Einseitigkeit sogar falsch; in Wahrheit wird das Individuum weit mehr durch die Gesellschaft bestimmt als umgekehrt. Auch hat man es heute bequem, post eventum zu prophezeien, daß die Voraussage des edlen Mannes sich nicht erfüllen wird; daß es mit der volkstümlichen Gesinnung in Zürich 50 Jahre später keineswegs dreimal besser aussehen wird. Gerade Pestalozzi hat das so bitter ausgesprochen, wie man es ihm zu erfahren gegeben. Aber ebenso gewiß ist, daß Pestalozzi gerade durch diesen Einfluß auf den tiefen Zusammenhang der Schulerziehung und der Erziehung überhaupt mit dem wirtschaftlichen und politischen Zustande des gesamten Volks und auf die gewaltige Aufgabe, nicht nur „Individua“, bestenfalls künftige Regenten, sondern ein Volk zu erziehen, hingelenkt worden und von diesem Punkte aus in folgerechtem, unermüdetem Weiterdenken und Weiterarbeiten dann auch dahin gelangt ist, den Irrtum jener Bodmerschen Ansicht be-
Schülers wie Pestalozzi tun mußte. Welch ein Unterricht in
richtigen zu können. Groß und edel jedenfalls ist diese Ansicht, und begreiflich die Wirkung, die sie auf das Gemüt eines

vaterländischer Geschichte, den der 18jährige da genoß, neben dem im Griechischen bei Breitinger, von dessen ganz gleichartiger Wirkung wir bald die Probe sehen werden.

10. Der Patriotenbund. Wie Bodmer überhaupt nicht durch den Unterricht allein, sondern durch seine ganze Persönlichkeit auf die Jugend einwirkte, so blieb sein Einfluß auch äußerlich nicht auf die Schulräume beschränkt. War er sonst schon gewohnt, mit seinen reiferen Schülern auch auf Spaziergängen oder daheim im traulichen Gespräch väterlich zu verkehren und da vielleicht erst sein Bestes zu geben, so erhielt diese schöne Art „erziehenden Unterrichts“ noch eine mehr organisierte Form, indem sich, durch politische Bewegungen der Zeit veranlaßt, unter seiner Führung ein Verein bildete, welcher sich nach dem Zunfthause der Gerber, wo er seine regelmäßigen Zusammenkünfte hielt, die „helvetische Gesellschaft zur Gerwe“ nannte, im Volk unter dem Namen der „Patrioten“ bekannt war. Man kam allwöchentlich zusammen, um Aufsätze der Mitglieder über Gegenstände der Geschichte, Politik, Moral und Pädagogik gemeinsam zu lesen und zu besprechen. Diesem Verein hat, wie seine nächsten Freunde, Lavater, Füßli, Bluntschli, Kaspar Schultheß, David Vogel, Weiß (Wyß), Heß und viele andre, als eines der regsten Mitglieder Pestalozzi angehört.

Begreiflicherweise war der Verein bei den Regierenden von Anfang an nicht wohl gelitten, zumal zwar nicht er als solcher in die praktische Politik eingriff, wohl aber manche seiner Mitglieder die Gesinnungen, die sie dort einsogen, alsbald in Tat umzusetzen begannen, indem sie vorhandene Schäden an die Öffentlichkeit brachten, namentlich mit nicht geringer Kühnheit einzelne auffallende und notorische, aber wenigstens durch stillschweigende Duldung der Behörden geschützte und fast sanktionierte Ungerechtigkeiten ans Licht der Öffentlichkeit zogen und ihre Ahndung durchsetzten. So wurde zuerst (1763) ein Landvogt Grebel, der sich in Verwaltung und Rechtsprechung arge Übergriffe und Beraubungen hatte zu Schulden kommen lassen, durch eine an-

nyme Anklageschrift zur Rechenschaft gezogen und dadurch di
Regierung zum Einschreiten genötigt. Die Anschuldigung er
wies sich als begründet, der Vogt wurde bestraft; aber di
Urheber der Anklage, Lavater und Füßli, wurden von der Re
gierung gleich Schuldigen behandelt, weil sie „geblasen hatte
was sie nicht brannte“, und mußten Abbitte tun. Mehrer
ähnliche Fälle ereigneten sich in den nächsten Jahren; bis ei
noch schärferer Konflikt zu Anfang des Jahres 1767 dem kec
Treiben der jungen Stürmer ein jähes Ende bereitete. Es wa
die Zeit lebhaft erregt durch das sogenannte „Genfer Geschäft“
Streitigkeiten zwischen den regierenden Geschlechtern und de
Gesamtheit der Bürger in Genf, damals (seit 1762) von neue
angefacht durch die Verbannung Rousseaus, die von de
Magistrat gegen den erklärten Protest des Bürgerrats ve
fügt worden war. In diesen Streitigkeiten war schon früh
einmal (1738) die Vermittlung von Bern, Zürich und Fran
reich angerufen worden; jetzt wandte man sich abermals a
diese; der Entscheid fiel einseitig im Sinne der regierende
Partei aus, wurde daher von dieser mit Freuden angenomme
dagegen von der Bürgerschaft mit großer Mehrheit verworfe
Als nun das Gerücht ging, daß die Züricher Regierung soga
Truppen nach Genf entsenden wolle, um die Annahme der ve
haßten „Mediation“ seitens der Bürgerschaft mit Waffe
gewalt zu erzwingen, erschien, nicht gedruckt, aber in Ab
schriften verbreitet, ein Flugblatt in Form eines „Bauern
gesprächs“, welches nicht ohne Schärfe eine solche Absicht i
voraus verurteilte. Die Schrift rührte her von einem junge
Theologen und Privatlehrer Chr. H. Müller, der sich nich
Arges dabei gedacht, sie nur als eine Probe, wie sich solc
Gegenstände volkstümlich behandeln ließen, in einem Priva
kreise vorgelesen, ihre Verbreitung aber gar nicht beabsichti
und von ihr nichts gewußt hatte. Die Regierung indess
witterte hinter der Schrift nichts geringeres als eine V
schwörung gegen den Staat und fahndete auf den Urhebe
seine voraussetzlichen Spießgesellen. Im Einverständ
Lavater und anderen Freunden begab sich Pestalozzi

Kandidaten kannte, zu diesem und suchte ihn zu bestimmen, daß er sich, um Ärgerem vorzubeugen, selber als Urheber nenne. Dieser zeigte sich in der Tat schriftlich der Behörde an, entfloh aber gleichzeitig bei Nacht, wodurch die Sache in den Augen der Regierung nur ein noch schlimmeres Ansehen erhielt. Die meisten „Patrioten" wurden nun vorgeladen, Pestalozzi besonders, unter dem Verdacht, dem Müller zur Flucht Vorschub geleistet zu haben, auf drei Tage in Arrest gesteckt, aber, da sich seine Unschuld herausstellte, mit scharfem Verweis wieder entlassen. Müller wurde auf Lebenszeit verbannt, seine „aufwieglerische und pflichtvergessene Schandschrift" öffentlich durch den Henker verbrannt; die „Patrioten" mußten diesem für solche staatsrettende Tat drei Klafter Holz leisten. Pestalozzi und sein Freund Dälliker hatten die Frechheit, dem Brandopfer „mit einer Pfeifen auf der Meisenzinne spatzierend" zuzusehen, wie ein handschriftlicher Bericht eines Zeitgenossen schaudernd vermeldet.[24]

11. Der Erinnerer. Wünsche. Die Tätigkeit der Patrioten war damit gebrochen. Auch eine übrigens harmlose periodische Schrift, „Der Erinnerer", die sie seit 1765 hatten erscheinen lassen, wurde bei dieser Gelegenheit unterdrückt. Pestalozzi war an ihr als Mitarbeiter beteiligt mit einer Reihe von Aphorismen, „Wünsche" betitelt[25]. Sie verfolgen durchweg maßvolle und vernünftige moralische und zum Teil pädagogische Absichten. Bemerkenswert im Hinblick auf seine späteren Versuche ist der Wunsch (17): daß doch jemand einen Auszug aus Tissots Anleitung für das Landvolk in Absicht auf seine Gesundheit herstellte, und reiche Leute es ermöglichten, diesen zu billigem Preis unter dem Landvolk zu verbreiten; mehr noch der daran anschließende (18): „Daß doch jemand einige Bogen voll einfältiger guter Grundsätze der Erziehung, die auch für den gemeinsten Bürger oder Bauern verständlich und brauchbar wären, drucken ließe; und daß dann einige großmütige Personen . . . verschafften, daß diese sehr wenigen Bogen umsonst oder nur etwa für einen einzigen Schilling an das Publikum überlassen würden; und daß dann

alle Geistlichen zu Stadt und Land diese gemeinnützigen Bogen austeilten und beliebten[26]; und daß dann alle Väter und Mütter, denen sie in die Hände kommen würden, diesen vernünftigen und christlichen Erziehungsregeln folgten! Aber, ja, das heißt freilich viel auf einmal gewünscht."

12 Agis und die Demosthenesrede. Es hat sich aber noch ein weit wichtigeres literarisches Denkmal aus dieser Zeit erhalten, welches auf Pestalozzis damalige Stimmung scharfe Schlaglichter fallen läßt. Es ist ein Aufsatz, Agis betitelt, nebst dem Bruchstück einer Übersetzung der dritten Olynthischen Rede des Demosthenes, enthaltend eine grelle Schilderung der Zustände des sinkenden Athen. Beides erschien zusammen im Lindauer Journal von 1766 im 12ten Stück ohne Nennung des Verfassers. Pestalozzi erwähnt im Schwanengesang[27] diese Übersetzung als Beleg dafür, wie er, obgleich ohne hinreichende Beherrschung der griechischen Sprache, doch in den Kern der Sache eingedrungen sei, an Feuer der Beredsamkeit aber es selbst einem seiner Professoren[28], der ebenfalls eine Übersetzung von Reden des Demosthenes veröffentlicht hatte, zuvorgetan habe. Wirklich war der Zweck der Übersetzung und des zugehörigen Aufsatzes ersichtlich ein anderer. Die Schilderung des sittlichen und politischen Verfalls von Athen infolge der Bereicherungssucht der Regierenden fordert die Nutzanwendung auf seine Zeit und seine Vaterstadt so sichtlich heraus, daß er in einer ironischen Anmerkung[29] „alle Leser heilig versichern" muß, es sei „gewiß keine Satire auf unsere Umstände", sondern eine wörtliche Übersetzung aus einer Rede des Demosthenes an das Atheniſche Volk.

Ganz unverhüllt aber gibt der Aufsatz „Agis" die Absicht solcher Nutzanwendung zu erkennen. Es ist eine in glühender, wenn schon etwas überladener Rhetorik gehaltene Schilderung der sozialen Umwälzung, durch welche der Spartanerkönig Agis IV. (gest. 240 v. Chr.) dem inneren Verderben seines Vaterlandes ein letztes Mal entgegenzuwirken versuchte, in der er aber selbst ein tragisches Ende fand. Der Grund-

gedanke ist derselbe wie in der Übersetzung, nur noch ungleich schärfer zugespitzt. Die soziale Ungleichheit unter den Bürgern ist die Quelle des Verderbens eines jeden Staates. So verließ Sparta die von Lykurg weise eingeführte Besitzgleichheit; von da an machte sich die Raubsucht der Reichen die Güter Spartas eigen, und „Scharen unglücklicher Söhne, deren betrogene Väter ihnen ihr Erbteil entrissen, bearbeiteten nun als Sklaven die Felder der Reichen, und bei diesen stieg Wollust und Pracht täglich höher empor und führte Lacedämon als im Triumph gefangen. Die Tugend der ehemaligen Spartiaten ward verbannt, und die selige Armut, die Ehre ihrer Väter, ward von den weichlichen Söhnen für Schande gehalten."[30] „Die Ungleichheit des Besitzes ... zerteilte die Bürger Spartas in Herren und Sklaven und ließ alles Elend der Armut in Sparta sich häufen:"[31] sie entwurzelte, mit der ursprünglichen Gleichheit, zugleich den edlen Sinn der republikanischen Freiheit. Und hier gerade macht er die Anwendung auf seine Zeit und sein Volk: „Dem Menschen, dem der lange Genuß der Wollust (des Wohllebens) alle seine Begriffe verkehrt hat, diesem ist Freiheit Sklaverei, und die härteste Sklaverei hält er für Freiheit ... Oder hält nicht der Schweizer, der die königlichen Gärten in Versailles bewacht, er, der mit der Dogge, die neben ihm angefesselt ist, eine gleiche Bestimmung hat, hält sich der nicht für freier als einen Republikaner, der keinen Herrn über sich hat als wohltätige Gesetze?" „Himmel, was dachte ich Unglücklicher? Ich rede ja die vergessene Sprache der Freiheit in ein Jahrhundert hinein, das gewohnt ist, Könige und Regenten an der Spitze von Weichlingen und Weibern die ewigen Gesetze der Freiheit verletzen, Mitbürger in Sklaverei stürzen und das Heil ihres Staats vertilgen zu sehen!"[32] Und bei Erwähnung der Verleumdung, die man gegen Agis ausstreute, als ob er, der immer von Freiheit und Gleichheit redet, in Wahrheit nach der Tyrannis strebe: „Das ist auch die Sprache der Niederträchtigkeit unserer Tage!"[33]

Man könnte glauben ein Pamphlet aus den Tagen der französischen Revolution zu lesen; aber die Rede ist 1765 geschrieben. So, wenn es [34] heißt: Krone und Szepter ist, wie jede Würde, in der man ohne (d. h. anders als) zum Heil seiner Mitbürger steht, eine Klapper der Kindheit, eine unerschöpfliche Quelle des Unsinns, ein Mittel ungestraft ein Bösewicht zu sein, eine unselige Brustwehr wider die Tugend, das Ritterzeichen derer, die zum Fluche der Erde ihr Vaterland zu verderben geboren sind. Ja, in Erinnerung an das Schicksal des Agis, der durch seinen Mitkönig Leonidas fiel, nachdem er früher diesem, der durch die Anhänger des Agis mit dem Tode bedroht war, das Leben gerettet hatte, schrickt er auch vor der letzten Konsequenz nicht zurück: daß gegen Tyrannen es keine andere Sicherung gibt als in ihrer gänzlichen Ausrottung [35]. Pestalozzi hat sowohl nach Niederers als nach Hennings Aufzeichnungen [36] später bekannt, daß er als Jüngling gegebenen Falls selbst zu einem politischen Mord fähig gewesen wäre. Es wird auch erzählt, er habe sich damals oft bis aufs Blut gegeißelt, um, wenn er eingesteckt und der Tortur unterworfen würde, Gewalt über sich selbst zu haben. [37]

Der Aufsatz fußt dem Stoff nach ganz auf Plutarch; in dem Charakter seiner Beredsamkeit aber läßt er nicht bloß antiken Einfluß, sondern vor allem den lodernden Enthusiasmus des „verdienstvollen Jünglings von noch nicht 20 Jahren“ erkennen, der nach einer Vorbemerkung in der Zeitschrift die Arbeit verfaßt, aber nichts weniger als zum Druck bestimmt, sondern in einer kleinen Versammlung edeldenkender Jünglinge vorgelesen hatte. Es ist kein anderer als der damals 19jährige Pestalozzi, und die „Versammlung edeldenkender Jünglinge“ gewiß keine andere als die der jungen Züricher Patrioten unter Bodmers Führung, dessen Gesinnungen in nur verjüngter Kraft und Leidenschaftlichkeit aus jedem Worte sprechen.

13. Ergebnis der klassischen Studien. Durch dies merkwürdige Dokument wird zugleich außer Frage gestellt,

daß Pestalozzi sich ziemlich tief nicht nur in die Sprache, sondern mehr noch in die Geschichte und Politik der Alten hineingelebt hatte. Eben dies bestätigt auch das mehrerwähnte autobiographische Fragment[38]: „Ich lernte gern, und da ich mich auch zu allem andern ungeschickt fühlte, tat ich auch nichts als lernen ... Ich glaubte beinahe, es lasse sich nichts Besseres mit den Händen machen als Bücher und Federn darin zu halten ... Da ich nicht in der wirklichen Welt lebte, kam ich doch in eine andere und gefiel mir nun so viel mehr darin, als ich in der ersten nichts war ... So unbrauchbar und träumerisch ich aufwuchs, genoß ich Lob .. Selbst Bodmer, mein Liebling und Vater, kannte das Tun und Treiben der Gegenwart nicht, indem er uns den Geist der Vorwelt eröffnete. Er gab dem Jüngling keine Kraft für das Leben der wirklichen Welt, er hob ihn zu einem unermeßlichen Mut und ließ ihn entblößt von allen Mitteln .... Scharen von Jünglingen hörten ihn ohne Schaden .... sie lebten täglich in der Anschauung des Gegenteils alles dessen, was Bodmer ihnen sagte; es konnte also nicht tief in sie greifen ... Mir machte es mein Innerstes glühen. Es konnte nicht anders, es schloß sich an alle Träume, die in mir selbst lebten, und an mein Herz, das wohlwollend war und Gutes zu stiften mit einem Feuer suchte, das unauslöschlich war. So sah ich das Elend des Volkes, so sah ich den niedrigen, selbstsüchtigen Sinn, der um mich her niederdrückte und elend machte, was emporkeimen und glücklich hätte werden können. Der Schein der Tage blendete mich ganz, ich glaubte an die Menschen, die schön redeten, und an die Jünglinge, die meinen Bodmer Vater nannten."

So ungerecht diese Selbstzeichnung nach der negativen Seite ist, so bestätigend ist sie für das, was wir aus den vorliegenden Tatsachen und Dokumenten schlossen. Im Grunde widerlegt sie sich selbst darin, daß er mitsamt seinem „Liebling und Vater" nicht in der wirklichen Welt gelebt habe. Schärfte ihm doch die Kenntnis jener andern Welt, nämlich der idealischen Welt der Griechen, den Blick für

das Elend des Volks auf der einen Seite, für den „niedrigen, selbstsüchtigen Sinn“ derer, die es unterdrückten und elend machten, auf der andern; zwei Tatsachen, in deren Erkenntnis er sich wahrlich nicht getäuscht, die der Gang der Ereignisse in der Folgezeit mehr und mehr vor aller Welt klargelegt hat. Gewiß war von dieser Erkenntnis noch ein weiter Weg zur Abhilfe; gewiß reichte dazu weder die Kenntnis der politischen Zustände im Altertum noch auch das „unauslöschliche Feuer“ seiner Begeisterung für den sozialen Idealismus der Edelsten unter den Alten hin. Wir werden ihn bald ganz neue Pfade zu solchen Zielen aufsuchen und in der Richtung, in welche die Eigenheit seiner Natur ihn wies, kraftvoll und keineswegs erfolglos beschreiten sehen. Jene erste Erkenntnis aber und die dadurch belebte reine Begeisterung für die Sache des wirtschaftlich, politisch und vor allem geistig geknebelten Volkes, das verdankt er unfraglich dem mächtigen, durch sein ganzes langes Leben vorhaltenden Anstoß, den er durch Bodmer empfing. Er hat das auch selbst in einem Briefe an die Witwe Lavaters v. J. 1806 [39] dankbar anerkannt, wo er im Rückblick auf jene Tage sagt: „Bis an mein Grab wird mir dieser Traum lieb sein: das Bild des ernsten und wahrhaften, dabei aber anmaßungslosen Strebens nach höherer Kraft und das erhebende Hand-in-Handschlagen zu aller Liebe, zu aller Wahrheit, zu allem Guten, das damals in Zürich so viele Edle aus allen Ständen und aus allen Altern und so dauerhaft zu verbinden schien. Die Zeit war schön, aber ihr Glanz war trügerisch“. Und wenig später (1807) schreibt an ihn der ehemalige helvetische Finanzminister Meyer aus Luzern [40]: „Wie warm muß dein Herz in deiner Jugend für die Menschheit entflammt gewesen sein, da es jetzt noch in deinem Alter und unter Umständen, in denen man die Hände ringt und zu zagen anfängt, so feurig für dieselbe fortglüht!“

14. Einfluß Rousseaus. Schon wurde die auffallende Verwandtschaft der Hauptgedanken des „Agis“ mit den Grundideen der französischen Revolution berührt. Die

Übereinstimmung ist nicht zufällig. Im Jahre 1762 waren die beiden entscheidenden Schriften Rousseaus erschienen: der „Contrat social“ und der „Émile“. Sie riefen in der ganzen gebildeten Welt eine tiefe Bewegung hervor. Für Männer wie Herder und Kant bedeuteten sie eine innere Revolution. Die herrschenden Gewalten aber empfanden diese Schriften, nicht mit Unrecht, als eine Kriegserklärung gegen die bestehende Gesellschaft, und beantworteten sie durch eine scharfe Verfolgung ihres Urhebers. Aus Frankreich vertrieben, suchte er Schutz bei seiner Vaterstadt Genf. Aber auch die dort regierende Partei erließ einen Haftbefehl gegen ihn. Nun floh er von Kanton zu Kanton, bis er unter dem Schirm des Preußenkönigs in Neufchâtel eine einstweilige Zuflucht fand.

So sah sich besonders in der Schweiz alles, was freiheitliche Gesinnung hegte, auf ihn hingewiesen. Kaum irgendwo aber war für seine Ideen der Boden so gut vorbereitet wie in Zürich, im Bodmerschen Kreise. Längst schon hatten im Felde der schönen Kunst und Literatur Bodmer und seine Freunde das Recht der „Natur“ gegen die Verschrobenheit und Verkünstelung des Zeitalters verfochten. In einem noch ernsteren Sinne predigte jetzt Rousseau das Evangelium der Natur in Politik und Pädagogik, und griff damit die Kultur des Jahrhunderts bei der Wurzel an. In der Unbefangenheit ihres Enthusiasmus, der die weittragenden Folgen nicht entfernt übersah, machten die Züricher auch das mit. Republikanischen Stolz und Vaterlandsliebe schärfte ja auch Rousseau ein, und er verwies auf die großen Muster aus dem Altertum, auf seinen geliebten Plutarch, auf die Verfassung Lykurgs, auf die soziale Pädagogik Platos. Und gerade auf die engen und nahen Interessen eines Schweizerkantons mochten seine Grundsätze leichter und unmittelbarer anwendbar scheinen als auf große Nationen; die Zurückführung auch des öffentlichen Lebens und der Erziehung auf ihre einfachen und bleibenden Grundlagen ließ sich da ohne allzu große Schwierigkeit verwirklicht denken. Die erste

Voraussetzung dazu aber sah man in der Rückkehr von dem anmaßenden Stadtleben zur Einfachheit ländlicher Kultur. Die im Bodmerschen Kreise ganz besonders gehegte Schwärmerei für das Landleben, für eine „Armut ohne Dürftigkeit, eine Unwissenheit ohne Unverstand“[41] durfte sich auf Rousseau berufen, auf seine Schriften wie auf eine mündliche Äußerung, welche ein Schultheß, der auf einer Reise nach Genf den Flüchtling persönlich aufgesucht hatte, von ihm mit heimbrachte[42]. Charakteristischen Ausdruck hatte diese Stimmung schon etwas früher in Hirzels Schrift „Die Wirtschaft eines philosophischen Bauers“ (1761) gefunden. Man strebte damals — anders als Plato — dahin, daß die Bauern Philosophen und die Philosophen Bauern würden.

Auf keinen aber wohl haben Rousseaus Ideen eine so tiefe Wirkung getan wie auf Pestalozzi. Das geht aus allem schon Mitgeteilten, besonders aus dem „Agis“ so sichtlich hervor, daß es eines weiteren Zeugnisses dafür kaum mehr bedürfte. Diese Wirkung ist in der Tat noch zu schwach ausgedrückt, wenn Pestalozzi im Schwanengesang[43] sagt: „Sowie sein Emil erschien, war mein im höchsten Grad unpraktischer Traumsinn von diesem ebenso im höchsten Grad unpraktischen Traumbuch enthusiastisch ergriffen. Ich verglich die Erziehung, die ich im Winkel meiner mütterlichen Wohnstube und auch in der Schulstube, die ich besuchte, genoß, mit dem, was Rousseau für die Erziehung seines Emils ansprach und forderte. Die Hauserziehung sowie die öffentliche Erziehung aller Welt und aller Stände erschien mir unbedingt als eine verkrüppelte Gestalt, die in Rousseaus hohen Ideen ein allgemeines Heilmittel gegen die Erbärmlichkeit ihres wirklichen Zustandes finden könne und zu suchen habe. Auch das durch Rousseau neu belebte, idealisch begründete Freiheitssystem erhöhte das träumerische Streben nach einem größeren segensreichen Wirkungskreis für das Volk in mir. Knabenideen, was in dieser Rücksicht in meiner Vaterstadt zu tun notwendig und möglich sei, brachten mich dahin“, nach einer Laufbahn zu suchen, die „geeignet wäre, mir früher

oder späteren [illegible] und [illegible]
bürgerlichen Zustand meiner Vaterstadt und [illegible]
Vaterlandes [illegible]

Davon war in Pestalozzi [illegible]
und nur bald zu [illegible]
kommen. Aber der mit so großen Hoffnungen [illegible]
nommene Plan [illegible]
bürgerlichen [illegible]
Einfluß auf die Vermittelung [illegible]
tiefer begründeten Bildung [illegible]
zuhelfen und im [illegible]
zu werfen [illegible]
Und über diese [illegible]
wohl wenn [illegible]
Denkens einen Einfluß [illegible]
nach in der [illegible]
nicht genügend werden [illegible]

15. Rousseaus Grundideen. [illegible]
und Bedeutung [illegible]
bedarf [illegible]
Darstellungen der [illegible]
tende Urteil über Rousseau [illegible]
ist es falsch, wenn [illegible]
weilen nur eine [illegible]
Rousseauscher Gedanken [illegible]
ist nicht weniger falsch, [illegible]
selten Pestalozzi und Rousseau [illegible]
von Tag und Nacht [illegible] Pestalozzis eigene Äußerungen
sind daran doch nur [illegible]
Rousseau ist [illegible]
jugendliches Bestreben. Er wollte in Rousseaus Bahn wan-
deln und ist wirklich in dieser Bahn eine gute Strecke weit
gewandelt. Damit ist aber schon gesagt, daß Rousseau es
ist, der ihm die Bahn eröffnet hat, und er dann freilich
über seinen anfänglichen Führer weit hinausgeschritten ist.

Der ernstere Grund der unrichtigen Beurteilung des

Verhältnisses zwischen diesen beiden Hauptanregern der eigentlich modernen Erziehungslehre liegt vielmehr darin, daß man Rousseau fast nur aus dem „Emil" zu kennen pflegt, und auch in diesem die sehr deutlichen Winke nicht genug beachtet, die über den ganzen, gewiß einseitigen Standpunkt dieser Schrift hinausweisen. Überhaupt hat man Rousseau bei weitem nicht ernst genug genommen. Über der leicht zu machenden, zutreffenden Beobachtung, daß er nicht nur ein Träumer, sondern eine Art Romanmensch, dem ungezügelten Spiel seiner Phantasie und seines lebhaften, aber keineswegs durchaus gesunden Gefühls allzu haltlos hingegeben war, hat man meist vergessen, daß er doch eine Zeit gehabt hat, in der er sehr ernstlich an sich arbeitete und um Wahrheit rang, und daß so aus ihm doch auch ein gut Teil probehaltiger Erkenntnis zu schöpfen ist. Eben diese Erkenntnis hat Pestalozzi so ganz in sich aufgenommen, daß sie ihm selbst kaum mehr als Rousseausches Gut bewußt ist.

16. Das Evangelium der Natur. „Der Mensch der Natur", so lautet eins der Themen, die in der Gesellschaft zur Gerwe verhandelt wurden[45]. Es ist der Hauptbegriff Rousseaus, oder doch der Begriff, von welchem aus am leichtesten der Eingang in seine Gedankenwelt zu gewinnen, namentlich seine Reform der Erziehung im Zusammenhang mit seinen politischen Gedanken am leichtesten zu verstehen ist. Das Wort „Natur" ist an sich sehr vieldeutig und auch von Rousseau nicht immer streng gleichsinnig gebraucht worden; aber so viel ist doch unzweifelhaft, daß er unter der Natur des Menschen das gemeint hat, was bleibend, unwandelbar aus den eigenen Gesetzen seines Wesens ihn bestimmen muß, im Unterschied von allem, was von wandelbaren Umständen abhängig, daher an sich überwindlich ist und im Fortgange der menschlichen Entwicklung überwunden werden soll. In einer Zeit, wo allzu auffallend wandelbare Zeitumstände, handgreifliche Naturwidrigkeiten sich einen fast allmächtig scheinenden Einfluß auf die ganze Gestaltung des zivilisierten Menschen anmaßten und seine

„Natur“ offenbar entstellten und verkrüppelten, nahm die Wiederbesinnung auf das Bleibende im Menschen begreiflich zuerst die Gestalt eines sehnsüchtigen Rückblicks auf das verlorene Paradies der „Natur“ an; an sich aber konnte, wer den Menschen zur „Natur“ zurückrufen wollte, sie nur vorwärts, in der ferneren, jedoch gesünderen Entwicklung des Menschengeschlechts suchen; und im Ernst hat auch Rousseau es nur so meinen können. Es ist nie seine wirkliche Absicht gewesen, es kann übrigens auch nur in seiner ersten, von ihm selbst später so gut wie preisgegebenen Schrift einen Augenblick so scheinen, daß der Mensch die Segnungen der Zivilisation wieder wegwerfen und zum Stande des Wilden alles Ernstes zurückkehren sollte. Insbesondere, wenn Rousseau allerdings behauptet, daß die Menschen von Natur gleich und frei seien und daß nur die Zivilisation, die soziale Entwicklung, Ungleichheit und Unfreiheit herbeigeführt habe, so will er letzten Endes sagen: daß die vorgefundene Ungleichheit und Unfreiheit mit allen Übeln und allem Unrecht, das sie mit sich bringt, wenn noch so notwendig in der bisherigen Entwicklung des Menschen begründet, doch nicht dadurch auf ewig stabiliert sein kann, sondern im Fortgang derselben Entwicklung überwunden werden muß.

17. Individuum und Gemeinschaft bei Rousseau. Wiederum würde man Rousseau gänzlich mißverstehen, zugleich sich das Verständnis seines Einflusses auf Pestalozzi völlig unmöglich machen, wenn man annähme, daß die Forderung der Wiederherstellung der „Natur“ im Menschen sich bloß an das Individuum wende und es aus der Gemeinschaft ernsthaft herausreißen wolle. Es ist ein sehr verbreiteter, auch von einer gewissen Seite begreiflicher, aber der genaueren Forschung in keiner Weise standhaltender Irrtum, daß Rousseaus Sozialphilosophie eine Philosophie des Individualismus, ja des Anarchismus, und dem entsprechend seine Pädagogik dem Prinzip nach einseitig individuale, nicht soziale Pädagogik gewesen

kau. einer seit Plato die Fragen der Erziehung in einer so vollkommnen Einheit mit denen des sozialen Lebens gesehen wie er. „Die Gesellschaft im Menschen, den Menschen in der Gesellschaft zu studieren", diesen schlichten Grundsatz, auf dem alle soziale Pädagogik fußt, hat Rousseau im Emil ausgesprochen[46]. Er hat eben dort Moral und Politik für eins erklärt. Er hat in demselben Buche den Begriff des Volks als der Gemeinschaft der Arbeitenden, für welche Philosophen und Könige verhältnismäßig wenig bedeuten, aufgestellt; er hat die allgemeine Arbeitspflicht proklamiert: „Arbeit ist unerläßliche Schuldigkeit des gesellten Menschen; jeder müßige Bürger ist ein Betrüger" — also Arbeit ist soziale Pflicht, und darum sittliche!

So wenig hat Rousseau den gesellschaftslosen Zustand für den natürlichen angesehen, daß er seine Sozialphilosophie, sein „Naturrecht", auf den Grundbegriff des Gemeinwillens (volonté générale) stützt, welcher nicht etwa die zufällige Resultante der Partikularwillen, nicht den „Willen aller", einzeln genommen, oder der jedesmaligen Mehrheit, sondern das bedeutet, worin in Wahrheit alle willenseins sind und sein müssen. Er gründet, mit anderen Worten, den Bestand einer wahren sozialen Ordnung nicht auf eine bloße äußere, in jedem Augenblick wieder rückgängig zu machende Übereinkunft unter an sich isolierten Individuen, wie man seinen „Contrat social" überwiegend aufgefaßt hat, sondern vielmehr auf echte Gemeinschaft, auf eine wahre und erkannte Interessen-Identität. Er steigert den Begriff der Gemeinschaft bis zu dem starken Ausdruck eines „gemeinsamen Ich" (Moi commun). „Sofern eine Mehrheit von Menschen in ihrem Verein sich als einen einzigen Körper betrachtet, haben sie *einen* Willen, der zum Gegenstand hat die gemeinsame Erhaltung und das gemeine Wohl." Sogar die Freiheit des Individuums fordert er aus sozialem Gesichtspunkt: we jede *partikulare* Abhängigkeit ebensoviel dem sozic Körper entzogene Kraft bedeutet[47].

18. Scheinbarer Individualismus der Rousseau'schen Pädagogik. Daß bei einer so entschieden sozialistischen Richtung seiner Rechts- und Staatslehre die Pädagogik des „Emil" dennoch einseitig individualistisch erscheint, beruht nur darauf, daß, eben an dem Maße jener echten Gemeinschaft gemessen, das soziale Leben, wie Rousseau es vorfand, gar kein soziales Leben war, also eine Pädagogik, die der wahren „Natur" des Menschen entsprechen sollte, von der Voraussetzung dieses sozialen Lebens allerdings abzusehen hatte. Rousseau mochte einerseits nicht diese gegebene, nach seiner — durch die Geschichte seither bestätigten — Überzeugung für den Untergang reife gesellschaftliche Verfassung seiner Erziehungslehre zu Grunde legen, er war andrerseits nicht Utopist genug, um irgend eine Fiktion einer künftig einmal möglichen besseren Ordnung zur Voraussetzung seines Erziehungsentwurfs zu wählen. So resigniert er sich schließlich dahin, zu erklären: Es gibt zur Zeit keine bürgerliche Erziehung und kann keine geben, denn wo kein Vaterland, da gibt es auch keine Bürger[48]. Also ist für jetzt nur eine individuale (er sagt: private) Erziehung möglich. Aber an sich gefordert ist die soziale; und daß sie an sich auch möglich, beweist ihm die bürgerliche Erziehung der Alten, vorzüglich der Spartaner. Platos „Staat" ist ihm „die schönste Abhandlung über Erziehung, die je geschrieben worden." Und mit Nachdruck behauptet er, daß Platos Entwurf an sich nicht utopisch sei, nicht so utopisch, wie man die lykurgische Verfassung finden würde, wäre sie nicht tatsächlich in Sparta in Geltung gewesen[49].

Übrigens hat Rousseau namentlich in seinen „Considérations sur le gouvernement de Pologne" die Idee des nationalen Erziehung in aller Konsequenz ausgebaut. Man kennt ihn eben nur halb und nicht einmal halb, wenn man ihn bloß aus dem „Emil" kennt; auch diesen wird man aus Unkenntnis des ganzen Rousseau dann notwendig mißverstehen.

Allerdings ist es ein Hauptgrundsatz seiner Pädagogik,

daß die allgemeine Menschenbildung der Berufsbildung unbedingt vorgehe. Aber dieser Gegensatz deckt sich keineswegs mit dem von individualer und sozialer Erziehung. Ein der „Natur" des Menschen entsprechendes soziales Leben würde erst das wahre Ziel der Erziehung sein; nur weil das soziale Leben, wie es ist, naturwidrig ist, so ist für jetzt eine der „Natur" wenigstens nahe kommende Erziehung nur möglich in völliger Lossagung von diesem sozialen Leben; und so erscheint nun diese „natürliche" Erziehung als einseitig individuale. Die wahre, volle Menschenbildung isoliert den Menschen nicht, sondern bildet ihn für die Gemeinschaft und durch sie. Bei Pestalozzi verschwindet auch jeder Schein des Individualismus. Es wäre jedoch falsch, darum einen Gegensatz des Prinzips zwischen beiden Pädagogen in dieser Hinsicht zu behaupten.

Es versteht sich ganz aus diesem Gesichtspunkt, daß Rousseau die Familienerziehung durchaus als die an sich natürliche anerkennt, — um dann doch seinen Emil der Familie zu entreißen und einem Hofmeister zu unterstellen. Auch hierbei leitet ihn die Überzeugung: die Familie ist tatsächlich zerstört; denn er hat die Zustände in Frankreich, zumal in Paris, vor Augen. In dieser verderbten Gesellschaft war nichts anderes möglich, als seinen idealen Zögling aus allem Einfluß der Verhältnisse, wie sie waren, herauszuheben und ihn so zur „Natur" auf einem Wege zurückzuleiten, der an sich freilich nicht Natur war. Hier vor allem brauchte Pestalozzi ihm von Anfang nicht zu folgen, denn in der Schweiz, zumal auf dem Lande, existierte die Familie und war Familienerziehung selbstverständliche Voraussetzung. Mit der Schule ist es ähnlich bewandt: in den „Betrachtungen über die Regierung Polens" empfiehlt Rousseau bedingungslos ein national organisiertes Schulwesen und stellt Normen dafür auf; dagegen braucht man mit dem Schulwesen des vorrepublikanischen Frankreich nur ein wenig bekannt zu sein, um begreiflich zu finden, daß Rousseau seinen Idealzögling dieser Schule nicht anvertrauen mochte.

19. Grundmangel Rousseaus. Der tiefe Unterschied zwischen Rousseau und Pestalozzi liegt anderswo. Was wir an Rousseau überhaupt, dem Pädagogen wie dem Politiker, am meisten vermissen, ist eine genügend tiefgehende psychologische, überhaupt philosophische Orientierung. Der Sache nach schwebt gewiß auch ihm vor, was Pestalozzi ungleich klarer erkannt hat: daß alle menschliche Bildung Entwicklung von innen heraus, Selbstentwicklung sein muß; daß der Erzieher für das Wachstum der kindlichen Seele nicht mehr tun kann, als der Gärtner für das Wachstum der Pflanze: er kann den Boden bereiten, den Zutritt von Regen und Sonnenschein regulieren, auch wohl die Fäden ziehen, an denen das Pflänzchen sich emporranken soll; aber das Wachstum kann er nicht machen, die Pflanze muß es aus eigenen Kräften und den Kräften des Bodens leisten; so wie Plato, zunächst in Hinsicht der Intellektbildung, sagt: die Erziehung kann nicht dem blinden Auge die Sehkraft einsetzen, sondern nur das von sich aus sehfähige, aber ans Dunkel gewöhnte Auge allmählich zum Lichte so leiten, daß seine Sehkraft erstarkt, es auszuhalten und dann selber in ihm die Dinge richtig zu sehen. Das ist ganz der Sinn der „natürlichen" Erziehung des Rousseau'schen Emil, und Pestalozzi hat ganz besonders dies aufgenommen und weiter vertieft. Aber nirgends freilich ist Rousseau bis zu dieser Pestalozzischen Vertiefung seiner an sich richtigen Ahnung durchgedrungen, nämlich zu der Einsicht, daß überhaupt die Welten der Erkenntnis, der Sittlichkeit und der Kunstgestaltung nicht außer uns da und von uns, zwar mit eigner Kraft, aber einer bloßen Kraft der Rezeptivität anzueignen sind, sondern daß der menschliche Geist sie ganz aus seinem Eignen schöpferisch aufbauen muß, um von ihnen etwas zu erkennen. Hier ist Rousseau von der sensualistischen Psychologie der Engländer beengt geblieben. So ganz besonders wertvoll sein Hinweis auf die Erziehung der Sinne ist, so deutlich gerade hier seine Absicht auf die frühste mögliche Weckung der Selbsttätigkeit des Kindes gerichtet ist, so vermißt man doch eben

hier die Klarheit darüber, daß der Sinn des Menschen weder eine für beliebige äußere Eindrücke empfängliche Wachstafel, noch ein Spiegel ist, der nur empfangene Bilder zurückwirft, allenfalls modifiziert durch die eigene Beschaffenheit des Spiegels; daß vielmehr der Verstand in den Sinnen selbst tätig und zwar schöpferisch ist; daß er im Grunde der Zeichner und der Maler aller der Bilder ist, die da vor uns auftreten; daß alles und jedes, was von Bestimmtheit darin zu finden, durch seine bestimmende Tätigkeit erst dem ursprünglichen Chaos abgerungen, somit ganz sein und mit nichten von außen in ihn hinübergewandert ist; daß also die Bildung des Verstandes allerdings von der Tätigkeit der Sinne ihren Ausgang nimmt, aber nur deswegen von ihr den Ausgang nehmen kann, weil es der Verstand selbst ist, der in den Sinnen tätig ist und durch diese Betätigung sich entwickelt; bis er endlich so weit erstarkt, um auch über das ganze Gebiet der Gestaltung sinnlicher Gegenstände hinaus zum Denken seiner eignen, reinen Funktionen und ihrer Gesetze (z. B. der reinen Zahlgesetze) sich erheben zu können. Sachlich läßt diese vertiefte Ansicht, zu der wir Pestalozzi durchdringen sehen werden, fast unberührt, was Rousseau über die Bildung der Sinne aufstellt, und so wundern wir uns nicht, wenn Pestalozzis eigene Sätze denen Rousseaus vielfach ähnlich lauten. Auch hat er selbst in einem interessanten Briefe an Trapp[50] die richtige Ahnung in Rousseau anerkannt: „Rousseau träumte sich ganz in den Geist meiner Elemente hinein", aber er kam niemals dahin, „in den Mitteln des Unterrichts sich des Weges zu einer natürlichen Bildung der Menschen zu den Wissenschaften in seiner ganzen Umfassung bewußt zu werden, ungeachtet er demselben äußerst nahe stand und in vielen Teilen davon unübertrefflich redete." Auch hier ist das schlagend richtige Urteil Pestalozzis über Rousseau zugleich das Urteil über seine eigene Frühzeit; denn zu jener entscheidenden Einsicht ist Pestalozzi selbst nicht auf einmal, wohl kaum vor der „Abendstunde" gelangt; bis dahin ist er unleugbar in der Hauptsache

ein getreuer Nachfolger Rousseaus. So war in allem Rousseau der Anreger, der verheißungsreiche Vorläufer, während von **Pestalozzi eine neue Periode der pädagogischen Erkenntnis** zu rechnen ist.

20 Pestalozzis Berufswahl. Plan einer politischen Laufbahn. Wir kehren zu Pestalozzis Lebensgang zurück. Die zuletzt erwähnten Ereignisse haben uns bereits über die Schwelle der Schule hinausgeführt. Weshalb hat Pestalozzi das Collegium Carolinum nicht bis zu Ende besucht? Der entscheidende Grund scheint gewesen zu sein, daß er um jene Zeit, sei es, weil dem angestrengten Studium sein noch zarter Körper nicht gewachsen war, oder durch sonstige Zufälle, seine Gesundheit ernstlich erschüttert war. Nur daraus erklärt sich, daß er, obgleich gerade damals die Bücher ihn ganz gefangen nahmen und er auch bei seinen Lehrern „Lob genoß“, gleichwohl die philologische Prüfung, mit der der erste der drei Kurse abschloß, nur notdürftig bestand, zur philosophischen, dem Abschluß des zweiten Kurses, zwar zugelassen wurde, aber nicht erschien, und daher in die dritte, theologische Klasse schon gar nicht hätte aufrücken können. Es ist übrigens zu vermuten, daß er um jene Zeit (1765, d. h. im Jahre, wo der „Agis“ geschrieben wurde) bereits entschlossen war, keinesfalls Theologe zu werden, und darum den theologischen Kurs mitzumachen für ihn auch zwecklos geworden war. Er hat darauf noch zwei Jahre in Zürich zugebracht, unschlüssig, welche Laufbahn er ergreifen solle, aber darum nicht untätig. Er war nun reif genug, um auch ohne „Kolleg“ zu studieren. Es fehlte ihm dazu weder am eigenen Trieb noch an mannigfacher Anregung durch Bodmer und die Freunde, mit welchen der Verkehr gerade in diesen zwei Jahren besonders innig und vielseitig fruchtbar gewesen sein muß.

Sein nächster Gedanke, nachdem er die Theologie aufgegeben, war, durch das Studium der Rechte sich eine öffentliche, geradezu eine politische Laufbahn zu ermöglichen. Dazu hätte vielleicht seine geübte, ja scharfe Feder und seine

warme und ausdrucksvolle, wenngleich zu wenig straffe und gezügelte Beredsamkeit, sonst aber wahrlich nichts ihn befähigt. Er ist auch bald wieder davon zurückgekommen. Immerhin interessiert uns, zu erfahren, welche Absicht ihn bei diesem verfehlten Gedanken leitete und fast verleitet hätte. Er hat sich ausführlich darüber ausgesprochen in dem von Hunziker mitgeteilten autobiographischen Fragment [51]. Schon früher hatte er oftmals seine Ferien beim Großvater Pestalozzi im nahen Dörfchen Höngg zugebracht. Der Großvater kümmerte sich ein wenig um sein Lateinlernen, aber ließ ihn übrigens sich frei im Dorf und seinen Umgebungen tummeln. Er war ein sorglicher und genauer Walter seines Pfarramts; dazu rechnete er besonders regelmäßige Hausbesuche bei den Gemeindegliedern, über die er fleißig Buch führte, um so einen vollen Einblick in das äußere wie innere Leben seiner Gemeinde zu erhalten. Der Enkel mochte ihn wohl auf solchen Besuchen begleiten oder sonst auf eigne Hand sich mit Land und Leuten vertraut machen. Als vollends die Rousseau'sche Begeisterung für Landleben und ländliche Arbeit ihn wie so viele ergriffen hatte, begann er, wie stets durch sein lebhaftes Gefühl auch gleich zur Tat gedrängt, bald selbst mit Hand anzulegen. Bereits 1765 schreibt sein Freund Bluntschli an den gemeinsamen Freund Kaspar Schultheß: „Ich war bei Pestaluz in Höngg. Dieser Mann schneidet den ganzen Tag auf dem Feld mit den Bauern Korn, Roggen 2c., aber er hat sich fast alle Finger an der linken Hand zerschnitten." Wie nun überhaupt dies ganze Ernstmachen mit der Tat schon gar nicht mehr Rousseauisch ist, so gingen auch die Gedanken, die ihn dabei leiteten, über Rousseau bereits merklich hinaus. Wenn er (heißt es in dem mehrgedachten Fragment) „die Kinder, auch verwahrlosete des hintangesetzten niedrigsten Volkes in Höngg auf seines Großvaters Kirchhof bis ins 5te und 6te Jahr sich ihres Lebens freuen und harmlos selber in Hudeln gehüllt wie Engel blühend aufwachsen, wenn er sie auf den ganzen Umfang der sie umgebenden Natur aufmerksam sich selber helfen sah, ihre Kräfte zu entwickeln,

wenn er bei diesen Kindern die Laune der Unschuld, die Freude der Liebe und das Zutrauen des ungekränkten Herzens in Aug und Stirn ausgedrückt sah, und ihre roten vollen Backen ihr Glück laut redeten, und dann nach ein paar Jahren in gedoppeltem Fabrikelend und Schulelend alle Hoffnungen, die ihr Aug und ihre Stirn versprachen, auf Stirn und Aug wieder verschwinden und den Ausdruck von Harm und Gram, von Unwillen und Leiden an ihre Stelle treten sah, wenn die Aufmerksamkeit auf die Natur durch die ABC-Aufmerksamkeit in den Kindern gelähmt und die Laune ihrer Unschuld, die Freuden der Liebe und das Zutrauen des ungekränkten Herzens auf ihrer Schulbank und auf ihrem Baumwollenbock gleich verloren ging: dann jammerte ihn die Baumwollen-Einseitigkeit und die Schul-Einseitigkeit, deren gedoppelte Engherzigkeit dem Volk des Landes am Herzen nagte. Diese Gefühle der Liebe machten ihn früh zum Patrioten, d. h. zu einem Mann, der in entschlossener Verteidigung der positiv verbrieften Rechte der Stadt und des Landes Hülfsmittel gegen das bürgerliche Sittenverderben, dem er sein Vaterland unterliegen sah, suchte. Er glaubte durch Wiederbelebung, Herstellung der alten bürgerlichen Formen den Folgen, die der kaufmännische Reichtum, der auswärtige Militärdienst und der innere Hoheits- und Staatsschwindel auf die Zerstörung der alten Näherung aller Stände, des alten bürgerlichen Vertrauens und der alten Aufmerksamkeit auf die durch redliche und anmaßungslose Uneigennützigkeit erfahrener Männer aus allen Ständen sich ausdrückende Volksstimme des Vaterlands hatten, entgegenzuwirken. Das machte ihn zum Politiker; das ist auch das Einzige, was er mit seiner Politik wollte, aber auch unerschütterlich wollte, weil er nur dadurch jemal zu einer bessern und liberalen Volkserziehung zu gelangen ahnete."

21. Bluntschli. Die Erfahrungen im Patriotenbund hätten zu weiterer Verfolgung solcher politischer Absichten damals auch den nicht ermutigen können, dem geeignetere Kräfte dazu von der Natur verliehen gewese[n] [wa]s

unserem jungen Träumer. Er wurde rechtzeitig gewarnt durch den genannten Freund Kaspar Bluntschli, im Kreise der Patrioten Menalk genannt, der, an Gesinnung Pestalozzi gleich, an Besonnenheit ihm überlegen, und als hoffnungslos Brustkranker zu einem hohen Ernst gestimmt, einen starken und heilsamen Einfluß auf ihn gewann[52]. Noch auf dem Sterbebett redete er ihm eindringlich zu, sich in keine Laufbahn zu werfen, die ihm bei seiner Gutmütigkeit und seinem Zutrauen gefährlich werden könnte. „Suche eine ruhige, stille Laufbahn und lasse dich, ohne einen Mann an deiner Seite zu haben, der dir mit ruhiger, kaltblütiger Menschen- und Sachkenntnis mit zuverlässiger Treue beisteht, auf keine Art in ein weitführendes Unternehmen ein, dessen Fehlschlagen dir auf irgend eine Weise gefährlich werden könnte." So berichtet Pestalozzi im Schwanengesang[53]. Der Rat erscheint in dieser buchstäblichen Fassung fast etwas schwachmütig. Daß er aber in der Tat nicht so gemeint war, beweist eine Äußerung in einem kurz nach Bluntschlis Tode geschriebenen Briefe Pestalozzis an seine nachmalige Braut[54]: „Sie wissen, wie von weit aussehenden Entschlüssen Menalk voll war. Er hat einen Teil seiner Sorgen auf mich gelegt . . . Ich werde die Lehren Menalks und meine ersten Entschlüsse, mich ganz dem Vaterland zu widmen, nicht vergessen, ich werde nie aus Menschenfurcht nicht reden, wenn ich sehe, daß der Vorteil meines Vaterlandes mich reden heißt; ich werde meines Lebens . . . vergessen, um meinem Vaterlande zu nützen" u. s. f. Das lautet jenem Bericht im Schwanengesang fast entgegengesetzt; es läßt sich mit der Warnung vor einer politischen Laufbahn, die als richtiger Kern des letzteren jedenfalls stehen bleibt, jedoch wohl vereinigen: Bluntschli wollte gewiß, daß er den gemeinsamen Absichten treu bleibe, auch gegebenen Falls freimütig hervorzutreten sich nicht bedenke; daß er aber diese Absichten nicht als Jurist und Berufspolitiker direkt verfolge, sondern einen nichtpolitischen Beruf wähle und nur, wenn die besondere Lage des Vaterlandes es fordre, sich politisch be-

tätige; nicht wegen der drohenden Gefahr für ihn, sondern weil nach seinem Temperament und der Eigenart seiner Anlage dies der allein ersprießliche und vernünftige, schließlich auch der Sache dienlichste Weg war. Dem entspricht ganz Pestalozzis wirkliches Verhalten: er hat den bescheidenen Beruf des Landwirts gewählt, aber von Anfang an mit Absichten nicht für sich allein und seine Familie, sondern für die Verbesserung der Volkserziehung und der Volksökonomie; und er ist, wann immer die Zeit es forderte, mit der ganzen Wucht seines oft schneidenden Worts auch politisch hervorgetreten. Er hat das Gelübde treu erfüllt: nie aus Menschenfurcht nicht zu reden.

22. Pestalozzis Verlobung. Noch in einem anderen Sinne sollte er in die „Stelle Menalks" eintreten. Bluntschli hegte eine innige Freundschaft mit einem schönen, edlen Mädchen, Anna oder „Nannette", Schwester des schon genannten Kaspar Schultheß, der Pestalozzis wie Bluntschlis naher Freund war. Sie gehörte zu den edlen „Töchtern" in Zürich, „deren Herz dem Vaterland und allem Guten froh und frei schlug, wie das Herz der edelsten Jünglinge", wie es in dem schon erwähnten Briefe an die Witwe Lavaters [55] heißt. Als Bluntschli sein Ende nahe wußte (er starb 24. Mai 1767), hatte sie den Freimut, ihn an seinem Sterbebett zu besuchen. Dort traf sie mit Pestalozzi zusammen; ihr ehrlicher Schmerz ergriff ihn, er wagte in einem kleinen Aufsatz, „Denkmal Menalks", mit seinen eigenen zugleich ihre Gefühle über den sicheren Verlust des Freundes zu herzbewegendem Ausdruck zu bringen und das Schriftchen ihr zu übergeben. Es rührte sie, und sie war unbefangen genug, ihm das zu sagen. Er antwortet: „Aber Sie, Freundin Menalks, haben geweint, und die Sprache meines Herzens hat die Ihre geredet? Meine Empfindungen waren Ihre Empfindungen? O Gott — und Sie danken mir, und Sie schreiben mir, und ich habe etwas zu Ihrer Beruhigung beigetragen? O Gott! — Kann ich reden? Kann ich schreiben? O Gott — wo bin ich? was sage ich?" [56]

Es bedarf keiner Sehergabe, zu erraten, was hinter diesen zitternd erregten Worten sich vergebens zu verbergen sucht. Noch sah er seine Liebe für ganz hoffnungslos an. Aber als die „gewaltige Leidenschaft", die ihn, zum ersten und letzten Mal in seinem Leben, gepackt hatte, ihn bis in den Kern seines Wesens erschütterte, erkannte er für Pflicht zu reden, da er nicht mehr anders als mit Gefahr seiner Gesundheit und seines moralischen Zustandes schweigen konnte. Sie würde einen Freund Menalks nie so sehr verachten, daß sie es für eine Schande halten würde, wenn er sich um ihre Hochachtung und um ihre Liebe bewürbe[57]. „O Stunden, Augenblicke zwischen der Entscheidung — mein Herz klopft — wie werde ich sie ertragen? Mein Glück, meine Ruhe, die Zukunft, ich, ich ganz hange von dieser Antwort ab!" Der Brief wurde dem Bruder für sie übergeben. Dieser, der die Lage erkannte und für die Ruhe der Schwester besorgt war, hielt für richtig, den Brief zu öffnen und, nachdem er ihn gelesen, dem Freunde zurückzustellen. Seine Freundschaft ertrug es, ihn wiederzunehmen, ja ihn deswegen zu umarmen und ihm zu danken[58]! Aber sehr bald besann er sich anders, er forderte die Übergabe des Briefes. „Ich bin kein niedriger Knecht irgend einer Leidenschaft; ich glaube im Stand zu sein es zu ertragen, daß der Gegenstand meiner ewigen Hochachtung mich nicht liebe, ich glaube im Stand zu sein, Empfindungen, die irgend einer Pflicht zuwider, in meinem Herzen zu ersticken, aber ich fordere von dir, den Brief an seine Behörde zu übergeben, und ich glaube wenigstens auch das wert zu sein, von ihr selbst den Befehl zu erhalten, mich gegen meine Leidenschaft, wenn sie ihrer Pflicht oder ihrem Herzen zuwider, zu waffnen . . . Ich bin vielleicht ihres Herzens und ihrer Liebe unwert, aber dennoch bin ich auch kein niederträchtiger Sklav und kein so Verworfener, daß ich nicht einmal wert wäre, daß sie wisse, daß ich sie liebe"[59]. Sie erfährt nun alles; und sie schreibt ihm, denn sie „kann niemand leidend wissen". Aber sie bittet ihre Entscheidung noch zurückhalten zu dürfen. Er versteht und ehrt dies Ver-

langen. Es scheint ihm ein Befehl zu sein, sie nicht in der Untersuchung über die wichtigste Szene des Lebens mit seinem Ungestüm zu stören .... „Ich schweige geduldig. Untersuchen Sie alles — ich wünsche Ihr Glück mehr als das meine."

Dies Wort hat sie besonders bewegt, wie sie viel später einmal ihm gesteht. Sie mußte wohl fühlen, daß es keine Redensart war, sondern der echte Ausdruck seiner redlichen Seele. Sie verstand ihn ganz. „Sie legten mir Ihren ganzen Charakter vor Augen, noch während der höchste Grad der Leidenschaft bei Ihnen herrschte ... Das hat mir noch kein Liebhaber getan ... so viel Edles, so viel Erhabenes durchdringt meine ganze Seele." [60] Doch legt sie sich und ihm noch eine strenge Selbstprüfung auf, ehe sie sich fürs Leben entscheiden. Bis dahin bietet sie ihm die ganze Freundschaft, die sie für Menalk hatte. Er findet den Entscheid „billig und weise". „Sie müssen mich mehr kennen, ehe Sie mir Ihre Hand geben. Ich aber, Teure, kenne Sie ganz. Ich habe Ihnen mein Herz gegeben. Es ist groß genug, Teure, wenn es Sie nicht glücklich machen kann, allein unglücklich zu sein .... Ich habe nichts mehr zu untersuchen. Ich untersuche nicht, ob es ein Glück sei, den Himmel zu besitzen." [61]

Er erkennt selber, daß ein öfteres persönliches Begegnen nicht möglich [62]. Denn er ist nicht geartet, seine Gefühle zu verstecken; die Eltern aber, Schultheß „zum Pflug" am Rüdenplatz, neben dem „Schwarzen Horn", Pestalozzis Geburtshaus, sahen als Kaufleute die Sache vom rechnerischen Standpunkt an, und ihre Bilanz fiel nicht zu seinen Gunsten aus. Auch war er entschlossen, nun so bald als nur möglich Zürich zu verlassen und sich mit ganzem Ernst der Vorbereitung zu seinem Beruf als Landwirt zu widmen. In dieser Lage schreibt er den wundervollen Brief [63], in welchem er mit der ihm so eigenen grenzenlosen Offenheit sein Innerstes vor ihr ausbreitet; denn „sein Gewissen rief ihm laut, daß er ein Verführer und nicht ein Liebhaber sei, wenn er seiner

Geliebten einen Zug seines Herzens oder einen anderen Umstand, der sie einst beunruhigen und unglücklich machen könnte, verschweigen würde." So ist er „wenigstens nicht niederträchtig, nicht lasterhaft gewesen, er hat ihr nicht in einer Larve zu gefallen gesucht." Sie antwortet mit einer nicht minder offenen, rührenden Darlegung. Sie erkennt, daß sein Hauptfehler, die tiefe Empfindsamkeit, auch der ihre ist. „Können auch zwei Blinde einander führen?"[64] Das ist wohl das hellsichtigste Wort in diesem ganzen wunderbaren Briefwechsel voll seliger, ehrlicher gegenseitiger Blindheit einer Liebe, welche zu den reinsten Blüten der Menschlichkeit zählt, die unser armes Geschlecht hat ersprießen sehen. Sie weist ihn hin auf ihr Alter (sie war $7^1/_2$ Jahr älter als er), auf die voraussichtlich lange Wartezeit; sie hat selbst bedacht, ob nicht inzwischen ein jüngeres Mädchen ihn fesseln könnte, das nicht minder wert wäre, die Seine zu werden: sie würde ihm doch von Herzen gut bleiben. Vor allem soll er ruhigen Gemütes überlegen, wie durch viele, viele Labyrinthe er durchzugehen sich bereit machen müsse. „Meine Lieben sorgen freilich auf eine Weise für mich, für die ich ihnen in Ewigkeit nicht genug danken kann, aber wie verschieden sind ihre Beweggründe von den meinigen! Ich werde gehorsam sein, Freund, wenn ich auch die unglücklichste Kreatur würde . . . Aber wenn so Himmel und Erde Ihren Wünschen zuwider wären, wollten Sie dann unser Haus völlig vergessen? . . . Mich vergessen? Dies wäre doch ernsthaft! Dennoch bliebe ich immer — Ihre wahre Freundin."[65] Es bedurfte wohl nicht der Antwort: daß er doch „nicht ein leichtsinniges, flatterhaftes Kind"; daß er fest weiß, diese Liebe wird niemals in ihm erlöschen, niemals sich vermindern[66]. Das Ernsteste, was ihr an seinem Charakter bedenklich scheinen will: daß er einigermaßen zum „Eigensinn" neigt, daß es schwer ist ihm beizukommen, wenn er einmal für eine Sache eingenommen ist, erklärt er sicher richtig so, daß es für ihn „Augenblicke gibt, wo er ganz nur Eines ist."[67] Auch seinen wahren Hauptfehler erkennt sie scharfsinnig: „Ihre Entwürfe dürften doch bis-

weilen übertrieben sein. Lassen Sie das sein, schätzbarer Jüngling! Ich rede als ein gutes altes Mütterchen in Ihr Zeitalter herunter. Sie werden noch durch Erfahrungen müssen berichtigt werden."[68] Aber diese Sorge beschwert ihn am wenigsten; er spricht nur umgekehrt seine Zuversicht aus, daß sie „großer, männlicher Entschlüsse fähig und für die erhabenste Tugend entschlossen" nicht minder als er[69]. Er hat sich darin nicht getäuscht. Es war ihr erhabener Entschluß, sich ihm zu geben, so ganz sie ihn kannte. Am 19. August schreibt sie den Brief, der ihn „auf einmal beruhigen" soll. „Ich will durch diese verwirrten Wege (des Erdenlebens) mit dir gehen, und dein Freund, dem du mich zu verdanken hast, dem ich dich verdanke[70], er gehet auch mit uns, er nimmt sich unser weiter an."[71]

23 Kämpfe und Aussichten. Lehrzeit in Kirchberg. Die Festigkeit ihres Entschlusses sollte sich bald erproben. Es waren sehr ernste Hindernisse zu überwinden, ehe sie sich ganz angehören durften. Die Eltern Schultheß, die Mutter besonders, war und blieb bis zuletzt unfähig, die Frage ihrer Verbindung aus einem anderen als dem rechnerischen Gesichtspunkt anzusehen, und sie waren zu sichere Rechner, als daß sie sich nur einen Augenblick zu Gunsten der Liebenden verrechnet hätten.

Seine Berufswahl ist jetzt entschieden: er wird Landwirt. Freund Lavater vermittelte, daß Rudolf Tschiffeli, ein reicher Berner, der aus Überzeugung das Landleben gewählt hatte, ein großes Gut in Kirchberg bei Burgdorf bewirtschaftete und hohen Ruf wegen seiner edlen Gesinnungen wie seiner landwirtschaftlichen Kenntnisse genoß, ihn bei sich aufnahm und in die Geheimnisse des Landbaus einführte. Von der Hinfahrt berichtet er selbst der Geliebten, wie er in der Postkutsche, zum großen Spaß der Reisegesellschaft, ihr von Lavater gezeichnetes Bild den ganzen Tag nicht aus der Hand ließ und es oft mit nassen Augen anstarrte[72].

Bei Tschiffeli (September 1767 bis Mai 1768) war er wie ein Sohn gehalten und verlebte eine frohe Zeit im

eifrig betriebenen Studium[73]. Eine schöne Episode sei, zur Charakteristik beider Liebenden, dem Leser nicht vorenthalten. Anna hatte in Brugg, nahe der Habsburg, bei dem Kinde eines Vetters, des Pfarrhelfers Roll, Pate zu stehen. Pestalozzi kam auf Verabredung von Kirchberg zu Pferd herüber und traf sie „zufällig" bei Roll. Der beiden treu gesinnte Mann, nicht bloß ein Pfarrhelfer, sondern auch ein Liebeshelfer, wußte es einzurichten, daß sie Stunden des reinsten Glücks zusammen verleben durften[74]. „Ich danke dir für alle Zärtlichkeit in Brugg, für jede Umarmung, für jeden Kuß, für Habsburg, für Wald und Flur und das einsame Zimmer und die selige Nacht, für jeden Anblick, für jeden Handdruck, für deinen frohen Gesang am Fuß der Habsburg und für deine Seufzer, für jedes Wort, das du redetest, und für jene Stunden, wo in stillem Anstaunen wir nicht mehr reden konnten, wo wir, ganz Empfindung, keine Worte mehr fanden und schwiegen, für alles das danke ich dir empfindungsvoll. Auch unserm Wirt will ich danken . . . Ich bin froh, daß er mit mir zufrieden, das ist für deine Ehre sehr gut. Wenn er an der Güte meines moralischen Charakters gezweifelt hätte, so hätte er vielleicht nicht geglaubt, daß wir die ganze Nacht unschuldig bei einander zugebracht." Die Reinheit des Herzens mußte wohl so aus seinem ganzen Wesen sprechen, daß, wer sie irgend einem Sterblichen zu glauben den Mut hatte, sie ihm glauben mußte.

Der Plan für die Begründung ihres Hausstandes beschäftigt ihn ganz. Er gedenkt nicht allzu weit von Zürich, womöglich im Limmatgebiet, ein größeres Stück billiges, selbst unbebautes Land zu kaufen und es hauptsächlich durch den Anbau von Krapp, von dem er bei Tschiffeli gute Erfolge sah, daneben durch Gemüsebau nutzbar zu machen. Er ist nach Tschiffelis und seinen eigenen Berechnungen völlig überzeugt, daß er nur einen kleinen Vorschuß braucht, sich ein paar Jahre zu erhalten, um in kurzem nicht bloß eine Familie ernähren, sondern zu beträchtlichem Wohlstand gelangen zu können. Die Mutter Schultheß traut von Anfang an seiner

Rechnung nicht, und sie ist „entsetzlich" um Anna besorgt, daß sie die Mühen einer ländlichen Haushaltung nicht wird ertragen können. „Sie weiß nicht", schreibt Anna, „daß ich mit dir Zentnersteine heben würde, wo mit jemand anderem eine Stecknadel." [75] Die Eltern fordern, er soll erst wenigstens zwei Jahre allein einen Versuch machen; würde sich deutlich sein Gelingen zeigen, so würden sie dann der Verbindung nicht mehr im Wege sein. Er hofft anfangs durch seine Gegenwart rasch alles ins Gleiche zu bringen; sie weiß voraus, daß besonders die Mutter von dem einmal gefaßten Beschluß keinen Zoll breit zurücktreten wird. Sie ist von seiner allzu philosophischen Ruhe hierüber eine Weile fast befremdet [76]. Es ist ihm eben unfaßlich, daß es Eltern geben kann, auf die die Gemütslage ihres Kindes ganz und gar keinen Eindruck macht. Und da der Vater nicht unfreundlich gesinnt scheint, glaubt er schon gewonnen Spiel zu haben. Aber er sollte erfahren, daß „auf die Bewegungen der Gemüter achtzuhaben beim Pflug nicht Brauch" war [77]. Da er dringender wird, erfährt er eine harte Zurückweisung. „Ich sehe keine Hoffnung, dich mit dem Willen deiner Eltern dem Elend dieses Hauses zu entreißen", schreibt er bitter [78].

24. Landkauf und weitere Kämpfe. Inzwischen betreibt er eifrig den Landkauf. Ein andrer Schultheß, zum „gewundenen Schwert", ein Bankier, dessen Sohn ebenfalls zum Kreise der Patrioten zählte, glaubte an die guten Aussichten der Krappkultur und war bereit, auch für einen größeren Versuch ein beträchtliches Kapital vorzustrecken. Pestalozzis mütterlicher Oheim, Dr. Hotz in Richtersweil, trat mit einer kleineren Summe bei, und auch seine gute Mutter hatte auf den Fall seiner Verheiratung 1000 Gulden für ihn zurückgelegt. Diese günstigen Umstände machten ihn vollends sicher. Jeder sonst, nur nicht die Eltern Schultheß, schien zu seinen Absichten Zutrauen zu hegen. Er trat um diese Zeit auch durch Aufnahme in eine der angesehensten Zünfte in die Ausübung seines Bürgerrechts ein, und es

wurde bei der Feier öffentlich gut von ihm gesprochen. Die Eltern Annas erzeigten sich auch allmählich freundlicher gegen ihn. Allein sie bestanden auf der Probe von wenigstens zwei Jahren. Selbst die Braut, die mit der oft zu wörtlichen und tätlichen Beleidigungen fortgerissenen Mutter schwere Stunden durchzumachen hatte, fand in tiefgewurzeltem Pflichtgefühl die Kraft nicht, den elterlichen Segen ganz zu entbehren. „Wir wollen alles Mögliche anwenden durchzudringen, aber um aller Erbarmung Gottes willen, wenn sie immer behaupten, mich endlich mit Fluch aus dem Hause zu jagen, so wollen wir nachgeben, Freund. Ich finde, daß wir uns nicht getrauen dürfen, den Wegen der Vorsehung also zu trotzen, und wenn es unser Leben kostete.“ [79] Ist es sein von ihr gefürchteter „Eigensinn“, oder ist es diesmal klare und richtige Einsicht, daß er überzeugt ist und fest daran hält, jetzt nachgeben würde heißen ihren ganzen Lebensplan aufs Spiel setzen? „Wo ist die Zeit, daß sie meinen Plan richtiger finden werden als jetzt? . . . Was für Ursachen habe ich, zu hoffen, daß ihre jetzige Art zu handeln nicht die einzige Absicht habe, die Sache durch ein immerwährendes Hinziehen zu vernichten? Soll ich jetzt ihrem Vorschlag, zu warten, bis die Richtigkeit meiner Berechnung sich in Wirklichkeit erwiesen, zustimmen, ihnen, die nichts davon verstehen, die allemal Anlässe finden werden, mit einem Anschein von Rechtmäßigkeit zu sagen, es kann auf ein künftiges Jahr fehlen?“ [80]

Der durchschlagende Grund, auf seiner Ansicht zu bestehen, war aber offenbar, daß weder sein noch ihr Gemüt geschaffen war, diese aufreibenden Kämpfe, die fühllose Härte der Mutter, die fortgesetzten Beleidigungen länger zu erdulden. Er setzt eine Aussprache durch, es kommt zu einer schlimmen Szene. Sie zwingen ihn, harte Worte zu sagen — „ach Geliebte, Worte, die du nicht hättest hören sollen, da ich sie deinen Eltern sagte!“ [81] Der Riß ist ärger denn je. Aber — „Heil mir, daß ich leide!“ ruft er in einem plötzlichen Umschwung der Stimmung aus; „nie fühlte ich mein

Vertrauen zu Gott, wie am heutigen Tage, der mich deinen **Armen entriß** .... Ach Geliebte, alles, alles ist Heiterkeit und Wonne und lauter Güte, und ich freue mich. Wie sich ein Kind freut, wenn sein Vater, sein zärtlichster Vater es umarmt, so freue ich mich der Vorsehung Gottes und der Proben seiner Liebe. Teure, du bist sein Geschenk ..."[82] Denn der schreckliche Auftritt hat es nun in beiden zum Entschluß gebracht: sie wird, wenn es sein muß, der Eltern Haus auch mit ihrem Zorn verlassen. Möge es denn bald geschehen. Sie will allen Verwandten schriftlich hinterlassen, was sie ihnen zu sagen hat, „und gerade auf das Land."[83] „Du weißt, Stube und Kammer ist uns für lange genug. Nochmals, mein Teurer, handle hierin, wie wenn du und ich Einer wären."[84] Es ist ersichtlich: die volle Erfahrung, wessen die Eltern gegen ihn und sie fähig waren, hat den schweren Entschluß in ihnen beiden fest werden lassen, und so konnten sie „in der ganzen Verwirrung Vorsehung, unleugbare Vorsehung finden und fühlen."[85] Aber der Kampf hat ihn hart mitgenommen. Und noch lange nicht sind sie am Ziel.

25. Erweiterung der landwirtschaftlichen Unternehmung Müligen. Gern hätte er in der Nähe von Zürich eine Probe im kleinen mit bloßem Gemüsebau gemacht. Jetzt ließ er sich auf das weitaussehende Projekt des Bankiers Schultheß ein, ein so großes Grundstück wie möglich mit Krapp zu bepflanzen, auf Hoffnung großen Gewinns und Gefahr großen Verlustes. Nach mehreren Briefstellen unterliegt es keinem Zweifel, daß er diesen verfehlten Schritt nicht getan haben würde, hätte er nicht geglaubt, so auf die Eltern, die vor einer dürftigen Lage, in welche ihre Tochter kommen könnte, so „entsetzliche" Angst hatten, den einzigen Eindruck zu machen, dem sie zugänglich schienen: durch schnell erreichte Wohlhabenheit. Aber nun kann er erst recht nicht hoffen, schon in den ersten Jahren seiner Unternehmung sie zufrieden zu stellen. Alle mögliche Sorgfalt und Behutsamkeit wird „die Eindrücke übler falscher Gerüchte, die jeden neuen Versuch begleiten, nicht vernichten."

So kann er auf einen unbestimmten Aufschub der Heirat sich jetzt erst recht nicht einlassen. „Es ist nicht ein Opfer von zwei Jahren, sondern von meinem ganzen Leben, das sie von mir fordern.“ [86] Und so stellt er ihr sein Ultimatum: sie soll wählen, ihn jetzt zu besitzen oder seinen Hoffnungen ein Ende zu machen. Er will, wenn es sein muß, auch das tragen. Sie wagt eine nochmalige Aussprache mit der Mutter. Sie wird nie ja sagen, sie wagt der Tochter zu sagen: sie habe diesen Schritt getan, um sich verheiraten zu können, und noch viel von dieser Art . . .

Er geht nun (anfangs 1769) nach Müligen, nahe bei Brugg, wo sein gekauftes Grundstück lag, ziemlich fern von Zürich, auch nicht mehr auf Züricher, sondern Berner Gebiet, im späteren Kanton Aargau. Vorerst begleitet ihn seine Mutter, um ihm den Haushalt einzurichten. Er ist noch fest entschlossen, die Geliebte so bald als möglich heimzuholen; gibt aber endlich so weit nach, daß sie noch für eine Zeit bei den Eltern verbleiben und sich in allem ihnen fügen soll, um sie womöglich noch umzustimmen. Es scheint, daß seine gute Mutter ihn zu diesem jedenfalls richtigeren Entschluß bestimmt hat. An sie (und „Schwesterchen“ Barbara) hat Anna sich innig angeschlossen, bei ihr die Mutterliebe doppelt empfunden, die sie im eigenen Hause entbehren mußte [87]. „Sie ist großmütiger als ich“, schreibt er von der Mutter [88]; „weder Unmut noch Widerwille wird jemals in ihrer Seele herrschen, auch wenn wir Unbilden begegnen. Wenn ich oft am tiefsten trauere und meines Herzens nicht mehr mächtig bin, so bittet sie mich zärtlich, keinen Augenblick die Hochachtung und Liebe, die ich deinen Eltern schuldig bin, durch meinen Unmut zu schwächen.“ Zu Neujahr schickt sie der Braut ein Geschenk, und ihn selbst rührt es, auf dem Umschlag die Devise zu lesen: „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren.“ [89]

Daß der neue Entschluß richtig war, bewies die Folge. Der Vater ist jetzt ganz für ihn umgestimmt. Bei der Mutter zwar war es „Reputation, nicht in einem Punkte nachzu-

geben.[90]; aber ihr verändertes Benehmen gegen die Tochter läßt voraussehen, daß sie den Widerstand endlich aufgeben werde. Dr. Hotz, der bei Schultheß als Arzt aus- und einging, der „angenehme, liebe, nützliche Schwätzer", wie sie ihn einmal nennt, wirkt kräftig für die Liebenden. Er wagt einmal (im April) die Mutter geradezu zu fragen, wann sie die Tochter ziehen lassen wolle. „Sie sagte ganz ruhig und gut, sie sage weder ja noch nein zur Sache: worauf sie Doktor bei der Hand nahm und sagte, es sei ein lateinisches Sprichwort: Wer weder ja noch nein sage, der sage ja. Und Papa sagte, er begegne ja Pestalozzi liebreich, sie sollten doch jetzt nicht so gar pressieren."[91] Indessen verstreicht Monat um Monat ohne Entscheidung. Seine Mutter kann länger nicht bleiben und er nicht allein hausen. So zerreißt er noch einmal den mühsam behaupteten Frieden, indem er die Mutter, da er sie in der Nähe auf der Zurzacher Messe weiß, aufzusuchen und geradezu zu fragen wagt. Sie braust wieder auf: es konnte das „eiskalte Wesen", die „beschimpfende Verachtung" nicht weiter getrieben werden[92]. Nun endlich reißt auch der Tochter die Geduld. „Im Namen Gottes, schließet über mich ab . . Ich weiß, daß ich viel getan, das fehlerhaft in den Augen einer ernsthaften Mutter wäre, aber diesen Aberwillen gegen die Person, die ich liebe, und bei diesem Anlaß alle Pfeile auf mich loszuschießen, das verdiene ich nicht . . . Nochmals: tue, was Du willst! Ich will folgen. Gott der Allmächtige ändere dies Herz!"[93] Seine Gesundheit ist diesmal ernstlich angegriffen. „Ja, Freundin, meine Lebhaftigkeit ist zu groß, sie wirkt gewaltsam einförmig: unzerstreut ist ein einziger Gedanke meine Qual oder meine Freude": obgleich er gewohnt ist, zu wachen, daß sein Herz sich nicht empöre. „Ich hatte einen Arzt nötig und nicht Widerwillen". Eine nochmalige Szene würde ihn in eine traurige Verfassung setzen, die der Ruin seiner Gesundheit, seines Verstandes und seines Herzens sein würde.[94]

Der Zusammenstoß konnte beide Liebenden nur in der Überzeugung bestärken, daß [illegible] r Auf[illegible]

für alle nur verlängern, sie und ihn nur neuen schweren Auftritten aussetzen würde. Dennoch ließ sich im Augenblick nichts erzwingen. „Ihr guten Leute wisset nichts, die ihr gütige Eltern habt, nichts von dem zernagenden Jammer, der zwischen natürlicher Abhängigkeit gegen Eltern und der Zuneigung eines würdigen Geliebten streitet", schreibt sie[95]. So wird es Herbst, bis endlich die Eltern einsehen, daß sie wohl oder übel nachgeben müssen. Die Mutter versucht zwar noch einmal einen Aufschub von weiteren zwei Jahren auszuwirken, da aber Anna ruhig erklärt, man könne das ihm nicht zumuten, gibt auch sie ihren Segen zu ihrer Verbindung. Ihr letztes Wort war: „Ich wünsche, daß es dir so gehe, wie du hoffst, denn du wirst nur auf Wasser und Brot eingeladen."[96] Sie durfte also gehen, mit keiner andern Mitgift als ihren Kleidern und ihrem Klavier. Die Hochzeit wurde am 30. September 1769 in Gebisdorf, nahe bei Müligen, wohin seine Mutter sie ihm brachte, ganz in der Stille, ohne ihre Eltern, ohne Abschied von Verwandten und Freunden gefeiert. Die Trauung vollzog ihr Vetter und beider Freund, Pfarrer J. G. Schultheß (Hansjörli).

26. Rück- und Voransblick. Dies die Hauptzüge der wechselreichen Liebesgeschichte. War sein Verhalten ganz recht? — Keine Frage, die Mutter Schultheß hat richtig gerechnet: Pestalozzi hat mit seiner Unternehmung sehr bald Schiffbruch gelitten. Und selbst der verdiente Herausgeber des Briefwechsels ist geneigt, ihr Verhalten aus diesem Gesichtspunkt fast zu entschuldigen[97]. Aber er selbst gibt schon die Antwort: mit einem kleineren Versuch brauchte Pestalozzi nicht zu scheitern. Und wenn er anfangs allerdings ziemlich hoch hinaus gewollt, so war er nach reiferer Überlegung entschieden, klein anzufangen. Er schreibt nach Abschluß der Assoziation mit dem Bankhaus: „Es ist, wie mich dünkt, um deiner Eltern willen ein Glück, *sonst wollte ich lieber nicht*."[98] Und etwas später[99]: **„Hätten sie im Anfang nicht grausam und gegen ihre eigene Versicherung[100] gegen mich gehandelt, so wäre mein Etablissement in der**

Nähe von Zürich. Ich hätte gern eine Probe im kleinen gemacht und dabei Jardinage gepflanzt; ich hätte auf diese Art wohl zwei Jahre warten können, ich hätte deine Hülfe und die Hülfe einer treuen Mutter in der Nähe gehabt. Aber ihre unglückliche Protestation nötigte mich zur Beendigung unseres Elends. Wären sie gütig und sorgfältig gewesen, so wäre ich nicht assoziiert. Aber das ist nicht die Sprache sorgfältiger Eltern: Wir wollen weder Rat noch Hand noch Tat dabei haben, kurz, von allem nichts wissen. Sage, waren unter solchen Umständen meine Entschlüsse nicht notwendig, sind sie nicht gerechtfertigt vor den Augen des Allwissenden?" Und in ihrer Antwort heißt es: „Du hast deinen ganzen Lebensplan um meinetwillen geändert."[101] Also erst der unbesiegbare Widerstand der Eltern gegen eine arme Heirat bestimmte, ja zwang ihn seiner Meinung nach, einen Versuch im großen zu wagen. So aber war schon von Anfang an alles auf eine Karte gesetzt, und auf keine bessere, als den guten Willen eines Bankiers, der, sobald er den erhofften Gewinn gefährdet glaubte, sich herauszog, ohne lange zu fragen, was nun aus ihm werde[102]. Ob selbst die größere Unternehmung unter allen Umständen scheitern mußte, ob der Bankier seinen Vorschuß darum zurückzog, weil sie tatsächlich bereits unhaltbar geworden war, oder ob erst dies vorzeitige Zurückziehen, welches den ganzen Kredit des erst in seinen Anfängen stehenden Unternehmens mit einem Schlage vernichten mußte, es zum Scheitern gebracht hat, steht keineswegs fest.

Indessen das ist auch hier nicht die einzige und letzte Frage. Es stand noch ganz andres Kapital auf dem Spiele, als die Goldgulden eines Bankiers. Es ist aber leider nicht zweifelhaft, daß namentlich die Mutter Annas in engherzigem Krämersinn das Mögliche getan hat, um zwei Seelen, die an Höhe und Reinheit des Empfindens ihresgleichen suchen, im Erdenstaub zu ersticken. Sie haben die Probe wundervoll bestanden. Selbst die harte Mutter hat, nachdem sich die Verbindung einmal nicht hatte verhindern lassen, sich

auf ihr Muttergefühl doch wieder besonnen. Schon zu Weihnachten durfte das junge Paar heitere Wochen mit den Verwandten und Freunden in Zürich verleben, und bald überwand sich die Mutter auch dazu, ihr Kind in Müligen zu besuchen. Sogar wurde das Verhältnis zu beiden Eltern Schultheß mit der Zeit ein sehr herzliches, da sie, durch häusliche Sorgen schwer bedrückt, wohl die Erfahrung machten, was sie an den beiden redlichen Seelen haben konnten. So schloß dies Konto mit einem bedeutenden Plus auf ihrer Seite ab.

Noch zu anderen Erwägungen gibt der wichtige Briefwechsel Anlaß. Die gangbare Vorstellung von Pestalozzis Charakter, die sich hauptsächlich auf seine eigenen späteren Äußerungen stützt und durch den Gesamteindruck seines Lebensganges im ganzen bestätigt wird, scheint durch diesen Briefwechsel völlig Lügen gestraft zu werden. Wer etwa erwartet, ein zartes Muttersöhnchen zu finden, das sich von jedermann gebrauchen läßt, das allein in der eigenen Welt seiner empfindsamen Träume lebt, um dafür in der gemeinsamen Welt der wachen Wirklichkeit überall zu stolpern und eine lächerliche Figur zu machen, der wird durch diesen Briefwechsel gründlich enttäuscht. Da verrät sich allenthalben ein rastloser, fast unbändiger, durch Widerstand eher gestählter als gebrochener Tatendrang, ein zielsicheres, die tatsächlichen Umstände sehr wohl bedenkendes, obgleich rasches, einige Male fast jähes Handeln; eine für einen Jüngling von 21 bis 23 Jahren geradezu erstaunliche Reife des Urteils über Sachen und Menschen; ein heißes Empfinden zwar, doch männlich, ja heroisch beherrscht, so daß selbst die kaum minder starkmütige Braut ausruft: „Bist du denn auf einmal ganz zum Helden geworden, lieber Heirli?“[103] Nur in wenigen schlimmen Auftritten reißt es ihn fort; dann ist er bis zur Krankheit erschüttert. Aber wer würde es wagen, diesem reinen Menschen einen Vorwurf darüber zu machen, daß es ihm fast ans Leben ging, nicht an Güte glauben zu sollen?

27. Wandel in Pestalozzis politischer Stimmung. Das Erstaunlichste aber ist, daß er, eben noch in der

vordersten Reihe der politischen Stürmer und Dränger, jetzt seine Weltverbesserungspläne ganz vergessen zu haben scheint und Briefe, die sich zu Abhandlungen dehnen, mit gar ernsthaften Untersuchungen über Krapp- und Gemüsebau füllt. Selbst die Braut ist darüber eine Weile betroffen; die Freunde berührt es wie „Abfall". Er selbst empfindet nach der Rückkehr von Kirchberg in ihrem Verkehr, daß seine politische Denkweise eine tiefe Wandlung durchgemacht hat. Noch vor der Heimkehr schreibt er[104]: „Nein, Nanetten, ich schreibe (schriftstellere) diesen Winter nicht, ich habe andere Geschäfte; in Zürich war dies ein rechter Zeitvertreib für den Müßiggang und die Langeweile, aber in Kirchberg habe ich einen Beruf; außerdem finde ich gut, meine Gedanken über alles Politische bis in mein vierzigstes Jahr zu erwägen, genau zu überlegen und still mit meinen Gedanken zurückzuhalten. Man nimmt den größten, den erhabensten Gedanken meistens ihren Wert (dadurch), daß man sie zu Haufen, ohne Anlaß, ohne Not und in der Jugend wie zur Schau auskramt. Es hat in Zürich genug Kinder, die den Mangel der Ausübung der Tugend mit ihrem Geschwätz von der Wahrheit ersetzen wollen. Ich verachte sie und will nicht einmal unter ihrer Zahl zu sein scheinen." Nachher nimmt ihn das treue Mädchen über diese „plötzliche Änderung" sehr ernsthaft ins Gebet[105]. Sie erinnert ihn an Menalk, der doch „redete und handelte, was sein Verstand ihm vorsagte, und nicht aus bloßem Enthusiasmus"; dessen Begriffe er damals richtig fand und zu den seinigen machte. „Lies meine Antwort, die ich dir gab, da du mir sagtest, wie teuer dir dein Vaterland sei: soll es dir um des großen Haufens schlechter Leute willen weniger teuer sein? . . . Willst du, weil du nichts Großes tun kannst, gar allem entsagen?" Und im Scherz[106]: „Du mußt einmal nicht nach Paris zäppeln[107], oder ich dringe auf Scheidung."

Er antwortet: „Sei ohne allen Kummer meiner Grundsätze halber . . . Meine Werke sollen mich rechtfertigen, wir

wollen über keinen Glauben zanken." „Mein Kind! Wir Patrioten haben in vielem gewiß Unrecht, und ich will in vielen Richtungen von den schwärmerischen Hoffnungen dieser Leute gar nicht betrogen sein."[108] In einem folgenden Briefe erfahren wir, worum es sich besonders handelte. Seine Seele ist gewiß nicht an den Reichtum gefesselt; „aber wenn meine Freunde mich fragen: Ist es in unsern Umständen gut, daß gewisse Arten von Luxus in Schwang gehen, so sage ich ja und zeige ihnen, daß diese Arten von Luxus ein Volk erhalten, das ohne diesen Unterhalt serben[109] würde . . . Wenn ich meine Pflicht tue und jeden Anlaß brauche, die Güte meines Herzens zu zeigen, so bist du zufrieden, ich mag Bl(untschli)'s oder Tsch(iffeli)'s politisches System wahr finden; es ist nicht meine Art, um meiner Freunde willen etwas nicht wahr zu finden, das ich wahr finde . . . Wenn ich meinen Freunden viel schuldig bin und gegen sie jede Pflicht erfüllen werde, so will ich ebenso jeder wichtigen Wahrheit das, was ich ihr schuldig bin, erfüllen. Ich will niemals zanken und wenig schwatzen, aber niemals will ich Fehler des Patriotismus billigen, die seine ganze Wirkung vernichten, auch an meinen Freunden nicht. Weiß (einer der Patrioten) redet kindisch gegen den Luxus. Ich will dich und alle meine Freunde beruhigen und einfältig leben, ohne große Bedürfnisse, still und eingeschränkt, aber um mich her will ich nicht aus Liebe zur Einfalt und zu einer stillen, ruhigen Lebensart das Volk verhungern sehen. Nein, ich will aus unsern jetzigen Sitten den Armen, die unter dem eingeführten Luxus schon alles leiden, was sie jemals leiden werden, jeden möglichen Erwerbszweig zeigen, und halte das für eine Christenpflicht. Das ist mein System; siehe, ob ich verdiene, daß man mir so Unrecht tue."[110] „Mein Kind, wirst du dich nicht gern einschränken, wenn Tausende um uns her des Benötigten mangeln? — Aus einer unbemerkten niederen Hütte der Segen des Landes sein", das wäre seine Wonne[111]. Es ist genau der Punkt, in dem er sich von der sentimentalen Schwärmerei Rousseaus, aber im Sinne seiner tieferen sozialen Erkenntnis,

scheiden wird: die Entwicklung zur Industrie und damit zu einer komplizierteren Kultur ist nicht rückgängig zu machen, sondern es sind die Konsequenzen aus ihr für das Wohl des Volkes vorwärts zu ziehen, damit es durch sie nicht zertreten, sondern aus dem Staube erhoben wird. Das ist ein Grundgedanke seiner Politik für die nächsten Jahrzehnte, ein Grundgedanke auch von „Lienhard und Gertrud“, dessen Keim wir hier bereits antreffen.

Und sobald er in Müligen das Elend der Landbevölkerung aus unmittelbarer Anschauung kennen lernt, sieht er den Weg klar vor sich: dem Volke ist zu helfen durch Teilnahme an der Industrie und durch planmäßige Bodenverbesserung. „Geßner würde hier reiche Bilder für seine Gedichte finden;“[112] aber er schreibt keine Geßnerschen Idylle, sondern macht sehr nüchterne und richtige tatsächliche Beobachtungen: „Bald bin ich stundenlang in dem nahen Gebirge und sehe bewundernd tiefe Bergschichten, die den Einwohnern den Reichtum des Landes Jahrtausende verborgen haben: ganze Bergschichten voll schwerer Erde, deren Wirkung die Kunst des Feldbaues zurückläßt; vergeblich würde die Kunst des Feldbaues versuchen, was diese Bergader tut. Auf schlechten, ausgenutzten Boden hingeworfen, zerfällt sie in Staub und belebt die dürre Heide mit dichtem Klee, der dreimal des Sommers unter der Sense des Mähers fällt und die Scheunen des reichen Bauern belastet, denn ach! auch hier seufzt der Arme. Dieser Reichtum, der ihn nach und nach aus dem Staube heben würde, wird ihm entrissen, und der Begüterte lacht des elenden Armen, macht ihm die Arbeit in Gruben schwer und will, obgleich für alle genug wäre, allein die Vorteile dieses Schatzes. Der Arme, der wenig braucht, findet seine kleine Grube bald verschüttet; sie immer zu öffnen ist kostspielig, und in den langdauernden großen Gruben darf er nicht arbeiten. So wird er mutlos und entsagt den Hoffnungen eines erleichterten Lebens. Glücklich wäre ich einst, wenn mein Vorhaben gelingt, gemeinsam eine Grube zu öffnen und der Armut diese Schwierigkeit zu erleichtern,

die, von der Bosheit der Reichen gedrückt, fast kei
aus diesen Schätzen zieht.“

War dieser Mann ein unverbesserlicher Trä
Er besaß die echte Blindheit des Genies: um das au
Entscheidende zu sehen, mußte er für so lange
gegen das auf Zeit Hindernde, auf welches das
Auge des Tagesmenschen allein eingestellt ist. Sei
ist schon hier nicht nur über Rousseau, sonder
ganze bloß politische Revolution des „dritte
hinaus; sie hat die Bahn bestimmt eingeschlag
Sozialismus endet. Dem Volke „gemeinsam eine Grube zu öffnen“, dies Programm zielt zum wenigsten auf Bodenreform, und es zielt auch wohl weiter. Deshalb konnten ihn die guten Züricher Patrioten nicht mehr verstehen, und mußte sein Wort sie beleidigen: „Als ich in Zürich war, war ich noch ein Kind.“

28. Pestalozzis Schreibart in den Briefen. Anna Schultheß. Auch seine Schreibart ist über alles Kindische hinausgewachsen. Nanette hat wohl Grund gegen seine „einnehmende, gefährliche Feder“ scherzend Klage zu führen. Es sind rasche, oft in äußerster Eile hingeworfene Augenblicksergüsse; daher viel Abgerissenes, dann wieder hier und da etwas von jener allzu strömenden Wortfülle, der er in keiner Periode seines Lebens ganz Herr geworden ist; im ganzen aber eine Stärke und Unmittelbarkeit des Ausdrucks seines stürmenden, großen, oft erhabenen Gefühls, in den freisten Stunden auch eine sonnige Heiterkeit, selbst Anmut, mit einem Wort, eine Jugend des Stils, die über die Periode der „Empfindsamkeit“ in den besten Momenten bereits ganz hinaus ist und dann keinen Vergleich zu scheuen hat. Von den Briefen der Braut aber darf man es dem Herausgeber nachsprechen: daß sie mit den seinen fast auf gleicher Höhe stehen.

Überhaupt ist die Gleichheit ihrer Denk- und Empfindungsweise so auffallend, daß man sich einen Augenblick versucht fühlt, zu fragen, ob nicht eine Lebensgefährtin für

ihn besser getaugt hätte, die etwas weniger in allem ihm gleich gewesen wäre, namentlich etwas weniger von seiner Empfindsamkeit und dafür etwas mehr von jener vielleicht grausamen, aber richtigen Berechnung der Umstände besessen hätte, die in Annas Mutter in so schlimmer Einseitigkeit ausgebildet war, und von der ihm so fühlbar mangelnden Fähigkeit, Menschen nicht bloß innerlich zu erkennen (das vermochte er sehr wohl), sondern zu behandeln und zu regieren. Würde nicht manche bittere Erfahrung ihm erspart geblieben sein? Vielleicht; aber, auch wenn man es für eine falsch gestellte Frage erkennt, ob eine solche Gattin ihn, ob er sie ganz „glücklich" gemacht hätte, wird man sagen müssen: sein Dämon, nämlich sein eignes Herz, hat ihn sicher geleitet, indem er ihm eine Gefährtin wählte, die seine große Seele ganz zu erkennen und ganz zu ihrer Höhe sich zu erheben die Kraft hatte. Denn da einmal diese Seele so geartet war, daß alle Welt sich gegen sie stellen mußte, so mußte er eine Gefährtin zur Seite haben, die in keinem Fall noch in seinen vier Wänden die Sache der Welt (die von ihrem Standpunkt ja allemal Recht hat) gegen seine Seele vertrat, sondern unwandelbar fest zu seiner Seele stand auch gegen alle Welt; nicht aus willenloser Unterwerfung, sondern aus gleichem Empfinden, gleicher sittlicher Kraft. Und diese Gefährtin war — seine „redliche Schultheß".

Zweites Kapitel.

Die Armenanstalt auf dem Neuhof. Schriftstellerische Arbeiten bis 1781.

1. Scheitern der landwirtschaftlichen Unternehmung. Durch eine vorteilhafte Bewirtschaftung seines Gutes hatte Pestalozzi gehofft, sich die Grundlage zu schaffen für die weitere Verfolgung seiner höheren Absichten auf Hebung der Volksbildung und Volksökonomie. „Sittliche Absichten und Liebe zum Vaterland" waren von seiner Unternehmung „nicht ganz getrennt", wie er (Ende 1771) an

Hirzel schrieb [1]. Um so schmerzlicher mußte ihn das gänzliche Scheitern seines Planes treffen. Welches waren die Gründe dieses Scheiterns?

Der Boden des Grundstücks, das er, allerdings teurer als nötig, von einigen 60 Besitzern zusammengekauft hatte [2], war vernachlässigt, aber an sich wohl anbauungsfähig; er ist durch allmähliche Verbesserung später im Wert bedeutend gestiegen. Insoweit hatte er sich nicht verrechnet. Aber dazu brauchte es Zeit und also ein auf längere Dauer gesichertes Kapital. Hauptmann Schultheß aber hatte sich wohl auf rascheren Erfolg-Hoffnung gemacht; jedenfalls, sobald sich die ersten Schwierigkeiten zeigten, zog er das vorgestreckte Kapital zurück/und ließ Pestalozzi „mitten in den angefangenen Unternehmungen . . . stecken.“ [3]

Gewiß war dieser dabei nicht ohne Schuld. Vor allem erwies sich sein allzu harmloses Vertrauen verhängnisvoll. Es lebte in Birr ein gewisser Merki (oder Märki), Metzger und Wirt, ein übler Gesell, der nach einem autobiographischen Fragment Pestalozzis (in rhythmischer Form) . . . „den Galgen ob Witwen und Waisen verdient und auch ob mir verdient hat“. An diesen Mann war Pestalozzi geraten, indem er sich seiner Hülfe beim Kauf der Grundstücke bediente. Merki hatte sich, so scheint es, durch einige wirkliche Dienste, die er ihm dabei leistete, in sein Vertrauen geschlichen, aber übervorteilte ihn schon beim Kaufgeschäft selbst. Vollends nachher, als Pestalozzi ihn sogar zum Aufseher auf seinem Gute bestellt hatte, brachte er durch sein allgemein und mit Grund verhaßtes Wesen, durch rohe Behandlung und Bedrückung der Leute auch Pestalozzi selbst und sein Unternehmen in Mißkredit [4]. Und dann konnte Pestalozzi „nicht Rechnung halten, wie er sollte, weil er sich nie mit den Kleinigkeiten des Rechnungswesens beladen wollte, sondern nur im Großen es durchdachte.“ [5] Ungünstige Gerüchte kamen dem Hauptmann Schultheß zu Ohren [6]. Zwei angesehene Züricher, die als Sachverständige das Unternehmen prüfen sollten, fanden zwar seine Geschäfte in besserer Ordnung, als sie erwartet

hatten, erhielten aber von der Ertragfähigkeit des Bodens ungünstige, nach Pestalozzis wohl gegründeter Meinung allerdings irrige Vorstellungen [7], fanden auch den begonnenen Bau seines Wohnhauses zu kostspielig. Auf ihren Bericht schrieb der Hauptmann schon im Mai 1770, daß er „seine Entreprise und alles als ruiniert ansehe" [8] und darum die Sozietät aufkündigen müsse. Zwar ließ er sich noch einmal beschwichtigen [9]; aber das Mißtrauen währte fort [10], und im Oktober wurde die Assoziation endgültig gelöst [11]. Pestalozzi führte nun den Versuch, so gut es ging, auf eigene Hand fort. Die Krappkultur hatte er sehr bald aufgeben müssen, da der Boden sich dazu nicht tauglich erwies. Besser glückte es ihm mit Esparsette und anderem Klee [12]. Aber die Schuldenlast war drückend und wurde es, besonders nach wiederholtem Mißwachs, von Jahr zu Jahr mehr.

2. Jacqueli. Im Frühjahr 1771 konnte das auf dem Grundstück „im Letten" errichtete, unter den beginnenden Geldnöten nur halb ausgebaute Haus „Neuhof" bezogen werden. Ein Söhnchen, das einzige Kind Pestalozzis, Hans Jakob, gewöhnlich Jacques oder Jacqueli genannt, wurde am 19. August 1770 geboren. Aufzeichnungen über das geistige Wachstum des dreijährigen Knaben, vom Januar und Februar 1774 [13], sind das nächste Zeugnis des Fortgangs der pädagogischen Forschungen Pestalozzis. Sie werden ergänzt durch zwei Stücke des im Jahre 1782 herausgegebenen „Schweizerblattes." [14]

Die Grundsätze treten in großer Klarheit heraus: Worte sind bloße Zeichen, auf die „bedeuteten Sachen" kommt es an. Das Kind soll seine Begriffe durch „tägliche Tathandlungen" bilden; es soll sehen und hören, schauen, selten urteilen [15]. „Alle Worte sind Urteile". Man darf das Kind nicht 3 sagen lassen, bis es allemal das 2 in allen gegebenen Materien richtig gekannt hat. Wie natürlich würde es so zählen lernen! Von dem A gehe nicht zu B, bis A ganz gekannt, und so in allem; keinen Schritt weiter, bis jede Lücke erfüllt ist. Alles ganz, alles in Ordnung, nirgends

Verwirrung. So ist das Fortgehen in der „einfalten Wahrheit" Natur und leicht. Und so muß es sein: alles Lernen ist nicht einen Heller wert, wenn Mut und Freude dabei verloren gingen. Vor allem tut Freiheit not. Das Kind sei so frei es immer kann. Es muß selber tun, selber finden, was es irgend kann; der Erzieher soll wissen, daß die Natur es besser lehrt als Menschen. Zwar wenn Freiheit ein Gut ist, so ist Gehorsam es ebenfalls. Wir müssen verbinden, was Rousseau getrennt. Aber der Führer muß nur zur Notwendigkeit befehlen, und das Kind muß zur Empfindung dieser Notwendigkeit schon geführt sein; das bereits fest gesicherte Zutrauen des Kindes ist die Voraussetzung, um Gehorsam von ihm fordern zu dürfen[16]. Das ist gewiß eine bewußte Korrektur der Einseitigkeit Rousseaus, der die Wörter Befehl und Gehorsam ganz aus dem Wörterbuche des Kindes gestrichen haben wollte. Aber die Korrektur ist ganz im Geiste der Rousseau'schen Grundsätze, die uns sonst fast aus jedem Satze lebendig entgegentreten, doch schon sich zu vertiefen und zu reinigen beginnen.

Wir hören mit großer Verwunderung, daß Pestalozzi dem $3^1/_2$jährigen Knaben bereits Anfänge im Lateinischen zumutet, und sind geneigt, seinem Knechte Klaus recht zu geben, der meint, er „übertreibe" den Knaben. Die dadurch veranlaßten Bemerkungen Pestalozzis über die Gedächtniskraft des Kindes sind schlagend richtig im Prinzip; aber die darauf gestützte Folgerung: „So wie die Natur die erste Sprache gibt, würden zehn zugleich auf gleiche Art gegebene die Seelenkräfte stärken", ist ebenso sicher falsch. E i n e Sprache, d. h. je e i n Zeichen für e i n e „bedeutete Sache", ist noch „Natur", jede weitere nicht ebenso. Es handelt sich dabei nicht bloß um Gedächtniskraft. Das Gedächtnis nimmt willig auf, was sich durch Bande der „Notwendigkeit" an die Sache schließt, aber nicht, was des Halts an der Sache entbehrt. Der Lateinunterricht ist übrigens allem Anschein nach bald wieder aufgegeben worden; es kam ihm dabei vielleicht nur auf das Experiment an. Später heißt es vielmehr:

sein Knabe schöpfe seine erste Weltkenntnis aus seiner Wohnstube und weder aus Rom und Griechenland noch aus Jerusalem [17]; so wie er Gott nicht aus Kunstwörtern, sondern aus seiner guten Natur und aus seinen ihm sichtbaren Wohltaten zu erkennen gelernt habe.

Ganz als Anhänger Rousseaus erweist sich Pestalozzi darin, daß er seinen Knaben wohl reden, auch buchstabieren, rechnen, Meßkunst [18], zeichnen, aber weder lesen noch schreiben lehrt; mit dem Buchstabieren ist ohne Zweifel Zerlegen der Wörter in die Einzellaute gemeint. Man hat die Tatsache bezweifeln wollen; aber nicht nur erwähnen die Aufzeichnungen von 1774 von einem Lese- oder Schreibunterricht des 3½ jährigen Knaben nichts, vielmehr heißt es, das Kind soll „fast allein im Buche der Natur lesen"; sondern nach dem Schweizerblatt [19] hätte Jakob noch mit fast 12 Jahren weder lesen noch schreiben gekonnt. Zwar wird uns andererseits berichtet, daß die Mutter ihn heimlich lesen und schreiben gelehrt habe [20], auch sind einige Briefchen des Knaben an die Tante Barbara (Pestalozzis Schwester, seit 1777 an den Kaufmann Groß in Leipzig verheiratet) erhalten [21]. Aber eben dies bestätigt nur, daß Pestalozzi selbst in diesem Punkte streng Rousseauisch dachte und mit seinen Grundsätzen auch in der Erziehung seines Söhnchens vollen Ernst machte.

Somit hat Jacques in der Hauptsache eine streng Rousseauische Erziehung erhalten und zwar, wie es auch Rousseau grundsätzlich fordert, durch seinen Vater. Man hat sich oft darüber gewundert, daß Pestalozzi so gar einseitig die mütterliche Erziehung betone. Im Schweizerblatt aber spricht er aufs stärkste aus, daß Kinder unter ihren Vater gehören. „Muß ein Kind mehr wissen und lernen, als sein Vater es lehren kann, so muß der Lehrer sein Nebenwerk in des Vaters Arbeit so hineinwirken, wie ein Weber eine Blume in ein ganzes Stück Zeug hineinwirkt." Nicht die Zugabe der Schulkunst und Methodenführung ist dasjenige, „was eigentlich die Anlagen,

Sitten, Gesinnungen und Fertigkeiten bildet", sondern die häusliche Erziehung. „Vater und Mutter, welche im allgemeinen die einzigen Erzieher der Menschheit sind und sein sollen . . ." [22] Was die Resultate solcher Erziehung waren, läßt sich schwer beurteilen. Wir hören, daß Jacques, bei tiefem Gemüt mit geringeren Geistesgaben ausgestattet, nach etwa zweijährigem Besuch einer Erziehungsanstalt in Mühlhausen i. E. in den Jahren 1785 und 1786 bei Felix Battier in Basel die Handlung lernen sollte, 1787 aber zum Neuhof zurückkehrte und die Bewirtschaftung des Gutes übernahm. Er vermählte sich dort mit Anna Magdalena Fröhlich aus Brugg, litt indessen schwer an Gicht (oder Epilepsie?), der er bereits am 15. August 1801 erlag [23]. Der Angabe, daß er sich sein Leiden durch übertriebene Abhärtung in der frühen Kindheit zugezogen habe, wird von anderer Seite widersprochen [24].

3. Idee der Armenanstalt. Die Helvetische Gesellschaft. So ernst und treu sich Pestalozzi der Erziehung seines Söhnchens annahm, sie allein konnte sein Herz nicht ausfüllen. In der mißlichen Lage, in der das Scheitern seines ökonomischen Planes ihn zurückgelassen hatte, bedrückte ihn nichts so sehr wie die Unmöglichkeit, in seinen Umständen für die Linderung des Elends des armen Volkes, das er alle Tage vor Augen sah, etwas tun zu können.

Da kam ihm der Gedanke, es könne ihm zugleich und der Armut um ihn her geholfen werden, wenn es gelänge, sein Besitztum in eine Anstalt zur Erziehung von Armenkindern umzuwandeln. Die Kinder würden unter seiner Anleitung vor allem arbeiten lernen; durch die gemeinsame Arbeit des ganzen Hauses — Baumwollspinnerei und -weberei kombiniert mit einfacher Feldarbeit, hauptsächlich Gemüsebau, wie er selbst es von Anfang an im Sinne gehabt hatte — würde die Anstalt, einmal in Gang gebracht, sich leicht selber erhalten können. Zugleich würden ihre Zöglinge die Segnungen eines schlichten, aber liebewarmen Hauslebens genießen und so zu eben der Lebensführung am rich-

tigsten erzogen werden, auf die ihre tatsächliche Lage sie hinwies. Von einer solchen Anstalt würde der Segen auf das ganze Volk zurückfließen und sein allgemeines wirtschaftliches und moralisches Elend allmählich gelindert, ja ganz gehoben werden können.

Der Gedanke hat etwas Überredendes, ja Berückendes. Er ist auch überzeugend richtig, so wie Theorieen richtig sein können auf einem Felde, wo die tausend kleinen Umstände der Praxis auch die vorsichtigste Berechnung jeden Augenblick zu Schanden machen können. Auch fand Pestalozzi für seinen Plan in seinen Umgebungen warmen Anteil und lebhafte Aufmunterung. Er hatte, wie es scheint, schon vordem Beziehungen unterhalten mit der im Jahre 1762 im nahen Schinznach begründeten und jährlich dort tagenden Helvetischen Gesellschaft, die unter anderen guten nationalen Werken besonders auch die Pflege der Volkserziehung ins Auge faßte. Die Züricher Bodmer, Breitinger, Lavater, Füßli, auch Tschiffeli, gehörten der Gesellschaft an. Jetzt (1774) trat Pestalozzi ihr förmlich als Mitglied bei[25]. Durch sie wurde ihm manche wichtige Bekanntschaft vermittelt, vor allem die des Stifters der Gesellschaft, des Ratsschreibers Isaak Iselin von Basel[26], eines in seiner Zeit hochangesehenen Schriftstellers, dessen politisch-literarisch-philosophische Zeitschrift, „Ephemeriden der Menschheit" betitelt, nicht bloß in der Schweiz Beachtung fand. Den Fragen der Erziehung stand auch er nahe. Er ist selbst als pädagogischer Schriftsteller aufgetreten; er hat sich für Basedows Bestreben interessiert; Schlosser, der Schwager Goethes, veröffentlichte in den Ephemeriden Briefe über die Philanthropine, auf welche dann Iselin seine Antworten folgen ließ. Der Gesellschaft gehörte ebenfalls Ulysses von Salis an, der Begründer des Philanthropins in Marschlins (Graubünden), welches im Jahre 1776 scheiterte. Iselins pädagogische Denkweise stand etwa der v. Rochows nahe, über dessen Schrift „Vom Nationalcharakter der Volksschule" sich Pestalozzi in einem Briefe an Iselin[27] in sehr bezeichnender Weise äußert. Was Pestalozzi selbst

Iselin verdankt, werden wir bald hören; zunächst waren es die Ephemeriden, die von seinen Erfahrungen auf dem Neuhof der Welt die erste Kunde brachten. Eine andere wichtige Bekanntschaft, die er durch die Helvetische Gesellschaft machte, war die Karl Viktors von Bonstetten[28], durch den u. a. Fichte später zu ihm geführt wurde. Bedeutsam wurden sodann die Beziehungen zum Landvogt von Schenkenberg, Nikolaus Emanuel Tscharner, der auf Wildenstein nahe dem Neuhof seinen Sitz hatte, sowie zu dessen beiden Nachfolgern v. Graffenried (seit 1773) und Fellenberg (seit 1779). Alle diese Männer nahmen an seinem Plane den wärmsten Anteil; und, stets gewohnt nicht lange zu grübeln, sondern von seinem warmen Herzen auch gleich zur Tat gedrängt, ging er im Jahre 1774 mutig ans Werk.[29]

4. Gründe des Scheiterns der Anstalt auf dem Neuhof. Aber die praktischen Schwierigkeiten waren freilich groß und, wie sich bald erweisen sollte, für seine Kräfte nicht zu bewältigen. Er bezeichnet selbst im Schwanengesang[30] mit dem Scharfsinn seiner rücksichtslosen Wahrheitsliebe den Hauptfehler, den er gleich anfangs machte: daß er seinem Versuche eine zu große Ausdehnung gab und sich so in eine Unternehmung stürzte, die „absolut solide Fabrik-, Menschen- und Geschäftskenntnisse voraussetzte", welche er nicht hatte. Während er „das Voreilen zu den höheren Stufen des Unterrichts vor der soliden Begründung der Anfangspunkte . . . so allgemein mißbilligte" und als das Grundübel der Zeiterziehung ansah, fiel er im Spinnen- und Webenlehren seiner Schulkinder in denselben Fehler, indem er des größeren Verdienstes wegen feinere Gespinste und Gewebe erzwingen wollte, ehe eine sichere Fertigkeit in den einfacheren Arbeiten erreicht war. „Geübte und gewandte Fabrikanten gehen bei einem solchem verkehrten Benehmen zu Grunde; wieviel mehr mußte ich damit zu Grunde gehen . . . Meine Frau hatte im Übermaß ihres Edelmuts ihr Vermögen beinahe ganz für mich verpfändet"; so aber war der größere Teil ihres Vermögens

und ihrer Erbhoffnungen „gleichsam in einem Augenblick in Rauch aufgegangen".

So stellt die Geschichte dieses Versuchs sich im späten Rückblick dem Greise dar; ein im ganzen doch für ihn günstigeres Bild ergeben die gleichzeitigen Dokumente. Sie bestätigen zwar, daß er im Anfang den besagten Fehler machte; aber er hat ihn schon nach einem Jahr mit voller Klarheit erkannt und berichtigt, sein Unternehmen in ökonomischer Hinsicht wesentlich eingeschränkt und es darauf noch volle fünf Jahre, wenn auch mit großer, fast übermenschlicher Anstrengung, aufrecht erhalten. In dieser Einschränkung wäre der Versuch wohl durchführbar gewesen, wenn ihm die nötige Unterstützung zuteil geworden wäre, und wenn nicht sich erwiesen hätte, daß ohne durchgreifende Maßregeln seitens der Regierung, die er anstrebte, aber nicht erhielt, die Armenkinder selbst sich der heilsamen aber strengen Erziehung, der sie in seiner Anstalt sich fügen sollten, oft einfach durch Fortlaufen entzogen. Immerhin bleibt bestehen, daß er nicht allen Details in Feldbau, Fabrik und Handel so, wie es zu einem vollen Gelingen seines Planes nötig gewesen wäre, für sich allein gewachsen war. Er hätte in dieser Hinsicht, überhaupt in der ganzen äußeren Verwaltung und Rechnungsführung, durch geeignete Hilfskräfte unterstützt sein müssen. Aber dazu war er, wie er in der „Gertrud" kurz und richtig sagt, „nicht reich genug und zu verlassen."[31] Zu verlassen? Das könnte verwundern, da doch so viele treffliche Männer für seinen Versuch Interesse gefaßt hatten und ihm tatsächlich mannigfache Unterstützung zuteil geworden ist. In der Tat, er erhielt für die ersten Jahre durch Subskription etwa 60 bis 70 L.d'or für die Anstalt, und so lange hielt sie sich auch in leidlichem Stande. Als dann aber die erwähnten Schwierigkeiten zu Tage traten, dachte keiner daran, ihn herauszureißen und da, wo seine Kraft allein nicht ausreichen konnte, ihm die erforderlichen Hilfskräfte zur Seite zu stellen, sondern man ließ ihn im Stich. Im entscheidenden Augenblick also sah er sich wirklich verlassen, gewiß nicht

aus Bosheit der Menschen, aber doch aus nicht genügender Einsicht in das, was im Augenblick not tat, und Entschlossenheit, es durchzusetzen, auch wenn es etwa einen Kampf kostete. Namentlich gelang es nicht, von der Berner Regierung irgend etwas zu erkämpfen. Tscharner, der anfangs für das Unternehmen sehr eingenommen war, schreibt schon im Juni 1778 an Iselin: „Alles und viel Schönes auf Sand gebaut. Zu hastig eilte er seinem vorgesteckten Ziele zu, ohne einige Zubereitung; jetzt fehlen ihm Atem und Kräfte . . . Ich fürchte und vermute, seine Erziehungsanstalt werde ein Nachspiel der von Marschlins.“ Und am 19. Dezember: „Mit so oft verbrannten und verlorenen Schwingen will er immer der Sonne zu, er sucht auf fremden jetzt sich zu heben, aber hier hat er alles Zutrauen verloren. Das Genie unserer Regierung steht dem der Manufaktur und Handlung entgegen, solche wird mehr geduldet als begünstigt, und von daraus wird der Neuhof weder bevölkert noch belebt werden. Wir haben ganz andere und notwendigere Gegenstände noch zu beraten, ehe wir dahin kommen, Partikularanstalten zu begünstigen.“ [32] Dann am 4. April 1779 [33]: „Der Mann hat sich überstiegen, ist unglücklich und bedauernswert, jedoch ist er an seinem Unglück allein schuld. Er wußte, durch seinen Enthusiasmus hingerissen, keine Schranken zu halten. Man erhält keinen Zweck ohne Mittel, auch den besten nicht; diese will man heutzutage in allen Ständen überhüpfen; man sieht nur auf das Ziel, nie auf den Weg, der dahin führt, und stolpert und fällt, bis man das Bein oder gar den Hals bricht“.

Damit stehen Pestalozzis eigene Äußerungen in den Briefen an Iselin nicht im Widerspruch. Überall bestätigt sich als der entscheidende Grund des Scheiterns die „Unsicherheit des Bleibens“ der Kinder und die Unmöglichkeit, durch öffentlichen, gesetzlichen Schutz eine Abhilfe für diesen schwersten Übelstand zu finden. Er hat den Probeversuch auf eigne Hand „unter dem größten Elend, darin ein Mensch leben kann“, durchgeführt, aber er kann sich nicht mehr Kräfte geben, als er hat; da hat er geglaubt, auf die Mitwirkung der Re-

gierung zu einem so großen Endzweck Anspruch zu haben. Es sind auch ausgezeichnete Männer für ihn eingetreten, „aber an ihrer Seite sind andere, und es ist schwer im Gouvernement in Beschützung solcher Unternehmungen für den, der nicht frech bettelt.“[34] Indessen geht er mit Freuden die Dornenbahn, die er gehen muß. „Ich bin ruhig. Die Sache muß getan sein. Schwache und irrige Begriffe in Bern“ können ein Hindernis bloß für den Ort sein, wo es geschehen muß. Nach allen schweren Erfahrungen kommt die Sache selbst ihm dennoch täglich lieber, wichtiger, gewisser und größer vor, und er glaubt sich jetzt tausendmal fähiger und durch Erfahrungen wie kein Mensch in diesem Fach vorbereitet und gebildet. Iselin hat ihm auch Rat gegeben wegen seiner eigenen ökonomischen Lage; er dankt für solchen Rat und will „hierüber sorgfältige Einrichtungen treffen: aber der Anstalt ist mein Leben gewidmet, und diese suche ich und sonst nichts.“[35]

5. Die „Bitte an Menschenfreunde.“ Das erste Zeugnis vom Leben der Anstalt, das an die Öffentlichkeit gelangte, war „Eine Bitte an Menschenfreunde und Gönner zu gütiger Unterstützung einer Anstalt, armen Kindern auf einem Landhause Auferziehung und Arbeit zu geben“, gedruckt in den Ephemeriden 1777, 3. Stück, aber unterzeichnet 9. Christm. 1775, also wohl schon vordem, etwa als Flugblatt, verbreitet.[36]

Was haben seine Erfahrungen ihm bewiesen? Daß die allergeringste Nahrung („Erdäpfel, Rüben fast allein, aber vernünftig abgewechselt, auch bei sehr wenig Brot“!) für Gesundheit und schönen Wuchs ausreicht; daß nicht das frühe und späte Arbeiten, sondern unordentliches Leben, öfterer Mangel des Notwendigen, hastiger, sich überfüllender Genuß beim seltnern Anlaß, mehr aber noch ungehemmte und gereizte Leidenschaften, Wildheit, beständige Unruhe, Unwille und niedergedrückter Mut die Ursachen der Hemmung des Wuchses und der Gesundheit der armen Kinder sind; daß Kinder vom niedergeschlagensten Mute, die in ihrem Müßiggang und Bettel entkräftet und bloß[37], ohne Gesundheit waren,

bei ihnen nicht gewohnter, anhaltender Arbeit dennoch sehr bald zu einer frohen Heiterkeit ihres Gemüts und zu einem einsmaligen[38] frappierenden gesunden Wuchs gelangen, durch bloße Veränderung ihrer Lage und Entfernung von den Ursachen und Reizen ihrer Leidenschaften; daß vom tiefen, unentwickelten Elend sie sich sehr bald zur Empfindung der Menschheit, zum Zutrauen und zur Freundschaft emporheben; daß Menschlichkeit gegen des niedersten Menschen Seele erhebend ist, daß aus den Augen des elenden, verlassenen Kindes gefühlvolles Erstaunen hervorstrahlt, wenn nach harten Jahren eine sanfte menschliche Hand es zu leiten sich darbietet . . . daß ihr Beieinanderwohnen, wenn Leitung und Anordnung dabei ist, jede nützliche Entwicklung begünstigt, ihren Unterhalt beträchtlich erleichtert und ihre Arbeitsamkeit durch Eifer erhöht.

Damit war die große Hauptsache ihm bewiesen. Die Schwierigkeiten und Fehler des Versuchs lagen anderswo. Es war gewiß gerade für ihn verfehlt, größere Handlungs- und Fabrikabsichten mit dieser sonst gewiß erreichbaren Erziehungsabsicht zu verbinden. So wurde er in zu vieles auf einmal verwickelt, dazu plötzlich „zur schrecklichsten Hemmung seiner Geschäfte von großer Unterstützung verlassen", auf die er unfehlbar dauerhaft rechnen zu dürfen geglaubt hatte. Daher sah er sich genötigt, von diesen weitergehenden Absichten eilend zurückzutreten und zu der ersteren, einfacheren Idee zurückzukehren: Kinder allein, ohne Handlung damit zu verbinden, zu halten; wobei er freilich die Unterstützung menschenfreundlicher Gönner fürs erste nicht wird entbehren können.

Was die plötzliche Entziehung einer Unterstützung, auf die er rechnen zu dürfen geglaubt hatte, betrifft, so scheint es sich um das Vermögen seiner Frau zu handeln, welches diese (wie wir schon hörten) in unbegrenzter Opferwilligkeit für seinen Versuch herzugeben bereit war; dem aber widersetzten sich, scheint es, ihre Brüder und drohten mit Entziehung ihrer Erbansprüche. Über den Unterricht der Kinder vernehmen wir, daß sie neben der Hauptsache, der Feld- und Industriearbeit,

in Lesen, Schreiben, Rechnen und Religion unterwiesen wurden. Das entsprach an sich nicht Pestalozzis damaligen Grundsätzen, wie wir sie namentlich aus den Berichten über die Erziehung seines Söhnchens kennen, sondern es war offenbar nur ein Zugeständnis an die allgemeine Meinung.

Die „Bitte“ verhallte nicht ungehört; die Anstalt erhielt manche Unterstützung von Zürich, Basel und Bern, und sie bestand, nach einer Anmerkung des Herausgebers zu dem Aufsatz, noch 1777 „nicht ohne gegründete Hoffnung eines guten Fortgangs“. Pestalozzi strebt aber bestimmt dahin, sie unter den Schutz der Öffentlichkeit zu bringen, was offenbar die einzige Möglichkeit war, sie zu retten. Er unterstellt sie der Aufsicht seiner Hauptgönner, der benachbarten Landvögte Müller von Königsfelden und Graffenried von Wildenstein, sowie dem Junker Effinger auf Wildegg, ebenfalls nahe dem Neuhof.

6. Tscharner. Die eingehendste theoretische Darlegung seiner Idee enthalten die drei Briefe an Tscharner. Dieser, ein vornehmer Berner, hatte seines Amtes als Landvogt auf Wildenstein (vor Graffenried) ganz im aufgeklärten, patriarchalischen Geiste seiner Zeit gewaltet. Er selbst schreibt an Iselin: „Ich bestreite die Laster eines rauhen und die Mängel eines sehr armen Volks; ich kämpfe für die Ordnung und für die Tugend, für die Rechte der Menschheit und für die Natur. Mehr Vater als Richter, mehr Lehrer als Regent, suche ich mein Volk zur Kenntnis seiner Gebrechen und der wahren Hülfsmittel zu bringen und in demselben das große Verlangen zu erwecken, gut und glücklich zu sein“. Und Stapfer sagt in seinem Nachruf auf den 1794 Verstorbenen: „Keine Schwierigkeiten, weder Betrügereien der Unterbeamten, noch Eigennutz von Schreibern, noch Gewinnsucht von elenden Advokaten, noch Starrsinn und Unwissenheit der Bauern . . . konnten ihn ermüden, an der Ausführung des menschenfreundlichen Planes unablässig zu arbeiten, den er sich zur Beglückung des Volkes, das seiner Vatersorge anvertraut [illegible]rfen hatte.“ [39] Sein schon mitgeteiltes hartes U[illegible]

lozzis Schuld am Scheitern seines Unternehmens hat diesen nicht gehindert, dem Manne ein Denkmal „dauernder als Erz“ zu setzen in dem „Arner“ seines Romans, der nichts andres als ein idealisierter Tscharner ist.

Dieser Mann hatte nun in den Ephemeriden (Jan. 1776 bis März 1777) 17 „Briefe über die Erziehung des Landvolks“ veröffentlicht[40]. Sie bekunden eine für jene Zeit bemerkenswerte Einsicht. Die weitgehende Übereinstimmung mit Pestalozzi ist Seyffarth mit Grund aufgefallen. Man könnte geradezu auf den Gedanken kommen, dieser sei durch Tscharner auf seine Idee gebracht worden, wäre nicht die Anstalt selbst und die „Bitte an Menschenfreunde“, welche den Grundgedanken, wenn auch in knapper Ausführung, bereits klar enthält, älter als Tscharners Briefe, und wäre nicht diese seine „Herzensangelegenheit“[41] schon von Jugend auf, lange bevor er mit Tscharner in Berührung kam, die eigentliche Triebkraft seines Denkens und Arbeitens, das letzte Motiv schon seiner Berufswahl und seiner ökonomischen Wagnisse gewesen. Und so wird man eher (mit Seyffarth) annehmen, daß umgekehrt Tscharner, bei von Haus aus verwandter Gesinnung und Denkrichtung, durch öfteren Gedankenaustausch mit Pestalozzi erst zu der klaren Einsicht in die Gründe des Volkselends und die Mittel, ihm zu steuern, gelangt ist, welche jene Briefe bekunden. Es genügt, die folgenden Sätze anzuführen: Müßiggang, Bettelei und aller Frevel des Armen ist „gewiß seine Schuld weniger als derer, die ihn verworfen, vernachlässigt und verderbt haben“. Diesen Übeln ist entgegenzuwirken durch eine (seinem Wesen und seinem Stande angemessene) Erziehung. Einer solchen sind Landkinder sehr wohl fähig, aber „jetzt setzen viele den Bauern unter sein Vieh“. Es gibt eine allgemeine Erziehung, die dem Fürsten so notwendig ist als dem Bauern. Man hat zwar die Folgen dieser Übel hin und wieder durch Siechenhäuser und Spitäler zu lindern gesucht, aber solchen zuvorzukommen und das Übel in seinem Ursprung zu heben, hat niemand gedacht. „In dem Herzen liegt und keimt des Guten Same;

es ist mehr um die Entwicklung, als die Anlage seiner Fähigkeiten und Kenntnisse zu tun, und solche ist bei dem natürlichen Menschen weit leichter als bei dem verwöhnten". Das sind ganz die Gedanken Pestalozzis; ja es ist fast auch seine Sprache. Und die Ausmalung des „Traumes": wie durch einmütiges Zusammenwirken von Herrschaft und Gemeinde eine „Pflanzschule" zu solcher Erziehung der armen Landkinder — durch Arbeit zur Arbeit — entsteht, und so eine dürre Heide, das Eigentum einer Gemeinde, welche durch Müßiggang vieler ihrer Glieder und dessen Folgen: Armut, Bettel und Frevel, sich hart bedrückt sah, in eine blühende, auf das ganze Leben der Gemeinde ihren Segen zurückstrahlende Anstalt verwandelt wird, dieser Traum ist, auch in einer Reihe von Einzelzügen, geradezu eine Vorwegnahme eines der Leitmotive von „Lienhard und Gertrud".

Immerhin zeigen sich einige wesentliche Unterschiede. Neben den auffallend übereinstimmenden Grundgesinnungen äußern sich Gedanken und Absichten, die Pestalozzi nicht nur fern liegen, sondern die er damals bestimmt ablehnte. Tscharner ist vor allem, wie die Berner Patrizier durchweg, der Industrie abgeneigt; ihr gerade sollen die Armenkinder nach Möglichkeit entzogen und nur zum Feldbau angeleitet werden. Sodann legt er großes Gewicht auf regelrechten Schulunterricht, gegen den Pestalozzi in dieser Zeit eine geradezu Rousseau'sche Abneigung verrät. Tscharner meint zwar, daß dazu drei Stunden täglich genügen; er vergönnt also gewiß der Händearbeit einen breiten Raum. Pestalozzi aber will diese überhaupt in den Mittelpunkt der Erziehung stellen, und er denkt hierbei viel mehr an gewerbliche als an Feldarbeit. Der schulmäßige Unterricht soll dem Arbeitsunterricht streng untergeordnet und auf das Notwendigste beschränkt bleiben. Eben diese Meinungsverschiedenheiten veranlaßten Pestalozzi zu einer Antwort in zunächst zwei Briefen (Jan. 1777); diese waren ursprünglich nur für Tscharner persönlich bestimmt; der aber empfahl sie sofort Iselin zur Aufnahme in die Ephemeriden, und sie sind dann,

um einen dritten (vom 19. März) vermehrt, daselbst im April- und Septemberheft 1777 erschienen.

7. Pestalozzis Briefe an Tscharner. Tscharners Traum entzückt ihn, aber er darf ihm nicht folgen in seine Wolken, wenn sie gleich sein Auge blenden. „Ich muß unter allen Beschwerlichkeiten des gehemmten Menschen, der nichts hinzuträumen darf, meine Wege gehen.“ Er ist nun drei Jahre beschäftigt, den Absichten des Tscharnerschen Traumes nach seiner Lage und seinen Umständen genug zu tun; aber „mit welchen fast unbesieglichen Schwierigkeiten muß man in diesem Fach, in dem man keine Vorgänger, keine Wegweiser hat, kämpfen! Hier in diesem für die Menschheit so wichtigen Fach läuft der Menschenfreund im erleuchteten Jahrhundert in dunkeln Einöden ganz ungebahnte Wege.“ [42]

In aller Schroffheit führt er seinen Hauptgedanken durch: der Arme muß zur Armut auferzogen werden. Wer ihn erziehen soll, muß daher vor allem seine wirkliche Lage ganz kennen; er muß „hinabsteigen in die unterste Hütte des Elends, muß den Armen in seiner dunkeln Stube, seine Frau in der Küche voll Rauch und sein Kind am fast unmöglichen Tagwerk sehen“. Eine Auferziehungsanstalt für den Armen darf ihn aus dieser seiner Lage nicht herausheben wollen. „Ruhe, Genuß, Güte leitet nicht zur Tätigkeit, Fülle nicht zum Suchen. Die Lehre von der schuldigen Dankbarkeit macht an sich nicht arbeitsam, empfindsame Träume für das Gute nicht stark, und wohlerklärte Katechismen geben keinen Ersatz, wenn Kinder von guten, gemächlichen Lagen der Wohltätigkeit zu den gewiß harten Lagen einer in der Armut anzuhebenden niedern Tätigkeit hinunterfallen . . . Die Auferziehungsstube des Armen soll seiner künftigen Wohnstube soviel möglich gleich sein; er soll in der engen Arbeitsstube nach dem Willen anderer sich schicken lernen; sein Bett sei arm; allein oder bei andern, härter oder weicher, muß ihm gleichgültig sein; das aber wird es nie werden, wenn er es weich und warm und allein hat . . . Wahrlich, auch *in meinem Herzen* brennt innige Wärme, Liebe zum Wohl,

zum größten möglichen Wohl dieser Verlassenen; aber ich sehe es nur in der äußersten Angewöhnung der strengsten Einschränkungen, in der angelegensten Ausbildung der tätigsten Industrie, verknüpft mit ernsten, anhaltenden Übungen in allen Arten von Beschwerlichkeiten der im Land üblichen Unterhaltungswege der Armut." Die meisten öffentlichen Stiftungen tun aber gerade das Gegenteil. Daß da die Einsicht und der Wille zu finden sein werde, jenen harten Forderungen nachzukommen, ist vielleicht möglich, aber nicht wahrscheinlich; er möchte „beim ernsten Forschen über die Möglichkeit einer guten Erziehungsanstalt für Arme nicht auf das Glück zählen, solche Männer zu finden", die das zu vollbringen fähig wären. Daher rechnet er lieber auf „Partikulare " (wie er selbst), die solche Anstalten mit irgend einer Art bürgerlicher Gewerbsamkeit verbänden.

Damit ist er bei seinem Versuch angelangt. Von diesem gibt der zweite Brief genaue Rechenschaft. Er formuliert genau die zwei Grundfragen: 1. Kann die Arbeit des Armenkindes zu solchem Ertrage gebracht werden, daß dadurch eine Anstalt, wie er sie im Sinne hat, sich selbst zu erhalten im Stande ist? Und 2. wie weit ist es tunlich, die Auferziehung des Armen dem Geiste der Industrie zu unterwerfen, was wird die Verbindung von Gewerbsamkeit mit Erziehungsanstalten für einen Einfluß auf den späteren häuslichen Zustand der so erzogenen Armen, auf ihre Sittlichkeit, auf ihre körperliche Stärke und auf den Feldbau haben?

1. Tatsächlich arbeiten sehr viele Kinder vom 6ten (!) Lebensjahre an in der Industrie. „Diese Verdienstfähigkeit sollte in der Auferziehung des Armen so frühe, so ganz genützt werden, als es mit vernünftigen Erziehungsgrundsätzen zu verbinden möglich ist". Er geht nun in seiner ökonomischen Berechnung davon aus, was etwa 25 Kinder zur Zeit wirklich durch Baumwollenspinnen im Haus verdienen; er zieht weiter in Rechnung, daß durch das Zusammen arbeiten in einer Fabrik sich dieser Verdien[illegible]h erhöhen *würde*. *Besonders* durch die plan

der Kinder vom ersten Beginn an und durch die Sicherheit, mit der eine solche Anstalt die Arbeitskräfte an sich würde binden können, müßte sie bald über allen Wettbewerb hinaus sein. So glaubt er zu beweisen, daß die gedachte Anstalt schon nach wenigen Jahren nicht nur sich selbst erhalten, sondern auch einen namhaften und wachsenden Gewinn abwerfen werde.

2. Ist es aber auch ratsam, die Auferziehung des Armen diesem Geiste der Industrie zu unterwerfen? Freilich, die bloße Idee „Fabrikanstalt" gegen die edle Stiftung des Tscharnerschen Traums gehalten — „wie viel einfacher, leichter, der Sittlichkeit zuträglicher, der ganzen Ausbildung des Menschen angemessener ist das Ideal Ihres Traumes!" Ja — wenn sie da ist, und an ihrem schicklichen Ort, in üppiger Gegend, am Fuße der Rebgebirge, wo Edelsitze sich an Edelsitze drängen und von der Erleuchtung und Großmut ihrer Bewohner sich alles hoffen ließe . . . Aber was setzt das voraus? Reiche Stiftungen und edle Menschen, ohne Habsucht, voll Weisheit und Güte und edler innerer Würde. Ja, wo alles das da ist, da mag man „Wonne und Segen und patriarchalischen Knechtsstand träumen für den Armen". Aber wo an dergleichen nicht zu denken ist, in einem an sich armen Lande, da muß man es sich schon gefallen lassen, wenn jemand, im innigsten Gefühle des Bedürfnisses der Menschheit, die nötige Hilfe in den Kräften und Anlagen des zu errettenden Menschen selbst sucht.

Und dann: Tscharner hatte allein an Feldbau gedacht. Aber die einmal eingeführte Industrie hat an vielen Orten dem Unterhalt des Armen die Richtung zur Industrie gegeben. Und da doch der Arme für seine künftige Lage erzogen werden muß, in der er keinen Verdienst finden wird als durch Industrie, so ist es in solchem Fall „weniger nichts als absolute Notwendigkeit", auch seine Erziehung auf Gewerbtätigkeit zu bauen. Wo der Arme doch schon allen Schaden der Fabrik trägt, weil fast sein ganzer Verdienst von ihr abhängt, da gilt es, ihn zu dem größten möglichen Gewinn

dieses Verdienstes emporzuheben und in dieser Absicht seine Arbeitskraft zugleich zu seiner Erziehung und Ausbildung zu gebrauchen. Das soll aber nicht heißen, daß man den Armen in die nächsten Fabriken schicken solle, wo sie in einer ungesunden Luft zu Maschinen gebraucht werden, wo sie von Pflicht und Sitten nichts hören, wo ihr Kopf, ihr Herz und ihr Körper gleich erdrückt oder wenigstens unentwickelt und ungebaut bleibt. „Davor bewahre mich Gott . . . Nein, wahrlich, wir sind dem Ebenbilde Gottes im Menschen, unsern Brüdern, mehr schuldig. Wie klein, wie wenig ist der Unterschied vom Großen hinab zum Bettler am Wege, wie wesentlich sind sie sich gleich! Warum wissen wir das nicht mehr? War es immer so? Oder ist unser Jahrhundert mit seinen ewigen absondernden Kreisen, mit seinem ewigen Empormodeln zur Unempfindlichkeit mehr als alle Jahrhunderte schuldig, daß unser Herz tot, und wir nicht mehr sehen, nicht fühlen die Seele, die in dem Sohn unsres Knechts lebt und mit uns nach der ganzen Befriedigung ihrer Menschheit dürstet? Nein, der Sohn der Elenden, Verlorenen, Unglücklichen ist nicht da, bloß um ein Rad zu treiben, dessen Gang einen stolzen Bürger emporhebt". Vielmehr möchte er „den in der Fabrikindustrie liegenden größeren Abtrag der Verdienstfähigkeit des Menschen als Mittel zur Erzielung wahrer, wirklicher Erziehungsanstalten, die den ganzen Bedürfnissen der Menschheit genug täten", gebrauchen, und er ist nicht der Meinung, daß es bei der gewerblichen Arbeit weniger möglich sei, sittliche Endzwecke zu erreichen, als bei anderen Erziehungsanstalten. „Der Mensch ist unter allen Umständen und bei allen Arbeiten der Leitung zum Guten gleich fähig. Die Unsittlichkeit der Arbeiter in Fabriken, deren einziger Endzweck und einziger Gesichtspunkt der Gewinn ist, läßt nicht aufs allgemeine schließen. Man lasse einmal Erziehungs- und Sittlichkeitsendzwecke die festgesetzten ersten Endzwecke einer Fabrikanstalt sein, sie werden wie in jeder andern Anstalt erzielt werden. Absicht, fester, ernster Endzweck ist hierin wesentlich. Mit dem Herzen allein wird

das Herz geleitet. Unendlich vieles von der Erziehung für die Sittlichkeit scheint wesentlich und ist nur Modifikation des äußeren Kleides. Dieser feste, ernste Vorsatz, dieses Wollen der Sittlichkeit **wird** sie im Fabrikhaus wie im Schulhaus erhalten; spinnen oder grasen, weben oder pflügen, das wird an sich weder sittlich noch unsittlich machen". Geordnete Tätigkeit, Sparsamkeit, Gehorsam, Stille, friedliche, ruhige Freude bei der Arbeit, kurz alle sittlichen Eigenschaften, die eine solche Anstalt in ihren Zöglingen entwickeln würde, würden gewiß auch den Gewinn der Arbeit erhöhen; aber der Gewinn darf nicht der Endzweck, sondern nur Mittel zu dem wahren Endzweck der Sittlichkeit, der Bildung und Lenkung der Herzen zu allem Guten sein.

Im dritten Brief legt er mehr die Schwierigkeiten dar, die ihm bei seinem Versuch so stark entgegengetreten sind. Es erwies sich überaus schwer, die des Bettelns und Müßiggangs gewöhnten Kinder an anhaltende Arbeit zu gewöhnen und hernach sich ihres „billigen Bleibens" zu versichern. Das zeigte sich auch ökonomisch verhängnisvoll, weil die Kinder vielfach, ehe man sie so weit gebracht hatte, daß sie zum Verdienst der Anstalt durch ihre Arbeit beitragen konnten, fortliefen. Er ist jetzt überzeugt, daß dieser Hauptschwierigkeit ohne genaue Verträge und strengen obrigkeitlichen Schutz überhaupt nicht abzuhelfen sein wird. Waren die Kinder selbst willig, zu bleiben, so haben regelmäßig die Eltern oder Verwandten sie zum Fortlaufen verleitet. Es war ihnen die Arbeit zu viel und das Essen zu schlecht. Aber diese und alle andren Schwierigkeiten hatten nicht wesentlich in der Unternehmung selbst ihren Grund; immer zeigten sich unter den mißlungenen, (weil) zu schnell im großen gesuchten Endzwecken die Hauptgesichtspunkte des Plans richtig; jene Schwierigkeiten konnten namentlich dann leicht überwunden werden, wenn die Obrigkeit ihre Hilfe nicht versagte.

8. Weitere Dokumente über die Anstalt auf dem Neuhof. In einem Aufsatze aus demselben Jahr,

„Bruchstück aus der Geschichte der niedrigsten Menschheit“ [43], gibt Pestalozzi genauen Bericht über seine einzelnen Pfleglinge. Er schöpft aus seinen Erfahrungen die „große, tröstende Wahrheit: auch der Allerelendeste ist fast unter allen Umständen fähig, zu einer alle Bedürfnisse der Menschheit befriedigenden Lebensart zu gelangen“. Keine körperliche Schwäche, kein Blödsinn selbst macht ihn daran irre. Ja, er wünscht sich noch mehr Kinder von äußerster körperlicher und geistiger Schwäche, um seine Erfahrungen in dieser Hinsicht noch weiter bestätigen zu können. Im Unterricht hat die Handarbeit bei weitem den Vorrang vor dem Lesen, Schreiben und Rechnen; die Unterweisung in diesen Fächern, meint er, könne ohne Schaden bis etwa zum neunten Jahre hinausgeschoben werden. „Die Art meines sittlichen Unterrichts ist meistens nicht Unterricht des Lehrers. Es soll teilnehmender Unterricht des Hausvaters, Ergreifung der immer vorfallenden Gelegenheiten, an denen ich mit ihnen und sie mit mir Anteil nehmen, sein. Beruhigender Glaube an Gott ist in meinen Augen die Basis der Sittlichkeit des Volks.“ Es ist ein großer Wunsch seines Lebens: ein kleines Buch, „Beruhigende Weisheit für den Armen“, nach den eingeschränkten Begriffen der untersten Klasse vom Volk, in ihren Bildern, im Geist ihrer Vorstellungsart enthüllte Wahrheit, Wahrheit für sie, Wärme und Stimmung für sie in ihr Herz, in ihrer Sprache, Leitung und Wegweisung für das Eigentliche ihrer Situationen . . . mit Einfalt und erheiterndem Licht, aber mit warmer, teilnehmender, emporhebender Menschlichkeit enthüllt . . . Es wäre Samen der Wahrheit in große wüste Heiden für unerschöpflichen Reichtum der Menschheit; aber die Weltweisheit baut für ihre Wahrheit gern in zierlichen Gärten. Man erkennt den Grundgedanken der „Abendstunde“.

Das letzte Dokument ist die „Zuverlässige Nachricht von der Erziehungsanstalt armer Kinder des Herrn Pestalozze im Neuenhof bei Birr in Anno 1778.“ [44] Er bekennt jetzt, daß die Schwierigkeiten, mit denen er kämpft, fast unbesieglich

sind. Sie liegen, das wolle man wohl beachten, nicht an sich in der ökonomischen Fundierung, sondern in der Ungenügsamkeit, in dem Stolz und dem Undank des Armen selbst. Er muß darum erklären, daß er weiterhin ohne sicheren Akkord keine Kinder annehmen kann, Stadtkinder, namentlich ältere, aufzunehmen gänzlich ablehnen muß. Er gibt wieder genauen Bericht über die einzelnen Kinder, 37 an der Zahl. Wir begegnen darunter dem merkwürdigen „Katzenrafael", Gottfried Mind. Er wird charakterisiert als „sehr schwach, unfähig zu jeder anstrengenden Arbeit, voll Talent zum Zeichnen ... voll Künstlerlaunen, mit einiger Schalkheit begleitet; Zeichnen ist seine ganze Arbeit; 1½ Jahr hier, 10 Jahr alt". Es ist rührend zu sehen, mit welcher Liebe Pestalozzi auf die Individualität jedes einzelnen seiner Pflegebefohlenen eingeht, wie er an die verkommensten, elendesten, unbegabtesten bis zu den ganz blödsinnigen herab unermüdliche Sorgfalt wendet und überglücklich ist, wenn er nur eine Spur von Fortschritt merkt. Auch wer sein ganzes Bestreben für verfehlt hielte, müßte doch bewundernd stehen vor diesem Ernst, diesem durch nichts zu erschütternden Glauben an den unzerstörlichen Keim des Edlen der Menschheit auch in ihrer zertretensten, vielleicht durch Generationen vernachlässigten und verdorbenen Gestalt. „Ich lebte", sagt er später von dieser Zeit, „Jahre lang im Kreise von mehr als 50 Bettlerkindern, teilte in Armut mit ihnen mein Brot, lebte selbst wie ein Bettler, um zu lernen, Bettler wie Menschen leben zu machen." [45]

Das ist nicht zu viel gesagt. Die Anstalt hatte ihm aus der Not helfen sollen; statt dessen brachte sie ihn nur immer tiefer hinein. Es hätte mehr als menschliche Kräfte gefordert, den Versuch länger fortzusetzen. Er mußte mit blutendem Herzen 1780 seine Anstalt auflösen und stand nun da als ein gänzlich Gescheiterter.

9. Ergebnisse des Versuchs auf dem Neuhof. Über die Gründe des Scheiterns sagen die kurzen Sätze in der *„Gertrud"* *alles* und genau das Richtige: Das Große und

Wesentliche seines Planes war richtig. „Noch heute kenne ich keinen Irrtum in den Fundamenten desselben. Das ist denn aber hingegen auch ganz wahr: es mangelte mir ebenso . . . die Fertigkeiten des Details und eine Seele, die sich an die Kleinigkeiten desselben mit Festigkeit anschloß; auch war ich nicht reich genug und zu verlassen, um durch ein genugsames Personal unter mir auszufüllen, was mir mangelte. Mein Plan scheiterte. Aber ich hatte in der unermeßlichen Anstrengung des Versuchs unermeßliche Wahrheit gelernt, und meine Überzeugung von der Richtigkeit desselben war nie größer, als da er scheiterte . . . . . . Jetzt selbst im Elend, lernte ich das Elend des Volks und seine Quellen immer tiefer und so kennen, wie sie kein Glücklicher kennt. Ich litt, was das Volk litt, und das Volk zeigte sich mir, wie es war und wie es sich niemand zeigte . . . Mein Unglück lehrte mich immer mehr Wahrheit für meinen Zweck. Was niemand täuschte, das täuschte mich immer, aber was alle täuschte, das täuschte mich nicht mehr.“ [46]

Die bestimmte Sonderung des Wesentlichen der Sache von den zufälligen Verwickelungen, die sein Scheitern verursacht hatten, hatte der feine und einsichtige Iselin ihn gelehrt, der in diesen schwersten Tagen sein Halt, ja sein Retter wurde. Es ist erschütternd, in Pestalozzis Nachruf an den 1782 Gestorbenen zu lesen, wie selbst sein Weib einen Augenblick an ihm irre wurde, das „ihn auch da innig liebte, als es ihn nicht mehr kannte; das sich ihm noch opferte, als sein Tun jetzt endlich auch ihm Unsinn und rasende Torheit schien; das standhaft im Elend und an den Grenzen des Todes ihm treu blieb und im Jammer ihrer Sorgen und niedergedrückt von unsäglichen Lasten . . . . doch immer noch Mut zeigte für ihn.“ [47] Da war es der einzige Iselin, der ihn fühlen machte, daß er doch etwas getan; der unbeirrt für ihn dem allgemeinen Vorurteil entgegentrat, zeigte, daß er sein Freund war, unzweideutig erklärte, daß „in wichtigen Dingen mutvolle Efforts, auch wenn sie für einmal nicht zum Ziele führen, dennoch entferntere gute

Folgen ihrer Natur nach haben müssen", und ihn dadurch sich selbst, seinem Weibe und seinem Kinde wiedergab. Auch sind die „entfernteren guten Folgen" nicht ausgeblieben: Emanuel von Fellenberg, der Sohn des Landvogts, der zu Pestalozzi von Jugend auf in nahen Beziehungen stand, hat ganz nach dessen Idee seine berühmte Anstalt Hofwyl bei Bern (1804) begründet und sie namentlich durch Hilfe Wehrlis in Pestalozzis Geist erhalten [48]; es sind nach diesem Muster dann ähnliche Anstalten, Wehrli-Schulen genannt, in der Schweiz vielfältig entstanden, die bis heute in segensreicher Wirksamkeit stehen.

10. Pestalozzis Lage nach dem Scheitern der Anstalt. Für jetzt aber stand er da als ein armer Schiffbrüchiger. Sein Glaube an das, was er gewollt, war unerschüttert, aber bei der Welt fand er keinen Glauben mehr. Andern will er helfen und kann sich selber nicht helfen — diesen ewigen Spott der Weltklugheit über die selbstvergessene Liebe bekam er wie oft zu hören. Auch seine Freunde „liebten ihn nur noch hoffnungslos." [49] Sie gingen ihm aus dem Wege, wenn sie ihn von weitem sahen, um ihm nicht ins Gesicht sagen zu müssen, ihm sei einmal nicht zu helfen. Sie hielten es beinahe für ausgemacht, er werde seine Tage im Spital oder gar im Narrenhause enden.

Sein Gut hatte er nur dadurch retten können, daß er einen Teil (im Nov. 1779) an seinen Bruder, einen weiteren (Juni 1780) an einen seiner Schwäger verkaufte, um von dem Erlös seine Gläubiger wenigstens teilweise zu befriedigen; ihm verblieb das Wohnhaus und der Rest des Grundstücks [50], dessen Bewirtschaftung er übrigens, so scheint es, fortan in Pacht gab, bis sein Sohn sie übernehmen konnte. Seine Frau, die für die Anstalt nicht nur ihr Vermögen geopfert, sondern selber in der Spinnstube mitgewirkt und sonst sich der armen Spinnerkinder nach ihren Kräften angenommen hatte, fiel um diese Zeit in eine schwere Krankheit und war auch ferner vielfach leidend. Sie lebte oft längere Zeit bei

ihrer Freundin Franziska von Hallwyl oder bei den Verwandten in Zürich [51].

Manche Anekdote ist uns überliefert von dem gedrückten, verscheuchten Dasein, das der arme gescheiterte Projektenmacher in dieser dunklen Zeit unter rohen Landleuten führte, die [52] „keine Scham in der Verachtung des Mannes mehr kannten, der in der Vermessenheit, einer ihresgleichen zu werden, gescheitert wäre". So erzählt Emanuel Fröhlich in den „Brugger Erinnerungen" [53], wie Pestalozzi gewöhnlich Samstags auf einem kleinen Pferd nach Brugg zum „Sternen" geritten kam, um die Schaffhauser Zeitung zu lesen, in ärmlicher Kleidung, mit struppigem Haar; die Leute nannten ihn „Pestilenz" und „Vogelscheu", und sagten, wo er durchreite, flögen die Vögel davon.

Es ist wohl merkwürdig, daß diese Stunde der furchtbarsten äußeren und inneren Not die Geburtsstunde seiner unvergänglichsten geistigen Schöpfungen wurde. Das stimmt schlecht zu der viel verbreiteten Meinung, daß edlere Früchte des Geistes nur in glücklichen, wenigstens von Nahrungssorgen freien Umständen gedeihen. Aber seine Seele fühlte in der eigenen Not allein die Not der Menschheit. Weil er an sie, nicht an sich dachte, so gewann er die Kraft, sich über alle Qual des Augenblicks zur freien Höhe des Gedankens emporzuschwingen. Der wundervolle Erguß, überschrieben „Abendstunde eines Einsiedlers", ist ein beredter Zeuge dessen, was damals in seiner Seele vorging. Es ist zugleich der erste knappe Entwurf seiner Grundlegung zur Erziehungslehre. Als „Vorrede zu allem, was ich schreiben werde" bezeichnet er den Aufsatz schon, nachdem er eben gedruckt ist [54].

Der Übergang zur schriftstellerischen Arbeit war durch seine Lage fast von selbst gegeben. Die „unermeßliche Wahrheit", die er durch seinen Versuch gelernt, die tiefe Kenntnis des Volks, in seinem Elend und in seiner nur verschütteten und tief vergrabenen Kraft, sie mußte sich irgendwie aussprechen, mußte um so mehr wenigstens im Worte sich ge-

stalten, da es ihr für jetzt versagt war, sich in Tat umzusetzen. So ist es wiederum kein Wunder, daß gerade dieser Moment es war, der den Schriftsteller in ihm geboren werden ließ. Er selbst spricht diesen Zusammenhang deutlich aus im Nachruf an Iselin[55]: „Ich hatte einmal einen Ruhepunkt nötig, mich zu sammeln und mich aus den Reihen der Erfahrungen über mich selbst und über die Folgen meines Tuns unparteiisch kennen zu lernen". Diesen Augenblick der Sammlung verschaffte ihm das Scheitern seiner Unternehmung; insofern war es für die ruhige Entwicklung seiner Ideen sogar heilsam, so hart es ihn damals ankam, diese heiße, atemlose, fast leidenschaftliche Tätigkeit auf einmal abbrechen zu müssen.

11. Besserung der äußeren Lage Pestalozzis. Die Lisabeth. Auch kam sein äußeres Leben doch allmählich wieder in ein ruhigeres Geleise, besonders durch die tatkräftige Hilfe der Elisabeth Näf aus Kappel im Zürichschen, gewöhnlich die „Lisabeth" genannt, die ihn von früher her kannte und um jene Zeit, da sie von seinem Unglück hörte, aus eigenem Antrieb als schlichte Magd in sein Haus kam, um zu helfen. Sie verstand zu wirtschaften und brachte das kleine zerrüttete Hauswesen bald wieder in leidlichen Stand. Es war ein naturkluges, obwohl ganz ungebildetes Mädchen, das durch seine einfache Treue und immer tatbereite Liebe allmählich ganz mit der Familie verwuchs. Bei Pestalozzi stand sie in solchem Ansehen, daß er ihr oft vorlas oder zu lesen gab, was er geschrieben, und sie um ihr Urteil befragte; begreiflich, da er ja in jener Zeit gerade fürs schlichteste Volk schrieb. Nicolovius, der 1791 Pestalozzi auf dem Neuhof besuchte, erzählt, daß dieser auf sie das schöne Wort angewandt habe, das er in seinem Roman von der Gertrud sagt[56]: „Ich möchte so gern viel von dieser Frau reden und weiß so wenig von ihr zu sagen, und hingegen muß ich so viel von der Schelmenbande reden . . . So gehet die Sonne Gottes vom Morgen bis am Abend ihre Bahn; dein Auge bemerkt keinen ihrer Schritte und dein Ohr höret *ihren Lauf nicht;* aber bei ihrem Untergang weißt du, daß sie

wieder aufstehet und fortwirkt die Erde zu wärmen, bis ihre Früchte reif sind ... Dieses Bild der großen Mutter, die über der Erde brütet, ist das Bild der Gertrud und eines jeden Weibs, das seine Wohnstube zum Heiligtum Gottes erhebt und ob Mann und Kindern den Himmel verdient." Es ist mehrfach bezeugt, daß die Gertrud seines Romans das getreue Gegenbild dieser Dienstmagd ist[57]. Sie hat über 40 Jahre lang Pestalozzi und den Seinen treue Dienste gewidmet, auch seit ihrer Verheiratung mit Krüsi, dem Bruder seines ersten Gehilfen in Burgdorf, teils auf dem Neuhof, teils in Burgdorf und Iferten redlich geholfen, bis die traurigen Streitigkeiten im Institut auch ihren Austritt im Gefolge hatten. — Später nahm sich der Baseler Felix Battier, ein warmer Freund Pestalozzis, seiner wirtschaftlichen Lage sachkundig an. Seitdem war die eigentliche Not verschwunden. Und so konnte Pestalozzi sich in verhältnismäßiger Ruhe seinen schriftstellerischen Arbeiten widmen.

12. Schriftstellerische Pläne. Ein Brief an Iselin[58] erwähnt zwei von ihm geplante Schriften: 1. „Grundsätze und Lineamente von der Bestimmung des Menschen in seinen Klassen und Lagen", und 2. etwas, das er, deutlich im Hinblick auf Iselins „Katechismus des Menschenfreundes", sein „Katechismusprojekt" nennt, welches in Wahrheit aber sein sollen: „Reihen von treffenden Lagen, die im Geist des Landvolks und seiner Erkenntnissphäre geschickt, das System der ihm brauchbaren Wahrheit ihm einzuprägen. Die Natur bildet den Menschen nicht systematisch, sondern die Lebhaftigkeit seiner Eindrücke bahnet ihrer Wahrheit durch tausend Verwirrungen und Umstände Eingang; ihre Lehrart scheint ganz Unordnung, aber diese Unordnung, so wie sie in der Natur auf die Menschen wirkt, sichert vor Einseitigkeit, vor Schul- und Methodengeist; sie ist ganz auf Freiheit, Bedürfnis und innere Empfindung gegründet; die Gegenstände sind ungesucht, unbereitet, aber rein und ganz Wahrheit. Das ist katechetischer Lehrergeist der Natur. Weg mit Frag und Wort, wo Umstände nicht Frag und Wort natürlich

abnötigen. Nach diesen Grundsätzen suche ich Szenen, Auftritte, Lagen, die das Herz des Bauern warm machen, den Geist des Armen emporheben, und die niedere Menschheit in ihren wahrsten und eigensten realen Bedürfnissen erleuchten sollten." Von beidem, „Lineamenten" und „Katechismus", will er Fragmente bald senden. Die „Lineamente" sind ohne Zweifel das, was wir als „Abendstunde eines Einsiedlers" kennen; die Beschreibung des „Katechismus" aber entspricht ganz der Idee, die in „Lienhard und Gertrud" die schönste Ausführung erhalten hat. Und inmitten der Arbeit an diesem seinem Roman schreibt er[59]: „Dichter sind Volkslehrer; ihre Kraft stimmt und bildet; und es ist ganz der Moment des Augenblicks und des Eindrucks, den eine Wahrheit macht, der ihr Elementarkraft oder Brauchbarkeit zur Volksbildung gibt. Und alle Stände sind mir Volk. Ich bitte Sie (im geheim) nach diesem Gesichtspunkt ein Bändchen Volksunterricht, das ich Ihnen bald senden werde, zu beurteilen. Ich bin mit allem Eifer an dieser Arbeit, von der ich Ihnen vor Jahren schon gesagt habe."

13. Die Rede von der Freiheit. Der Ausführung beider Pläne gingen aber noch mehrere Arbeiten voraus und nebenher. Zunächst schrieb er eine Rede „Von der Freiheit meines Vaterlandes". Er schickt sie am 12. Mai 1779 an Iselin; sie soll anonym erscheinen, weil sie etwas scharf gegen die Regierenden in Zürich vorgeht. Er hat sie auch seinen dortigen Freunden vorgelegt; sie urteilten sehr ungleich darüber; einige klagten über Mangel an Geschäfts- und Staatskunde. Er verteidigt sich deswegen gegen Iselin, und äußert sich dabei wieder sehr bezeichnend über die Art, wie er schreibt[60]: „Ich bin nicht zum Schriftsteller gebildet. Mir ist wohl, wenn ich ein Kind auf meinen Armen habe oder ein Mensch, woher er kommt, mit Gefühl für Menschlichkeit vor mir steht, und denn vergeß ich die arme Wahrheit, die sich auf der Feder modeln läßt, und gehe an der Hand der *lieben Natur ohne* Buch und Führer, so wie ein jeder Mann im

Zwillich neben mir gehen kann, meine Straße, und weiß so wenig von den Fußwegen und schönen Spaziergängen der Schriftsteller, als ein Dorfjunge . . . Feste, steife Fassung eingeschränkter Begriffe, entfernt von aller Allwisserei, ist die einige mögliche Volkserleuchtung, und nach dieser strebe ich." Er hat dann die Rede umgearbeitet, sie ist aber schließlich auf seinen eigenen Wunsch (11. Sept.) nicht gedruckt worden. Nur zwei Bruchstücke sind später im Schweizerblatt (1782) erschienen[61]. Das erstere ist eins jener Stücke voll erhabener Schönheit, deren so manche in Pestalozzis Werken vergraben liegen, und die man kaum achtet, weil des Reichtums beinahe zu viel ist.

Er erhebt die bange Frage: „Was ist Wahrheit im Menschenleben? Was wirkt sie? Warum muß ich doch warm sein für Wahrheit, die nichts wirkt? Warum mich ermüden mit Träumen und rauben mir immer die Ruh und den Lebensgenuß und den stillen, lachenden Frieden des Herzens? Wie oft bin ich schon von Träumen entschlummert, von wachenden Träumen voll schwerer, ermüdender Arbeit! Ach, wenn dann Arbeit und Leiden dem Träumenden nichts war und ein hohes Ziel mich stärkte, und um mich her Menschen wohltätige Träume liebten und oft dem Träumer entgegenlächelten, daß sein Mut wuchs, wenn ich sie hörte loben das Anklimmen auf steilen Bergen, loben den Mut des Retters, der ans sinkende Schiff schwimmt, und dann meine Hoffnung mich doch täuschte, wenn ich scheitern sah alle, die darauf bauten, wie war mir?" . . . Er findet die tapfere Antwort: „Wahrheit wirket ewig Gutes; aber die Menschen werfen ihr Aug in einen Winkel, und so sie nicht da vor ihren Augen aufblühet und duftet wie die volle, geöffnete Rose, so glauben sie selbige völlig verloren. Jede Wahrheit ist zwar guter Samen, aber sie gedeihet nur auf reinem Boden . . . . ihren stillen Segen in dir selbst zu nutzen und zu genießen, das ist der erste Segen der Wahrheitsliebe; ob dann aber deine Wahrheit, die immer einseitig ist und immer mit tausendfachem, oft von dir selbst

herrührendem Schatten umwickelt ist, ob diese deine Wahrheit just an deiner Seite und just in der kleinen Stunde deines nichtigen Daseins wirke, das ist nicht deine Sache." Welches aber ist der „reine Boden", auf dem allein sie gedeiht? „Sehet die mächtige Ausübungskraft für die schwersten Pflichten der Menschheit in der Unschuld des reinen Familiensinnes und erkennet, daß reine, unbefleckte Sitten und aufrichtige Menschenliebe einen kraftvollen, unbestochenen Sinn für jede Pflicht der Menschheit und erhabenes Wahrheitsgefühl bescheren; erkennet diesen mächtigen Sinn der Einfalt und Unschuld, die nicht abwiegt und nicht ausmißt, aber, im Innern des Menschen vom Vater der Menschheit gebildet, sich schnell zu jeder Pflicht erleuchten und zu jeder Tugend emporheben läßt. Und dann gehet hin, ihr Weisen der Erde, zu pflanzen Unschuld und Liebe und diesen reinen Sinn für Wahrheit und Recht; erhebet die niederste Menschheit wieder zum Gefühl ihrer Würde und ihrer Gleichheit mit euch, ihr Weisen! Wenn ihr innigen Brudersinn unter den Menschen um euch her pflanzet, dann bereitet ihr den Acker zur Saat, dann wird eure Wahrheit und eure Erleuchtung Segen werden, die es sonst nicht ist . . . Weder häusliches noch bürgerliches Glück, am wenigsten die Sicherung der großen, seltenen Segensgenießungen freier Verfassungen sind ohne allgemeines warmes, inniges Menschlichkeitsgefühl zu erzielen; ohne dieses sind die Gerechtigkeitsansprüche der Oberen gegen die Unteren Geißeln in der Hand der Gewalt, und die der Unteren gegen die Oberen Seifenblasen spielender Kinder. Vaterland! Im innern Haus deiner guten Bürger findest du das wahre Bild der Freiheit. Reiner Vatersinn und reiner Kindersinn ist die Quelle alles Haussegens und die Stütze aller Freiheitsgenießungen; wo diese mangelt, da wird Freiheit Quelle der Zerrüttung des Hauses . . . Darum bist du es, du, die du allen Segen der Welt gründest, allen Kindersinn und alle Vaterherzen rein bildest, du, die du alle Menschen gemeinsam einen Allvater anzubeten und uns alle im Ernst und in der Wahrheit als Brüder, als Kinder eines Vaters

einander zu lieben verbindest, Geheiligte Gottes, Religion! du bist es allein, die der Menschheit Gerechtigkeit und Freiheit bescheret .... Edle, Freie, worauf wollt ihr die Hoffnung für den wiederherzustellenden Volkssegen unserer Verfassung gründen? Gefühl seiner inneren Würde, Gefühl der Würde der Menschheit hebt zwar zu Zeiten einen Menschen unter tausenden empor zum Patrioten, daß er sich opfere der Menschheit und Freiheit. Aber Gottesfurcht und Glauben an die höhere Bestimmung der Menschheit bildet im Volk stillwirkend aber allgemein zu tausendmal tausend Taten sich opfernder Liebe und Güte."

14. Aus den Briefen an Iselin. Es sind einige Hauptgedanken der „Abendstunde", die uns hier in frühster Fassung entgegentreten. Unmittelbar daran schließen sich die Ausführungen eines Briefes an Iselin[62]. Wir geben den Hauptteil dieses Briefes, den Pestalozzi am Schluß den wichtigsten nennt, den er in seinem Leben jemand geschrieben habe, nachstehend wieder. Nach einigen Bemerkungen, die sich auf die Rede von der Freiheit beziehen, heißt es weiter:

„Aber jetzt von der Theorie selbst. Mich wundert, was Sie sagen werden. Bürgerliche Freiheit soll das Volk zum Genuß eines höheren Segens, zu mehrerer sittlicher und häuslicher Glückseligkeit emporbilden ... Sie bauen hier auf Gerechtigkeit. Ich auch, aber ich sehe alle Gerechtigkeit ... von der Erde verbannt und fürchte mir von[63] der Stärke und Männerkraft, die sie fordert in allem Volk, das ich von aller Bildung zur Stärke entblößt sehe. Ich sehe mich um und forsche, wodurch das Herz der Menschen zu der Überwindung, die die reine Gerechtigkeit fordert, gebildet werde, und ich finde den gottesfürchtigen und menschenliebenden Mann durch Erfahrung allein gestimmt zu dieser Überwindung. Also ist es Gottesfurcht und Menschenliebe, von der auf dem Thron und am Pflug Gerechtigkeit in dieser Welt zu erwarten, und die nie[64] größer sein wird als die Erleuchtung und Aufklärung der fromm gestimmten Menschheit. Wo ist größere Gerechtigkeit als unter dem Vater

und Kinde? Nicht Erleuchtung, sondern Liebe bildet sie im allgemeinen. Also ist's Erfahrung, daß ich Gerechtigkeit mehr auf Liebe bauen muß, als auf Erleuchtung. Kindersinn ist die reine Quelle der Freiheit, weil sie den Sinn aller Väter des Landes gewinnt. Warmes Familienleben ist die Quelle aller Regierungsgerechtigkeit und Volkstugend, denn Erleuchtung ist so leicht bei Frommen und Lieben. — Religion ist Bildung zur Menschenliebe, folglich zum reinen gegenseitigen Sinn des Vater- und Kindesverhältnisses. Großer Gedanke der Religion, daß wir Kinder Gottes sind, bildet uns zu Brüdern, und Brudersinn und Liebe ist einige Quelle wirkender Menschengerechtigkeit. — Sehen Sie meine politischen Grundbegriffe. Aber nun muß ich Ihnen jetzt auch meine noch nie geäußerten Religionsbegriffe hinwinken, weil sie mit den politischen zusammenhangen. — Menschentugend, Menschensegen wird nur vom Gefühl der Kindschaft Gottes der Welt gesichert. Gottesvergessenheit ist Verkenntnis des Kinderverhältnisses der Menschheit gegen den allgemeinen Vater, Verlust der warmen, dankenden Brudergefühle. Gottesvergessenheit ist das größte Unglück der Welt, ist verlorner Kindersinn, der alle Vatererziehung zernichtet. Wiederherstellung des Kindersinns der Menschheit gegen Gott den Vater ist Erlösung der verlorenen Gotteskinder auf Erden. Der Mann Gottes, der den warmen Glauben an die Kindschaft Gottes der Welt mit Leiden und Sterben wiederhergestellt, ist der Erlöser der Welt, er ist der geopferte Priester des Herrn, er ist der Mittler zwischen Gott und der verlorenen, Gottes vergessenen Menschheit. Seine Lehre ist reine [65] Gerechtigkeit bildende Volksphilosophie, sie ist Offenbarung Gottes des Vaters an das verlorene Geschlecht seiner Kinder. Ohne Gehorsam gegen den Vater ist jede Haushaltung zertrümmert. Gehorsam gegen den Allvater ist die reine Haushaltungslehre der allgemeinen Gottesökonomie der Welt. Kindersinn oder dankend Glauben an das segnende Dasein Gottes des Vaters ist die einige Sicherstellung dieses der Welt so nötigen Gehorsams gegen den Vater und Herrn von allem,

denn dieser Gehorsam allein sichert der Welt Gerechtigkeit. Die Lehre von der Kindschaft Gottes ist bildende, wirkende Vorbereitungslehre zur Segenshoffnung des ewigen Lebens .... Sehen Sie, bester, weisester Mann, den Gesichtspunkt, in welchem ich Jesu Lehre das Bedürfnis der Welt glaube, sehen Sie den Grund meiner Behauptung, daß alle Erleuchtung, die nicht auf dem Glauben unserer Religion gebaut ist, beim Volk auf Thronen und beim Pflug nur so weit wirken werde, als die Überwindung nicht zu groß; den Grund meiner Behauptung, daß Religion und Glauben die einige Weltweisheit des Volks, die einige reine Quelle wahrer allgemeiner Nationalerhebung zur Größe und inneren Volksstärke. — Das ist meinem Herzen der wichtigste Brief, den ich in meinem Leben jemand geschrieben. Irre ich, so möchte ich zurückgeleitet werden; irre ich nicht, so ist der Gesichtspunkt, in welchem von unseren Weisesten fürs Volk gearbeitet wird, in seinem Wesen mangelhaft.“

Einen Auszug dieses Briefes ließ Pestalozzi der „Abendstunde“ anhängen; er schreibt dazu an den Freund: „Teuerster Iselin! Diese zwiefache Anwendung der allgemeinen Sätze der Abendstund sind mir wichtig. Man läßt zu oft Wahrheit in allgemeinen Sätzen gehen, ohne sie in ihren Folgen zu denken. Politik scheint mir ein Wirrwarr ohne diesen Fuß, und unsere kalte Wortreligion scheint mir wahres, eigentümliches[66], wenn Sie wollen, bis zur griechischen Volksverfeinerung erleuchtetes Heidentum. Alle Weisen geben uns Licht und Wahrheit, aber Jesus allein zeigte der Menschheit den Vater, und im Kinderglauben an diesen Vater Erziehung, Bildung und Vervollkommnung ihres Wesens; Jesus enthüllte der Menschheit die innere Triebfeder ihrer Natur, wodurch sie allgemein fähig wird, die Wahrheit und Erleuchtung der Weisen zu benutzen. Die Weisen berechneten den Wert der Tugend genau, Jesus bildet die Menschen, in Einfalt sie zu tun. So sehe ich die Sache an, und so dringend scheint mir das Bedürfnis, unsere philosophische Lehrart der Einfalt Jesu wieder zu nähern, und

ich wünsche dieses Zeugnis meiner Verehrung Jesu in den Ephemeriden, weil das Jahrhundert sich vor dem Namen des weisen Jesu allgemein schämt."

15. Ideengang der „Abendstunde". Natur d. i. Spontaneität. Das früher wenig beachtete, in der ersten Gesamtausgabe der Werke sogar vergessene, dann (seit Raumer, 1843) öfters wieder hervorgezogene, heute als hochbedeutend allgemein erkannte Stück, „Die Abendstunde eines Einsiedlers" überschrieben, erschien zuerst in den Ephemeriden, im Maiheft 1780, leider, wie Pestalozzi sagt, durch mehr als 30 Druckfehler entstellt. Er wünschte deshalb lebhaft einen verbesserten Sonderdruck[67], der aber nicht zustande kam. Ich habe[68] versucht, diese spruchartig aneinandergereihten Sätze voll wuchtigen Inhalts zu erklären; und da es hier nicht auf einen bloßen historischen Bericht abgesehen ist, sondern auf eine wirksame Einführung in ein, wenn es sein könnte, erschöpfendes Verständnis der Pestalozzischen Ideen, so darf ich es nicht sparen, das Wesentliche davon wiederzugeben.

Er fordert und sucht vor allem Erkenntnis des Menschen, so wie er auf dem Throne und im Schatten des Laubdachs sich gleich ist (1); des Menschen in seinem Wesen, nach seinem wahren Bedürfen, seiner Bestimmung; deren Empfindung in allen ist, da sie sich nicht befriedigt fühlen, bis sie diese Bestimmung erreicht haben. Den Weg zu solcher Wahrheit findet der Mensch im Innersten seiner Natur (6). „Auf welchem Weg, auf welcher Bahn werde ich dich finden, Wahrheit, die mein Heil ist und mich zur Vervollkommnung meiner Natur emporhebt? Im Innern meiner Natur ist Aufschluß zu dieser Wahrheit. Alle Menschheit ist in ihrem Wesen sich gleich und hat zu ihrer Befriedigung nur eine Bahn. Darum wird die Wahrheit, die rein aus dem Innersten unsres Wesens geschöpft ist, allgemeine Menschenwahrheit sein, sie wird Vereinigungswahrheit zwischen den Streitenden, die bei tausenden ob ihrer Hülle sich zanken, werden" (33—34). „Alle *reinen* Segenskräfte der Menschheit sind nicht Gaben der

Kunst und des Zufalls; im Innern der Natur aller Menschen liegen sie mit ihren Grundanlagen. Ihre Ausbildung ist allgemeines Bedürfnis der Menschheit. Darum muß die Bahn der Natur, die sie enthüllet, offen und leicht, und die Menschenbildung zu wahrer, beruhigender Weisheit einfach und allgemein anwendbar sein" (35).

Es ist hier sogleich eine Anmerkung zu machen. „Natur" bedeutet bei Pestalozzi fast immer die Menschennatur, und zwar sozusagen als natura naturans, als die schaffende Kraft im Menschen. Auch Comenius hatte die Erziehung auf den Weg der „Natur" gewiesen. Aber er hatte bloß die alte aristotelische Analogie der äußeren, nämlich organischen Natur, des tierischen und pflanzlichen Wachstums mit dem Wachstum des Geistes im Sinne, in welcher Analogie er keine tiefere, ursprünglichere Beziehung vermutete, als daß beide Geschöpfe desselben Schöpfers sind und von dieser Gemeinsamkeit ihrer Abstammung her auch wohl gewisse gemeinsame Züge tragen müssen; so führt er dann diese Parallele in der ganzen Prosa eines vermeinten Analogiebeweises durch. Ungleich tiefer schon ist der Sinn der Rückkehr zur „Natur" bei Rousseau; und ohne Frage steht Pestalozzi zunächst unter seinem Einfluß. Aber schon, wenn Rousseau dem, was die „Natur" mit dem Menschen vorgehabt, das entgegenstellt, was der „Mensch" in seinem Vorwitz aus dem Menschen gemacht habe, so verrät sich der Mangel der Einsicht, zu der wir Pestalozzi jetzt durchdringen sehen: daß alle Wahrheit für den Menschen aus dem Innern seiner Natur geschöpft ist, in ihm selbst als „Grundanlage" ursprünglich liegt. Die „Natur" also, von der Pestalozzi spricht, ist rein und ausschließlich die des Menschen selbst. Sie steht über aller Willkür und „Kunst" des Menschenindividuums, aber sie ist nichts über d e m Menschen, sondern seine eigene innere Schöpfungskraft, die ein jeder, wenn er nur sucht, in sich selbst entdecken, durch diese Entdeckung erst ganz befreien und zu reiner Wirksamkeit entbinden kann und soll. Das Schaffen der äußeren Natur dient dabei als willkommener Vergleich,

aber fast nur in dichterischer, oft unnachahmlich schöner Wendung; wie hier in der Abendstunde (20—21): „Die Kraft der Natur, obwohl sie unwiderstehlich hinführt zur Wahrheit, hat keine Steifigkeit in ihrer Führung; der Schall der Nachtigall tönt im finstern Dunkel, und alle Gegenstände der Natur wallen in erquickender Freiheit; nirgends ist ein Schatten einer zudringlichen Ordnungsfolge. Wäre erzwungene und steife Ordnungsfolge in der Lehrart der Natur, auch sie würde Einseitigkeit bilden, und ihre Wahrheit würde nicht in der Fülle des ganzen Wesens der Menschheit sanft und frei hineinfallen." Natur heißt ihm Spontaneität, und damit Freiheit, gesetzliche Freiheit: Autonomie. Wir werden künftig sehen, mit welcher Klarheit Pestalozzi alle Bildung des Menschen als reine Entfaltung von innen heraus, aus den „Grundlagen", die als „Natur" von Haus aus in ihm liegen, begriffen, und wie er seine Erziehungsansicht hierin wesentlich einig erkannt hat mit Kants entscheidender Entdeckung des gesamten Inhalts der menschlichen Erkenntnis als reinen Erzeugnisses der eigenen Erkenntniskraft des Menschen, seiner Anschauungen, Begriffe und Ideen. Von dieser Entdeckung der tiefsten Philosophie seiner Tage hat Pestalozzi erst lange nach der „Abendstunde", im Verkehr mit dem jungen Fichte im Winter 1793/94, einige Kenntnis erhalten; er war zu seinem Ergebnis selbständig, rein durch seinen „Erfahrungsgang", der von Philosophie nichts wußte noch wissen durfte, gelangt. Um so mehr mußte das ungesuchte Zusammentreffen mit dem Ergebnis der tiefbohrenden Gedankenarbeit eines Kant ihm bestätigend sein für die Richtigkeit seines Fundes.

16. Abendstunde: „Allgemeine" Menschenbildung. Die unmittelbare Folge dieser ersten Grundeinsicht ist die uneingeschränkte Allgemeinheit der Menschenbildung (42). „Allgemeine Emporbildung dieser innern Kräfte der Menschennatur zu reiner Menschenweisheit ist allgemeiner Zweck der Bildung auch der niedersten Menschen." *Von einer* doppelten Allgemeinheit ist hier die Rede: der

inhaltlichen Allgemeinheit dessen, wozu die inneren Kräfte der Menschennatur emporzubilden, und der zu fordernden Allgemeinheit der Ausbreitung dieser Bildung auf alle Glieder und Schichten der Menschheit. Beides entspricht sich wie intensive und extensive, zentrale und peripherische Einheit: in jedem Einzelnen soll die Bildung der inneren Kräfte die Richtung nehmen auf das, was seinem Wesen nach allen gemein ist und an sich allen gemein werden kann; und für die Vielen soll damit die Bildung wenigstens in der Grundlage gemeinsam, für alle dieselbe sein. Daraus ergibt sich die notwendige Unterordnung der Berufsbildung unter die allgemeine Menschenbildung: „Übung, Anwendung und Gebrauch seiner Kraft und seiner Weisheit in den besondern Lagen und Umständen der Menschheit ist Berufs- und Standesbildung. Diese muß immer dem allgemeinen Zweck der Menschenbildung untergeordnet sein. . . . Wer nicht Mensch ist, in seinen innern Kräften ausgebildeter Mensch ist, dem fehlt Grundlage zur Bildung seiner nähern Bestimmung und seiner besondern Lage . . . Zwischen dem Vater und dem Fürsten, zwischen dem mit schweren Nahrungssorgen beladenen Dürftigen und dem unter noch schwerern Sorgen seufzenden Reichen, . . . zwischen dem trägen Schlummerer und dem Genie, dessen Adlerskraft in alle Welt wirkt, sind Klüfte. Aber wenn dem Einen in seiner Höhe reine Menschlichkeit mangelt, so werden finstere Wolken ihn da umhüllen, indem in niederen Hütten gebildete Menschlichkeit reine, erhabene und befriedigte Menschengröße von sich strahlet“ (43—47).

Das hat er immerfort bekräftigt, das war ihm das gewisseste Ergebnis seiner Erfahrungen: daß der Unterschied der äußeren Lage bloß als solcher auf die Fähigkeit zu einer menschlichen Bildung keinen wesentlichen Einfluß hat; daß einfache, selbst dürftige Lebensumstände, weit entfernt, eine menschliche Bildung an sich unmöglich zu machen, in mancher Hinsicht sie sogar erleichtern. Denn die Elemente aller menschlichen Bildung sind einfach, und eben ihre Elementarkrä

entfaltet sich am reinsten in den einfachsten Umständen, während jede verkünstelte, der Natur entfremdete äußere Lage die Tendenz hat, sie nicht oder nur einseitig zur Entfaltung zu bringen. Gewiß gibt es unglückliche Lagen, die eine natürliche Entfaltung der in jedem schlummernden Kräfte der Menschenbildung empfindlich hemmen, ja unmöglich machen können; aber für solche Umstände gibt es Abhilfen, sobald es nur am entschlossenen Willen zu ihrer Abstellung nicht fehlt. Es muß die Wahrnehmung für ihn etwas grenzenlos Ermutigendes gehabt haben, daß der Mensch im Menschen einmal nicht umzubringen ist durch irgend welche noch so hemmenden äußeren Umstände. Nicht Elend, nicht Verkommenheit, nicht Wahnsinn selbst noch Verbrechen vermag etwas wider diesen diamantenen Glauben des einzigen Mannes. Er schildert die Irren wie seine guten Freunde[69], und er hat die bis heute auch bei Fachleuten nicht immer zu findende Unbefangenheit, zu erkennen und auszusprechen, daß Verbrecher Menschen sind wie wir, und mit keinen andern als menschlichen Mitteln zu behandeln.

17. Abendstunde: Einfluß der Umstände auf den Menschen. Aber freilich, wenn an sich der Keim des Menschentums im Menschen durch irgend welche äußeren Umstände nicht zu ertöten ist, so ist es doch ebenso wahr, daß die Umstände, nicht wie sie sein könnten und richtiger Weise sein würden, sondern wie sie sind, den Menschen tausendfach herabdrücken und in Elend und Verkommenheit, in Irrsinn und Verbrechen hineintreiben. Diese ernste Wahrheit hat Pestalozzi nicht minder scharf erkannt und oft in ihrer ganzen grausamen Härte ausgesprochen.

So scheinen die beiden Hauptfaktoren der menschlichen Bildung, die allgemeine „Natur“ des Menschen und seine besondere Lage, die „Verhältnisse“ oder „Umstände“, in denen er sich findet, und deren Einfluß auf ihn oft übermächtig ist, zunächst einander fremd oder gar feindlich. Das festeste innere Zutrauen, daß die Macht der „Umstände“ nicht *Sieger bleiben, nicht* den edlen Keim des Menschentums im

Menschen dauernd niederhalten und gar ertöten kann, hätte nicht hingereicht, der Hoffnung auf eine allgemeine Höherhebung des Menschen Kraft zu geben, wenn es nicht gelang, zwischen diesen beiden Grundfaktoren der Bildung des Menschen, ihm selbst und den Umständen, die ihn bestimmen, eine innere, wesentliche Beziehung herzustellen. Mitten aus seiner gegebenen Lage heraus muß der Mensch zum edleren Menschentum geführt werden können, nicht indem er dem Elend seiner Lage auf einmal entrissen wird: es ist gar nicht abzusehen, wie das allgemein, für alle Menschen, vor eben der inneren Befreiung und Erhebung, die erst das Ziel der sozialen Erziehung ist, möglich sein, oder wie sie, wenn es selbst möglich wäre, eine solche plötzliche Veränderung ihrer Lage auch nur sollten ertragen können. Seine äußere Lage allgemein und dauernd zu bessern wird der Mensch, wenn überhaupt je, dann sicher nicht eher im Stande sein, als er selbst ein andrer geworden, mit anderem Willen und anderen Kräften, selbst physischen, vollends geistigen und sittlichen ausgerüstet zu einer so ungeheuren Aufgabe; darin wäre manchem heutigen Weltverbesserer eine so klare Einsicht zu wünschen, wie Pestalozzi sie besaß. Aber auch nicht bloß der äußeren Lage zum Trotz (weil sie ja nach seiner tapferen Überzeugung ihn nie ganz zu Grunde richten kann), aber doch in fortdauerndem Widerstand gegen sie soll der edlere Keim des Menschentums sich behaupten; auch damit würde man seine Meinung nicht treffen; sondern das ist seine Überzeugung: eben durch seine äußere Lage, zunächst so wie er sie vorfindet, dann, wie er bei besserer Erkenntnis und treuem Arbeiten sie auch unter schweren Bedingungen sich selber zu gestalten vermag, soll und kann sich der Mensch zugleich die besseren äußeren Bedingungen einer edlen menschlichen Bildung nach und nach schaffen. Stets hat er so, man möchte sagen mit List, wenn es nicht richtiger wäre zu sagen: in einem Heldentum edelster Art, Not und Elend selbst — das Einzige, woran in seiner Umgebung und in seinem eigenen Hause nie Mangel war — zu Bundesgenossen aufgerufen im

Kampf um das geistige und sittliche Wohl der untersten Volksschichten. Die Not selbst wird zum Lehrmeister, indem sie Kopf und Hände zu brauchen und dadurch, wenn auch zunächst einseitig, zu entwickeln zwingt; indem sie „keine Komplimente mit unseren Fehlern macht". Es ist aber nicht bloß kindliches Vertrauen, das einem Pestalozzi so zu glauben den Mut gab; sein Wahrheitsbedürfnis steht hoch über solcher Irreleitung durch grundlosen Glauben an das treuherzig Gewünschte; sondern es ist sichere Erkenntnis: jene Erkenntnis, für die er später (in den „Nachforschungen") den klaren Ausdruck gefunden hat: „So viel sah ich bald: die Umstände machen den Menschen; aber ich sah ebenso bald: der Mensch macht die Umstände. Er hat eine Kraft in sich, selbige vielfältig nach seinem Willen zu lenken. So wie er dieses tut, nimmt er selbst Anteil an der Bildung seiner selbst und an dem Einfluß der Umstände, die auf ihn wirken."

Ich habe [70] seine Meinung bestimmt dahin auslegen zu dürfen geglaubt: daß jene selbe gesetzlich gestaltende Kraft des Menschengeistes, die die Quelle aller menschlichen Bildung ist und überhaupt erst ihren Begriff gibt, sich auf die Gestaltung der äußeren Lebensformen des Menschen gleichfalls erstreckt, nämlich durch die Gestaltung der Gemeinschaft. Die menschliche Bildung im Stufengange ihrer Entwicklung ist ganz gebunden an die Gemeinschaft wiederum in ihrer stufenmäßigen Entfaltung. Diese ist selbst direktes Ergebnis und Ausdruck der Entfaltung der sittlichen Kräfte im Menschen, da überhaupt nur durch diese Kräfte eine menschliche Gemeinschaft besteht. Und zwar, da die sittliche Kraft, die Kraft des Willens, die zentrale Kraft im Menschen ist, auf welche alle andern, intellektuellen und physischen Kräfte sich gründen und ihre Nahrung daraus ziehen, so muß sich die Entwicklung der sittlichen Kräfte und also der Gemeinschaft zugleich auf sie alle erstrecken; sie begreift daher in harmonischer Einheit das ganze Wesen des Menschen, in seinen geistigen, sittlichen und physischen Kräften, in seiner *ursprünglichen* Individualität wie in seiner nicht minder

wesentlichen, innerlich begründeten Beziehung zur Gemeinschaft der Menschen.

18. Abendstunde: Einheit des Bildungsganges für Individuum und Gemeinschaft. Bis zu diesem letzten Fundament seiner pädagogischen Grundüberzeugung muß man zurückgehen, um die wichtigen Sätze der Abendstunde über den Einfluß der „Individuallage", der „nächsten Verhältnisse" des Menschen auf seine Bildung nach ihrer ganzen weittragenden Absicht zu durchdringen. Sonst muß es geradezu als ein Widerspruch erscheinen, daß einerseits ganz aus den inneren Kräften der „Natur" des Menschen (die in allen dieselbe sei) die Bildung des Menschen hervorgehe, und daß andrerseits die (bei jedem verschiedene) individuelle Lage, die „Realverhältnisse der Gegenstände" und ihre nähere oder fernere Stellung zum Menschen das sein soll, was die Art und Höhe seiner Bildung bestimmt. Dies ist in der Tat das letzte und tiefste Problem der Pestalozzischen Pädagogik. Es dürfte durch den vorher skizzierten Gedankengang, der allerdings nicht in der „Abendstunde" allein, sondern erst im Ganzen der Forschungen Pestalozzis seine Begründung findet, dem Prinzip nach beantwortet sein. Aus ihm ergibt sich aber der streng gesetzmäßige Zusammenhang nicht nur, sondern die wesentliche innere Einheit des Bildungsgangs des Individuums mit der Entwicklung, man darf geradezu sagen, mit dem Bildungsgange der menschlichen Gemeinschaft. Diesen Zusammenhang, diese völlige Einheit der individuellen und sozialen Entwicklung finden wir zuerst, in der ganzen Ursprünglichkeit einer genialen Erkenntnis, wie nur wenige von gleicher Tiefe und Tragweite bisher der Menschheit sich erschlossen haben, in der „Abendstunde" ausgesprochen. Man lese aufmerksam die folgenden Sätze (10 ff.): Der Mensch kann auf seiner Laufbahn „nicht alle Wahrheit brauchen. Der Kreis des Wissens, durch den der Mensch in seiner Lage gesegnet wird, ist enge, und dieser Kreis fängt nahe um ihn her, um sein Wesen, um seine nähesten Verhältnisse" (was, wie wir sehen, ihm fast eins

ist) „an, dehnt sich von da aus und muß bei jeder Ausdehnung sich nach diesem Mittelpunkt aller Segenskraft der Wahrheit richten. Reiner Wahrheitssinn bildet sich in engen Kreisen, und reine Menschenweisheit ruhet auf dem festen Grunde der Erkenntnis seiner nähesten Verhältnisse und der ausgebildeten Behandlungsfähigkeit seiner nähesten Angelegenheiten. Diese Menschenweisheit, die sich durch die Bedürfnisse unserer Lage enthüllt, stärkt und bildet unsere Wirkungskraft, und die Geistesrichtung, die sie hervorbringt, ist einfach und fest hinsehend, sie ist von der ganzen Kraft der in ihren Realverbindungen feststehenden Naturlagen der Gegenstände gebildet und daher zu jeder Seite der Wahrheit lenksam. Kraft und Gefühl und sichere Anwendung ist ihr Ausdruck." Die „in ihren Realverbindungen feststehenden Naturlagen der Gegenstände": das werden wir jetzt nicht mehr mißverstehen, als ob von äußerlich dastehenden Dingen oder Verhältnissen die Rede wäre, da doch der Mensch die Bahn zu der ihn beruhigenden Wahrheit „im Innersten s e i n e r Natur" finden sollte. Es ist vielmehr die allerdings „feststehende" Gesetzlichkeit gemeint, in der die Gegenstände, eben der Natur des Menschen und seiner Erkenntnis gemäß, gegen einander und in Realverbindungen mit einander stehen. Weiter (18): „Standpunkt des Lebens, Individualbestimmung des Menschen, du bist das Buch der N a t u r; in dir liegt die Kraft und die Ordnung dieser weisen Führerin, und jede Schulbildung, die nicht auf diese Grundlage der Menschenbildung gebaut ist, führt irre."

Den hellsten Aufschluß über die Grundfrage aber geben die weiteren Sätze (52 ff.): „Mensch, du selbst, das innere Gefühl deines Wesens und deiner Kräfte ist der erste Vorwurf der bildenden N a t u r. Aber du lebst nicht für dich allein auf Erden. Darum bildet dich die N a t u r" — eben diese Natur, d. h. „du selbst, das innere Gefühl deines Wesens" — „auch für äußere Verhältnisse und durch sie. So (d. h. in dem Grade) wie diese Verhältnisse dir nahe sind, „Mensch, sind sie zur Bildung deines Wesens für deine Bestimmu[illegible]ir wichtig." Und

zwar: „Immer ist die ausgebildete Kraft einer näheren Beziehung Quelle der Weisheit und Kraft des Menschen für entferntere Beziehungen . . . Die häuslichen Verhältnisse der Menschheit sind die ersten und vorzüglichsten Verhältnisse der Natur“; das Vaterhaus „Grundlage aller reinen Naturbildung der Menschheit“ (59), „Schule der Sitten und des Staats“ (60). „Erst bist du Kind, hernach Lehrling deines Berufs“ (61). Alle Standes-, Berufs-, Herrschafts- und Dienstbarkeitsbildung (63) muß daher der häuslichen Bildung (vorher: der allgemeinen Menschenbildung) nachstehen, auf ihrer Grundlage erst aufgebaut werden: „Vatersinn bildet Regenten, Brudersinn Bürger; beide erzeugen Ordnung im Hause und im Staate“ (55).

Hier sehen wir auch bereits die natürliche *Stufenordnung der Gemeinschaftsformen* sich aufbauen. Man hat bei Pestalozzi eine bestimmte Darlegung des Stufenganges der sittlichen Bildung, parallel dem der Bildung des Intellekts, vermißt; aber er liegt deutlich vor in dieser Stufenordnung der Gemeinschaft, deren Entwicklung ja die des sittlichen Willens (derer, die die Gemeinschaft bilden) unmittelbar darstellt. Man hat, wenn man diesen wichtigen Punkt der Pestalozzischen Lehre überhaupt beachtete, jene Gemeinschaftsformen wohl zu sehr wie etwas Totes, äußerlich Gegebenes betrachtet und sich nicht deutlich gemacht, daß überhaupt keine Gemeinschaft anders besteht als im Willen ihrer Glieder: also gemäß der jeweiligen Entwicklung des Willens zur Gemeinschaft in den Individuen selbst; daß folglich der Stufengang der Entwicklung des sittlichen Willens des Individuums sich direkt darstellen muß in der Stufenfolge, in welcher sein sittlicher Wille sich von jeder engeren zu weiteren und weiteren Formen sittlicher Gemeinschaft erhebt.

Die Urform der Gemeinschaft nun ist die *Familie*; die in ihr sich natürlich knüpfenden sittlichen Beziehungen stellen daher die Grundformen sittlicher Beziehungen unter schen überhaupt dar. Die zweite Hauptform ist der

bürgerliche Verein; er ist bei Pestalozzi deutlich gedacht als Familie von Familien, also nur wiederum natürliche Erweiterung jener einfachsten Grundform eines Vereins unter Menschen. Die Familie ist nach Pestalozzi die schlichteste Form der Arbeitsgemeinschaft und damit Bildungsgemeinschaft; folglich der bürgerliche Verein eine Arbeitsgemeinschaft nur auf höherer Stufe, und damit zugleich Bildungsgemeinschaft in entsprechender Erhöhung. Über dieser baut sich dann als höchste Form der Gemeinschaft die ideelle Gemeinschaft des Menschengeschlechts auf, in der wir alle Kinder eines Vater und also unter einander Brüder sind. Dieser dreigliedrige Stufengang findet sich von hier ab immer wieder; so in der zweiten Bearbeitung von „Lienhard und Gertrud"; wenig später in den „Nachforschungen"; endlich, in abschließender Fassung, in den „Ansichten und Erfahrungen", 24 Jahre nach der „Abendstunde".

Dies also ist unter den „näheren" und „entfernteren" Beziehungen, Umständen, Verhältnissen zu verstehen. Diese Nähe und Ferne ist ganz und rein innerlich gemeint. Die einfachen Grundverhältnisse des Menschenlebens, d. i. Formen menschlicher Gemeinschaft, sind des Menschen eigene Bildungen; sie selbst spiegeln und stellen in ihrem gesetzmäßigen Aufbau unmittelbar dar die eigene, innere Bildung des Menschen zum Menschen, nämlich in der Gemeinschaft der Menschen, in der er überhaupt nur Mensch ist.

So faßt er nach dem Vorbild des Verhältnisses zwischen Vater und Kind vor allem das Verhältnis des Fürsten zum Untertanen, des Führenden und Geführten in jeglicher Arbeitsgemeinschaft ins Auge. Recht zur Herrschaft, d. i. Führung auf der Bahn zum Menschentum, gibt allein die tätige Sorge für die Höherbildung des Geführten (108 ff., bes. 118): „In jeder Tiefe ist der Knecht seinem Beherrscher in seinem Wesen gleich, und ist er (der Herr) die Befriedigung des Bedürfnisses seiner Natur ihm schuldig. Emporzubilden das Volk zum Genuß der Segnungen seines Wesens, ist der *Obere Vater* des Untern". (130): „Gerechtigkeit ohne



Vatersinn und ohne Brudersinn ist schimmerndes Unding ohne Segenskraft." (170): „Schonung der Schwachheit, Vatersinn, Vaterzweck, Vateropfer im Gebrauch seiner Kraft, das ist reine Höhe der Menschheit".

19. Abendstunde: Religion. Nach dem Grundverhältnis zwischen Kind und Vater deutet er auch das „oberste" Verhältnis des Menschen: zu Gott. Als das oberste könnte es scheinen zugleich das fernste zu sein. Aber Pestalozzi erklärt vielmehr: „Gott ist die näheste Beziehung" des Menschen (71). Wie soll man das verstehen? „Glaube an dich selbst, Mensch, glaube an den innern Sinn deines Wesens, so glaubest du an Gott und an die Unsterblichkeit" (93). „Gott Vater der Menschheit; Mensch, Kind der Gottheit: das ist der reine Vorwurf des Glaubens. Dieser Glaube an Gott ist Stimmung der Menschheit in ihren Verhältnissen zu ihrem Segen. Vatersinn und Kindersinn, dieser Segen deines Hauses, Mensch, ist Folge des Glaubens" (101 ff.). „Mein Glaube an Gott ist Sicherstellung meines Glaubens an meinen Vater und an jede Pflicht meines Hauses" (106). Glaube an Gott ist „Bahn der Natur zur reinen Bildung der Menschheit" (77). Und wiederum: „Glauben an meinen Vater, der Gottes Kind ist, ist Bildung meines Glaubens an Gott" (105). „Glauben an Gott, du bist der Menschheit in ihrem Wesen eingegraben; wie der Sinn vom Guten und Bösen, wie das unauslöschliche Gefühl von Recht und Unrecht, so unwandelbar fest liegst du als Grundlage der Menschenbildung im Innern unserer Natur" (78).

Wie man sieht, ist „Glauben an Gott" ihm nur der reine Ausdruck des sittlichen Selbstbewußtseins des Menschen. Das also heißt es, daß die Beziehung zu Gott die „näheste" Beziehung für den Menschen ist: daß das sittliche Wesen des Menschen der Kern seines Wesens überhaupt, die letzte Wurzel, wie seiner individuellen Bildung, so auch der äußeren Gemeinschaftsbeziehungen der Menschen ist. So darf er sagen: „Gott, den alle Kinder Gottes hören, Gott, den die ganze sanfte, fühlende, reine, liebende Menschheit versteht und ganz

gleich versteht" (98); und darf er sich zu der Rousseau'schen Überzeugung bekennen: „Glauben an Gott, du bist nicht Folge und Resultat gebildeter Weisheit, du bist reiner Sinn der Einfalt, horchendes Ohr der Unschuld auf den Ruf der Natur, daß Gott Vater ist" (80); mit der allerdings auch gegen Rousseau sich richtenden Folgerung: „Kindersinn und Gehorsam (gegen Gott) ist nicht Resultat und späte Folge einer vollendeten Erziehung, sie müssen frühe und erste Grundlagen der Menschenbildung sein" (81).[71] So vermag er den Opfertod Jesu sich zu deuten als Opfer des Menschen für die Menschen, seine Brüder, durch welches der Glaube an die Gotteskindschaft des Menschen in der Menschheit wiederhergestellt und in diesem Sinne die Menschheit erlöst worden; so vermag er Jesu Lehre zu verstehen als „reine Gerechtigkeit bildende Volksphilosophie" (s. o. S. 88). Es wäre wahrheitswidrig, die religiöse Grundlage der Pestalozzischen Ansicht der Erziehung in den Hintergrund zu drängen oder gar zu verstecken; aber es wäre nicht minder wahrheitswidrig, die Anschauungen des protestantischen Offenbarungsglaubens aus der Mitte des 19. Jahrhunderts in ihn hineinzudeuten. Sein Gottesglaube ist und bleibt, wenn man es einmal nach Schulkategorien ausdrücken soll, reiner „Moralismus", sehr nahe dem Kants. Eine andere Grundlage, eine andere Quelle des Glaubens, als das eigene sittliche Bewußtsein des Menschen, kennt Pestalozzi nicht, und nur, weil und sofern er das, was sein eigenes Bewußtsein ihm bezeugt, in Jesu Leben und Lehre wiederzufinden vermag, bekennt er sich zu ihm. Aber er findet es da wieder, und gewiß mit Grund; also geht dies Bekenntnis auch keinen Finger breit hinaus über den moralistischen Sinn seiner Religion.

20. Pestalozzi und Goethe. Vielleicht hätte gerade darin Goethe ihn verstanden; von dem er selbst sich freilich eine nicht zutreffende Vorstellung gemacht hatte. Er ist dem Dichter, so viel wir wissen, nur einmal persönlich nahe getreten. Inmitten seiner Versuche auf dem Neuhof, i. J. 1775 *gelegentlich einer* Reise nach Frankfurt, deren Veranlassung

wir nicht kennen, hat er Goethe dort aufgesucht. Vermittelt war die Beziehung durch die gemeinsame Freundschaft mit Lavater, und ihr damaliger Austausch scheint sich auch nur auf diesen bezogen zu haben. Goethe schreibt an Lavater am 8. September 1775[72]: „Pestaluz war sehr gut. Ich sagt ihm gleich, ich wünschte, du (Lavater) kenntest deine Landsleute besser und sie dich besser ... Er redete ganz für dich, ohne aber. Gott geb aus einem feinen Herzen." Weiter scheint Goethes Interesse für Pestalozzi damals nicht gereicht zu haben. Nach viel späteren brieflichen Äußerungen (1804) hat er sich über Pestalozzis Bestrebungen im heftigen Streite der Parteien kein Urteil zu bilden vermocht; doch interessiert er sich aus einem bestimmten Anlaß für Fellenbergs Institut, das der Idee Pestalozzis wenigstens entsprechen wollte und nach gewissen Seiten auch wirklich entsprach. Als er dann 1815 in Wiesbaden bei de l'Aspée die Pestalozzische Lehrweise, wohl in etwas einseitiger Wendung, aus eigener Anschauung kennen lernte, fühlte er sich, bei halb widerwilliger Anerkennung der Leistungen namentlich im Fach der Mathematik, durch die intellektualistische, individualistische und dabei demokratische Richtung, die ihm daraus entgegentrat, entschieden abgestoßen[73]. Pestalozzi seinerseits hatte von dem jungen Goethe den Eindruck eines zweiten Voltaire erhalten, dessen „unbescheidene, ungläubige, alles Heiligtum der Welt nicht schonende Kühnheit" ihm „wahre Schwäche" schien[74]. So begreift sich der seltsame Appell, den er in der „Abendstunde" an Goethe richtet, der aber zu dessen Ohren wohl kaum gedrungen ist (168 ff.): „O Goethe in deiner Hoheit, ich sehe hinauf von meiner Tiefe, erzittere, schweige und seufze. Deine Kraft ist gleich dem Drang großer Fürsten, die dem Reichsglanz Millionen Volkssegen opfern". Er wollte diese Sätze, die Iselin natürlich auffielen, dann selber gern durchstreichen lassen; Iselin hat das mit gutem Grunde nicht getan, obgleich er Anstoß nahm. In der Tat ist für das Eigentümliche seiner Absicht kaum etwas so bezeichnend wie dies freilich einseitige Urteil. Solchen Ernst hatte noch keiner gemacht

mit dem von Rousseau bloß hingeworfenen Wort, daß die Menschheit das Volk besagen muß, wenn sie überhaupt etwas besagen soll. Auch Rousseau war es darum nicht eingefallen, sein Fühlen, sein Wirken, sein Forschen, sein ganzes Leben dem Volke zu weihen, wie Pestalozzi.

Wenn übrigens Pestalozzi, inmitten des heißen Ringens nach so ganz anderen Zielen, kaum die Möglichkeit hatte, Goethe besser kennen zu lernen, als er in einigen kecken Produkten seines Jugendübermuts sich ihm dargestellt haben mochte, so blieb er darum nicht unempfindlich gegen seine herzbewegende, der Menschenliebe wahrlich nicht ermangelnde Lyrik. Zwei seiner edelsten Stücke spielen eine Rolle in Pestalozzis größten Werken: „Wanderers Nachtlied" (Der du von dem Himmel bist . . .), das in einer Hauptszene von „Lienhard und Gertrud" die Stimmung ergreifend abschließt; und „Das Göttliche" (Edel sei der Mensch . . .), dessen Auslegung in den „Nachforschungen" sich zum Ausdruck vielleicht des Tiefsten, was Pestalozzi gedacht hat, gestaltet. Ersteres, 1776 entstanden, war zuerst, mit Kaysers Melodie, in einer Schweizerischen Zeitschrift, Pfenningers (eines Freundes von Lavater und Pestalozzi) „Christlichem Magazin" 1780 erschienen und jedenfalls daher ihm bekannt geworden; das zweite fand sich in einem Notizbuch der Frau Pestalozzi unter anderen Gedichten als eines der ersten verzeichnet.[75]

21. Über den Aufwand. Auf die „Abendstunde" folgt als nächste Schrift die Abhandlung „Über die Frage: Inwiefern ist es schicklich, dem Aufwande der Bürger in einem kleinen Freistaate, dessen Wohlfahrt auf die Handelschaft gegründet ist, Schranken zu setzen?" Die Veranlassung war eine i. J. 1779 von der „Aufmunterungsgesellschaft" in Basel gestellte Preisaufgabe. Drei Arbeiten wurden der Auszeichnung wert erachtet, darunter die Pestalozzis; die drei gekrönten Schriften erschienen zusammen in Basel 1781. Iselin, der zu den Preisrichtern zählte, erkannte nachträglich an, daß Pestalozzi allein den Preis verdient hätte[76].

Es gehörte zu den wohlgemeinten Bestrebungen da-

maliger Patrioten und Volksfreunde, Gesetze gegen den Aufwand zu fordern. Darin sprach sich die an sich berechtigte Empfindung aus von der Gefahr einer immer schrofferen Sonderung der Stände „in herrschaftliche, aufwartende und dienende, oder, was ebenso viel ist, in seidene, wollene und leinene“, wie Pestalozzi[77] spottend sagt. Aber er sieht etwas weiter. Er erkennt, daß ein bloßer Kampf gegen die Symptome, der die Wurzel des Übels unberührt läßt, wenig nützt; daß eine gewisse Steigerung der Lebenshaltung mit dem Wachstum der Industrie unvermeidlich verbunden und für es sogar notwendig ist. Gewiß ist die Ausartung vom Übel; aber „es sind nicht Prachtgesetze, es sind nicht verbotene Kostbarkeiten, die ein Volk vor dieser unglücklichen Ausartung sicherstellen, sondern es ist die Bildung eines reinen und festen Sinnes für Gerechtigkeit und Pflicht und Hausordnung im Nationalgeist, die dem Aufwand des Bürgers echte Schranken setzen kann.“[78] „Gegen die eigentliche Quelle des Übels, gegen den entnervten Sinn der Nation für feste häusliche Ordnung und gegen den rasenden Drang der alles aufopfernden Nachstrebung der Ärmern gegen die Reichern“, das Empordrängen „von der Leinwand zur Wolle und von der Wolle zur Seide“, wirken Aufwandsgesetze nicht, oder wenigstens sehr schwach, sehr indirekt und sehr selten[79]. „In allen Fällen muß die Nationalbildung des Volks zur Ordnung, Mäßigung und Gerechtigkeit in häuslichen Ausgaben aus den Grundsätzen der allgemeinen Menschenbildung zur Weisheit und Tugend hergeleitet werden.“[80] „Gerechtigkeit und Sorgfalt im Aufwand ist ein Teil eines allgemeinen weisen und guten Nationalcharakters, und die Staatsgesetzgebung, die die Nation zur Weisheit und Mäßigung im Aufwand leiten will, muß überhaupt alle Triebfedern, durch welche die Menschen zur Ordnung, zur Gerechtigkeit und Mäßigung eingelenkt werden können, zu gebrauchen suchen“. In der sicheren Ehrenfestigkeit der arbeitenden Stände, im beruhigten Hausglück, in engen, nicht anmaßlichen Berufskreisen keimte vordem der Vaterlandsgeist des freien [illegible] ...mer; da gab es nicht

gleiche Reize zu Aufwandsausschweifungen wie jetzt. Dieser Geist der alten Verfassung muß erhalten werden; es muß vor allem die Regierung ihren Ton und ihren Einfluß ihm gemäß einrichten. „Denn es ist der Geist, der Ton der Regierung, der alle Völker bildet und stimmt, alle Verfassungen erhält oder zernichtet. So wie er ist, wirkt er Tod oder Leben, Kraft oder Schwachheit ins Volk. Darum waren unsere Väter ehrbar, bescheiden, aber in häuslichen und Vaterlandsangelegenheiten erleuchtet und weise; und darum sind die Völker unserer Zeit so allgemein unbescheiden, anmaßlich und — ob es gleich ärgert, ich setze hinzu: — unwissend in den ersten Volksangelegenheiten . . . Die alten Regierungen verhüteten durch die Kraft der Sitten und reinen Weisheit tausend Verirrungen und Narrheiten der Bürger; die neue Staatskunst in aller Welt reizt zu allen Lüsten und sucht den Kappzaum und das Fenstergitter für ihre Narren. Würde sie doch lieber keine machen; würde man doch nur mit der halben Kraft, mit der man gegen Narrheit und Verirrung trölet[81], reine häusliche Weisheit und Vaterlandstugend beim gemeinen Manne wieder emporzuheben suchen, so würde er gewiß wieder glücklich und auch im Aufwand weise und gerecht sein". In seiner Ironie appelliert er schließlich an den republikanischen Sinn der Leser: „Möge der Schutzgeist unseres Landes unsern Vätern hohen Fürstensinn schenken, weil unsre Söhne allenthalben Edelleute sein wollen; denn Edelleute haben einen Herrn nötig, freie Männer nicht also."[82]

Die Bedeutung der Schrift liegt weniger in der Antwort auf die besondere Frage der Nützlichkeit von Aufwandsgesetzen, als in der allgemeinen Richtung der Gedanken: auf nationale Erziehung kommt es an, mehr als auf einzelne Regierungsmaßregeln. Aber allerdings ist „Geist und Ton der Regierung" von großem Einfluß auf Bildung und Stimmung des Nationalgeistes. Also auch die Regierung wird gewürdigt als ein wichtiger Faktor der sozialen Erziehung, völlig wie bei Plato. Daher macht er die „neue Staatskunst" *verantwortlich* für die Narren, die sie „macht" und dann einsperrt. Auch

das ist bestimmt erkannt, daß vor allem in der schroffen Scheidung der Klassen die Wurzel des Übels liegt. Es wird die Verengung des Regierungseinflusses, dadurch, daß er den „gemeinen arbeitenden Ständen entrissen" sei, angeklagt, der „gleichstellende" Geist der alten Verfassung gerühmt [83]. In dem allen sehen wir Pestalozzi auf dem Wege zu den sichersten und folgereichsten Sätzen der sozialen Pädagogik.

Drittes Kapitel. Lienhard und Gertrud.

(1. und 2. Bearbeitung.)

1. Entstehungsgeschichte von „Lienhard und Gertrud." Als die „Abendstunde" erschien, war Pestalozzi bereits in voller Arbeit an seinem ersten Volksbuch: „Lienhard und Gertrud". Über die Entstehung des Buches äußert sich Pestalozzi selbst zuerst im Nachruf an Iselin.[1] Während seines Lebens unter dem Dorfvolk war ihm, ganz ungesucht, eine große Kenntnis desselben und seiner ganzen Lage zugewachsen. „Ich hatte freilich auf Gottes Boden nichts weniger im Sinn, als sie zu studieren oder viel von ihnen zu lernen . . . Wenn ich halt mit Heini etwas zu tun hatte, so dachte ich an das, was Heini ist und was ich jetzt von dem, was er ist, brauchen müsse, weiter achtete ich seiner einmal um kein Haar. Ich . . . . . erforschte keinen Menschen und dachte nicht einmal irgend einer Menschenhandlung weiter nach, als sie vor mir lag, und so kamen die Sachen, die mich die nächsten Menschen um mich her kennen lehrten, eine nach der andern selber zu mir, ich lief nie keiner nach, setzte mir zum voraus von keinem Menschen gar nichts als wahr in den Kopf und erhitzte mich nie im Nachjagen und Aufsuchen der Liebhaberei-Wahrheiten, womit die Mode sonst gewöhnlich im Gehirn der Menschen so einen Malergrund legt, auf den sie dann alles, was sie hernach finden und auftreiben, wie auftragen". „Iselin weckte den Gedanken, daß ich in meiner Lage notwendig habe Erfahrungen machen müssen, die mich in den Stand stellen könnten, als Schriftsteller für das Landvolk zu arbeiten,

zuerst in mir auf, und ich unterhielt mich seit langem oft mit ihm über die Natur des besten Volksunterrichts [2]. Ich versuchte auch seit langem verschiedene Formen, aber lange befriedigte mich keine. Ich fühlte, daß das Volk vor allem aus zuerst dahin geführt werden muß, sich selbst und seine Lage besser zu kennen . . . Ich sah, daß Geschichte und Bilder der einzige wirksame Stoff aller Volkslehre sein mußte, und ich dachte, es sei möglich, durch die Grundlagen einer für das Volk durchaus interessanten Geschichte dasselbe zu allen den Gesichtspunkten vorzubereiten, welche man ihm dann hernach mit aller Einfalt bestimmter und festgesetzter Grundsätze vortragen könnte, und so entstand der Plan meiner zwei Volksbücher" (das zweite ist „Christoph und Else").

Nur im Vorbeigehn erwähnt er hier, daß außer Iselin auch ein Züricher Freund C. F. [3] ihm die Fähigkeit zum Volksschriftsteller zugetraut und ihn, damit er endlich einmal Brot finde, dahin gelenkt habe, daß er „sich überwand, so zu schreiben, wie er damals auch Perücken gestrählt haben würde, wenn er damit Hülfe und Trost für sein Weib und Kind hätte finden können". Dagegen gedenkt er im Schwanengesang weit an erster Stelle dieses Züricher Freundes, nämlich des Buchhändlers Kaspar Füßli (jüngeren Bruders seines alten Genossen aus der Gesellschaft zur Gerwe), und nennt Iselin nur als den, der den Wert seines Buches erkannt und ihm zum Druck verholfen habe. Der Anlaß, der ihm den Mut gab, sich als Volksschriftsteller zu versuchen, war nach dieser Darstellung folgender. Man war damals in Zürich „eben im Begriff, die krummen Wächter vor dem Rathaus und unter den Toren in eine den damals entkeimenden republikanisch herrschaftlichen Modeansichten des Regierungsdienstes angemessene Form umzugestalten." Das geschah i. J. 1779. „Diese Neuerung . . . mißfiel sehr vielen altväterisch denkenden Bürgern, und auch mir. Ich machte in einem launigen Augenblick einen diese Neuerung ins Lächerliche ziehenden kleinen Aufsatz, der eben auf Füßlis Tisch lag, als dieser mit seinem Bruder, dem Maler" (Heinrich Füßli, seinem älteren

Freunde), „über mein trauriges Schicksal redete, und bejammerte, daß er durchaus kein Mittel kenne, mir, wie ich sei und wie ich mich benehme, aus meiner Lage zu helfen. Der Maler nahm in eben diesem Augenblick die Schnurre über die Umgestaltung der krummen, staubigen und ungekämmten Stadtwächter unter unsern Toren in gerade, gekämmte und geputzte in die Hand, las sie mehrere Male durch und sagte dann zu seinem Bruder: „Dieser Mensch kann sich helfen, wie er will; er hat Talente, auf eine Art zu schreiben, die in dem Zeitpunkt, in dem wir leben, ganz gewiß Interesse erregen wird; muntere ihn dazu auf und sage ihm von meiner Seite, er könne sich als Schriftsteller ganz gewiß helfen, wenn er nur wolle". Mein Freund ließ mich auf der Stelle zu sich kommen und jubelte, indem er mir das sagte und hinzusetzte: „Ich kann gar nicht begreifen, wie es möglich war, daß mir das nicht von mir selbst in Sinn kam." Mir war es, wie wenn er mir einen Traum erzählte."[4] Er berichtet darauf weiter, wie er nun zunächst nach dem Muster von Marmontels Contes moraux, die ihm gerade vorlagen, etwas zu schreiben versuchte. Fünf oder sechs kleine Erzählungen, die so entstanden, gefielen ihm selbst nicht; die letzte, in der er sich an jenes Muster glücklicherweise nicht hielt, war Lienhard und Gertrud, „deren Geschichte mir, ich weiß nicht wie, aus der Feder floß und sich von selbst entfaltete, ohne daß ich den geringsten Plan davon im Kopf hatte oder auch nur einem solchen nachdachte. Das Buch stand in wenigen Wochen da, ohne daß ich eigentlich nur wußte, wie ich dazu gekommen. Ich fühlte seinen Wert, aber doch nur wie ein Mensch, der im Schlafe den Wert eines Glücks fühlt, von dem er eben träumt." Er legte seinen Versuch Iselin vor, der seine Bedeutung sofort erkannte und sich der schweren Mühe unterzog, „das unkorrekte und von Sprachfehlern äußerst beladene Manuskript zu reinigen und zum Druck zu befördern."[5] Er empfahl es dem Verleger Decker in Berlin, der es sofort annahm und dem Verfasser das für seine Lage beträchtliche Honorar von 1 L'dor für den Bogen bewilligte. Einige

Szenen wurden schon in den Ephemeriden (1780, November) gedruckt; das Erscheinen des Buches selbst verzögerte sich besonders durch die Herstellung des Titelkupfers von Chodowiecki, die Szene am Sterbebette der Mutter des Rudi darstellend, bis zur Ostermesse 1781. Pestalozzi hatte es Iselin widmen wollen; der edle Mann gab es nicht zu.

Die beiden Berichte, so verschieden sie lauten, widersprechen sich im Grunde nicht. Iselin hatte zuerst den Gedanken, als Volksschriftsteller aufzutreten, in ihm geweckt und die Art, wie man für das Volk schreiben müsse, öfters mit ihm überlegt. Daß dies in Form von Szenen, Auftritten, „Reihen von Lagen" geschehen müsse, war ihm längst klar, und kleinere Versuche in dieser Richtung mögen in den Jahren 1777—79 schon vorhergegangen sein, die ihn aber nicht befriedigten; die zufällige Anregung Füßlis gab dann den entscheidenden Anstoß, sich eben jetzt ernstlich an die Ausführung dieses längst erwogenen und mannigfach vorbereiteten Versuchs zu geben, und da nun entstand ihm wie im Traume sein erstes Buch in dieser Art, das einzige, welches ganz und nur dieser ursprünglichen Absicht entspricht.

2. Dichterischer Wert des Romans. Dieser Ursprung des Buches hilft die ungemeine Frische erklären, die uns heute noch berührt wie die freie Höhenluft, wie die rauschenden Frühlingswässer der Schweizerberge. Die auffälligsten Fehler seiner überwiegenden Schreibart: Umständlichkeit, vielfältige Wiederholung, zu stark auftragende Empfindsamkeit und Rhetorik, sind kaum in ein paar einzelnen Szenen zu spüren; weit das Meiste ist in hohem Grade davon frei. Situationen, Charaktere, die Entwicklung der Handlung, alles ist mit wenigen straffen Linien wie holzschnittartig hingeworfen, daß es sich unauslöschlich einprägt. Die große Entdeckung seines literarischen Zeitalters: daß man schreiben soll, was man erlebt, und in der vollen Unmittelbarkeit des Erlebten, hat Pestalozzi offenbar ganz auf eigne Hand gemacht, wohl ohne Ahnung, wie sehr er darin mit den anderen Großen, mit Goethe vor allen, über-

eintraf. Wenn aber Goethe immerhin nur vorübergehend auch am urwüchsigen Volksleben Anteil nimmt und das Menschliche auch in dieser Gestalt sich nicht fremd sein läßt, überwiegend aber doch seine Weise, zu erleben und Erlebtes auszusprechen, sich immer mehr individualisiert und zuletzt sogar eine schroff aristokratische Wendung nimmt, so ist Pestalozzi der erste und fast der einzige, der mit der ganzen Innigkeit und Stärke eignen Miterlebens in das Volksleben rein seiner selbst wegen sich versenkt und aus solchem innigen Miterleben es unwiderstehlich überzeugend vor uns hinzustellen weiß. Darin steht er in seiner Zeit einzig da und ist ihr um einen mächtigen Schritt voraus, mag er sonst in vielem namentlich gegen Goethe bescheiden zurücktreten. Denn allerdings ist ihm die Darstellung des Volkslebens nicht letzter Zweck, sondern nur Vorbereitung, wirksamer Hintergrund, Anschauungsgrundlage zur eigentlichen, direkten Volksbelehrung, zum „einfältigen" Vortrage „bestimmter und festgesetzter Grundsätze". Darum mußte der Volksdichter alsbald wieder zurücktreten hinter dem direkten Volkslehrer, Volkserzieher, wie es in den Umarbeitungen und Fortsetzungen von „Lienhard und Gertrud" und in seinem zweiten Volksbuch „Christoph und Else" denn auch geschieht.

3. Handlung und Personen in „Lienhard und Gertrud". Die Fabel der Erzählung braucht nur kurz in Erinnerung gebracht zu werden. Ein Schweizerdorf, Bonnal, ist unter dem schwachen Regiment des kürzlich verstorbenen Herrn, hauptsächlich durch den schlimmen „Vogt" (Dorfschulzen) Hummel, in tiefes Verderben gesunken. Auch Bessere sind in Gefahr, in das allgemeine Elend hineingerissen zu werden, so der gutherzige, aber leicht verführbare Maurer Lienhard. Sein braves Weib Gertrud faßt sich ein Herz, der Gefahr, die sie klar vor Augen sieht, zu begegnen durch offene Darlegung vor dem guten und einsichtigen jungen Herrn, Arner von Arnheim. Gleichzeitig sind die Ränke des Vogts, die unter dem vorigen Herrn sich schrankenlos entfalten konnten, zu einer Höhe gestiegen, daß er sich zuletzt selbst darin

verstrickt und so unaufhaltsam zum Sturze gerissen wird. Damit ist die Möglichkeit gegeben, das Dorf wieder zu einem gesunden Stande zurückzubringen.

Diese in sich einfache Handlung spielt sich in höchster Lebendigkeit durch eine Fülle von kleinen Szenen ab; fast jedes der hundert Kapitel enthält einen in sich geschlossenen Auftritt, und die Fassung ist überwiegend dramatisch, nur durch kurze direkt erzählende und noch seltnere betrachtende Abschnitte unterbrochen. So tritt uns das Leben des Dorfs greifbar, in regster Bewegung vor Augen, wir blicken fast in jede seiner ärmlichen Hütten hinein. Das Dorfvolk zeigt sich im Alltags- und Sonntagskleid, bei der Arbeit und beim Geschwätz, daheim und auf der Gasse, im Wirtshaus und in der Kirche, in der Barbierstube und in der Gemeindeversammlung. An grellen Lichtern und tiefen Schatten ist nicht gespart; neben den gemütsreichen, fast etwas zu rührsamen Szenen in den Stuben der Gertrud und des Rudi stehen in oft hartem Kontrast die abgefeimten Teufeleien des Vogts und die Jämmerlichkeiten seiner prachtvoll gezeichneten Mitlumpen, der unheimlich komische Auftritt, wie der Vogt aus Rache in mitternächtiger Stunde dem Schloßherrn im tiefen Wald einen Markstein versetzen will und der gerade des Weges kommende Hühnerverkäufer mit dem Windlicht als Teufel in Person den Entsetzten den Berg hinabjagt. Die Schreibart ist durchweg höchst volkstümlich, schlicht und doch eigenartig; sie war es [6] jedenfalls noch mehr in der ursprünglichen Fassung; von kräftigem Realismus, nicht ohne die Derbheit, die der Gegenstand rechtfertigt, ja fordert. Eine etwas zu Hogarthisch geratene Zeichnung des besoffenen Vogts [7] hat Pestalozzi selbst gestrichen, da „ein Knab von noch nicht zehn Jahren“ [8] sie unflätig fand. Er macht dazu die feine Anmerkung, daß dem Dichter nicht alles auszusprechen erlaubt ist, was der Maler malen darf, weil „die Zunge des Menschen, sein Mund enger mit dem Gefühl seines Herzens verbunden“ ist als seine Hand. Das sei freilich „keine Lobrede für alle angebeteten Dichter“.

Als nicht durchaus lebenswahr berührt allenfalls die Gestalt Arners; nicht so sehr des Tones halber, der mit Absicht nicht Edelmannston, sondern „simpler Menschenton" ist, aber „den Edelmann doch nichts von seiner inneren Würde verlieren macht"[9]; sondern vielmehr deshalb, weil so hohe Güte, verbunden mit so tiefem Verständnis und so sicherer Behandlung des Volks, auf Herrenschlössern nicht leicht gedeihen mag. Das ist doch mehr frommer Wunsch als Erfahrung; man müßte denn sagen, es sei innere Erfahrung im Herzen des Schreibers selbst gewesen. Das rettet vielleicht den Dichter; aber es würde den Sozialforscher nicht retten, ergäbe sich nicht zur Genüge aus sonstigen Äußerungen, daß er sehr wohl wußte, ein Arner wie der seines Romans sei in der Wirklichkeit kaum möglich, und es sei dem Volk in Wahrheit nur durch das Volk selbst zu helfen. Auch wenn er so überzeugt war, hatte es Sinn, durch diese Gestalt seines Romans gutmeinenden Edelleuten (wie Tscharner, dem ja manche Züge des Bildes entlehnt sind) zu zeigen: so müßtet ihr sein, so guten Willens nicht bloß (woran es den Besseren wirklich nicht fehlte), sondern zugleich von so tiefer Kenntnis des Volks, so mit seinem ganzen Leben innig verwachsen und durch vertrautesten Umgang mit ihm befähigt, es zu verstehen und auf es einzuwirken, wenn ihr mit euren Machtmitteln und eurem guten Willen ernstlich etwas solltet ausrichten können. Es könnten andrerseits die Bosheiten des Vogts etwas zu stark aufgetragen scheinen. Doch muß man bedenken, daß er erst in der Kopflosigkeit des aufgestörten Gewissens, nachdem Arner durch Gertrud schon aufmerksam geworden ist und Verdacht gegen ihn an den Tag legt, zu Dingen fortgerissen wird, die seinen Sturz dann notwendig herbeiführen. Wir haben die lebenden Vorbilder des Arner und der Gertrud bereits kennen gelernt; wir kennen auch schon das Urbild des Vogts: es ist kein andrer als jener Merki, der Pestalozzi beim Landkauf betrog und nachher, scheint es, ihn wie seine Leute wegen Schulden, zu denen er selbst sie verleitet hatte, bedrängte. Selbst der Name Hummel

erinnert an die „Humbeläcker", um welche Pestalozzi durch Merki gebracht wurde, indem dieser ihm schlechtere dafür aufschwatzte. Auch der liebenswürdig gezeichnete Pfarrer Ernst hat, wie es scheint, ein lebendes Gegenbild, nämlich in dem Pfarrer Fröhlich von Birr, von dem man weiß, daß er dem Merki nach seinen Kräften entgegengearbeitet und manche Kirchenbuße über ihn verhängt hat[10]. Natürlich ist keine dieser Gestalten einfach nach dem Leben kopiert; doch konnte es für die innere Wahrheit der Zeichnung nur von Vorteil sein, daß die schaffende Phantasie einen Anhalt fand an Gestalten, die in der eignen Lebensgeschichte des Dichters eine Rolle gespielt und sich so mit festen Zügen seiner Seele eingezeichnet hatten. Es war das gute Recht des Dichters, die am meisten charakteristischen und zugleich für seinen Zweck brauchbaren Züge zu verstärken und andre dafür auszulöschen.

4. Didaktischer Gehalt des ersten Teils von „Lienhard und Gertrud." Wie aber entspricht das Buch seiner eigentlich letzten Absicht der Volksbelehrung? Was für Lehren sich daraus ziehen lassen, ist freilich klar. Aber diese Lehren, wird man vielleicht sagen, sind doch allzu selbstverständlich; sie sind in nichts verschieden von dem, was jeder etwas gewissenhafte, dem Volksleben nicht völlig fremd gebliebene Dorfprediger auch lehren wird. Pestalozzi sagt es selbst sehr gut im Schlußsatze des Vorworts: „Ich habe keinen Teil an allem Streit der Menschen über ihre Meinungen; aber das, was sie fromm und brav und treu und bieder machen, was Liebe Gottes und Liebe des Nächsten in ihr Herz und was Glück und Segen in ihr Haus bringen kann, das, meine ich, sei außer allem Streit, uns allen und für uns alle in unsere Herzen gelegt." In der Tat nichts Andres lehrt das Buch: beten und arbeiten, für ordentliche Wirtschaft Sorge tragen, unter allen Umständen ehrlich bleiben, sich vor dem Trunk hüten, als Vorgesetzter das Volk nicht drücken und auswuchern, als Untertan sich *nicht* dazu hergeben und durch die eigenen Fehler es erleichtern *und scheinbar* rechtfertigen, als Herr sich des Volkes treulich

annehmen, redliche Arbeit schützen und ermutigen, unredlichen Unterbeamten scharf auf die Finger passen, dem finsteren Volksaberglauben tapfer zu Leibe gehen — solche und ähnliche Lehren sind aus dem Buche zu ziehen. Man mag sagen, damit sei doch nicht irgend ein neues Problem gelöst. Gewiß nicht; aber das war soweit auch gar nicht die Absicht. Er wollte vorerst nur die „historische“ Grundlage zu dem „folgenden Belehrenden“ geben; diese suchte er „auf die möglichst sorgfältige Nachahmung der Natur und auf die einfache Darlegung dessen, was allenthalben schon da ist, zu gründen“; er wollte in nichts „seine eigene Meinung hinzusetzen zu dem, was er sah und hörte, daß das Volk selber empfindet, urteilt, glaubt, redet und versucht“. Und so ist auch das Wenige, was er von seinen eigensten Gedanken einflicht (Kap. 40 und 87), den Personen seiner Erzählung — dort dem Jost, einem Fremden, der eben im Wirtshaus ist, hier dem Pfarrer Ernst — in den Mund gelegt und durch den gegebenen Anlaß wohl motiviert.

Indessen ging seine Absicht dann freilich weiter. Es war gezeigt: so ist es; und allgemein fand man die Darstellung des vorhandenen Zustands treffend und wahr. Nun aber galt es [11] zu den Quellen des Übels hinaufzusteigen. Er wollte nicht bloß sagen: Es ist so, er wollte auch zeigen: Warum ist es so? Und wie kann man machen, daß es anders werde? Diese weitere Absicht führte zu den Fortsetzungen der Erzählung und zu dem zweiten Volksbuch, das ganz eigentlich einen Kommentar zum ersten Teil von „Lienhard und Gertrud“ darstellt der zur Erzählung die direkte Belehrung hinzufügt.

5. Der zweite Teil von „Lienhard und Gertrud“. Zunächst der zweite Teil von „Lienhard und Gertrud“ entstand fast unmittelbar nach dem ersten; er war, als dieser gedruckt erschien, in der Hauptsache schon niedergeschrieben. Daneben ist in den Briefen an Iselin die Rede von einer Umarbeitung des ursprünglichen Volksbuchs, die vermutlich bestimmt war, seinen Inhalt mit den ursprüng-

lich nicht beabsichtigten Fortsetzungen in geschlossenere Verbindung zu setzen. Er gedachte zugleich diese neue Bearbeitung mitsamt den weiteren Teilen vorteilhafter zu verwerten; darüber kam er mit dem Verleger Decker in Mißhelligkeiten, und so behielt er für jetzt die schon begonnene Umarbeitung zurück; sie ist vielleicht identisch mit dem Anfang der Neubearbeitung des ganzen Werks von 1790—92. Dagegen erschien nun der zweite Teil des Romans in einem anderen, nicht genannten Verlag, Frankfurt und Leipzig, 1783; der dritte und vierte ebenda 1785 und 1787. Decker aber veranlaßte gleichzeitig eine französische Übersetzung des ursprünglichen Volksbuchs, die durch 12 Chodowieckische Kupfer ausgezeichnet ist [12]. Der zweite Teil ist „dem Schatten Iselins" gewidmet; der um Pestalozzi hochverdiente Mann war am 15. Juli 1782 gestorben.

6. Hauptthema des zweiten Teils von „Lienhard und Gertrud": Ursachen und Behandlung des Verbrechens. Daß der zweite Teil nicht einen gleich starken Beifall fand wie der erste, begreift sich leicht. Seinen Hauptinhalt bildet die fast unerträglich harte Zeichnung der durch das Treiben des Vogts herbeigeführten Verderbnis des ganzen Dorfs und die noch weniger tröstliche Vorführung, wie es dahin kommen konnte, kommen mußte, in Form einer eingehenden Lebensbeschreibung des Vogts von seiner Kindheit an. Die Grundwahrheit, die durch dies alles beleuchtet und nur zu überzeugend bewiesen wird, ist: daß jeder in die gleiche Schlechtigkeit versinken kann, wenn er in Lagen gerät, die geeignet sind, den Samen des Bösen in ihm so zu entwickeln, wie aus einer einzigen Kornähre ein ganzes Viertel Frucht werden kann [13]. „Die Gerechtigkeit der Erde zermalmet, zerknirschet und tötet", statt daß sie aufrichten und wiederherstellen sollte; sie ergreift gerade den Einen, in dem durch stärkere Versuchungen die Schlechtigkeit zu auffallender Höhe entwickelt ist, und läßt die tausende frei, denen nur die gleiche Versuchung gefehlt hat, um in dieselbe Schlechtigkeit zu fallen. Wie gleich sind einander die Menschen, wi

kann der beste werden, was der schlimmste, und der schlimmste, was der beste! „Wir alle trinken an der Quelle des Elendes, die diesen Mann verheeret, und ein Gott ist's, der den einen früher, den andern später von dem Gift dieser Quelle heilet . . . . und wenn wir nicht auf jenes Leben hofften, so wäre der Zustand von Millionen Menschen, welche unter Umständen leben, die sie fast unwiderstehlich und unwiederbringlich ins Verderben stürzen, mit der Gerechtigkeit Gottes nicht zu vergleichen, und der Mensch wäre die elendeste unter allen Kreaturen. . . . . Aber wenn wir Menschen sind und Menschen bleiben wollen, so müssen wir's mit dem armen Volke der Erde, das wir Verbrecher heißen, anders anfangen, und ihre Rettung und Besserung als die erste Angelegenheit der Menschheit ansehen." [14]

Die Untersuchung, woher das Verbrechen und wie mit dem Verbrecher zu verfahren, beschäftigt ihn in dieser Zeit tief. Die Bedeutung dieser Frage war ihm in seinen gleichzeitigen, durch eine Preisfrage veranlaßten Studien über „Gesetzgebung und Kindermord" durchdringend klar geworden. Warum ist es so schwer, die Leute von einem so unglücklichen Leben abzubringen? Der Mensch ist immer mit gar vielen Fäden an sein Leben angebunden, und es braucht gar viel, ihm neue anzuspinnen, die ihn so stark als die alten auf eine andre Seite hinziehen. Das aber ist das einzige Mittel, den Verbrecher zu bessern, und wenn man dieses Mittel nicht braucht, so ist alles, was man sonst an ihm tut, wie ein Tropfen Wasser ins Meer [15]. „O ihr Menschen, die Geschlechter der Erde handeln nicht recht an diesen Elenden. Sie nehmen zuerst Teil an ihren Greueltaten, sie spielen mit ihnen die Spiele ihres Lebens, sie reizen sie zu ihrem Verbrechen, sie pflanzen in ihnen den Unsinn ihrer Sitten und nähren in ihnen die Keime der Laster; dann aber, wenn sie unglücklich werden und in die Hand der Oberkeit geraten, verlassen sie dieselben und handeln in ihrem Elend gegen sie, als ob sie dieselben nicht kennten und nie mit ihnen die Spiele

Mutwillens gespielt hätten, durch welche diese Elenden

verheeret worden. O ihr Menschen, dann werden diese Unglücklichen in ihrem Innern wie wütend über ihr hartes Geschlecht, schlucken in sich Verachtung und Menschenhaß und Rachgrimm, und werden zehnfach abscheulicher als sie vorher waren . . . . Du, Volk in niedern Hütten, du kannst an diesen Unglücklichen tun, was keine Oberkeit an ihnen tun kann. Du kannst sie wieder zu Menschen machen, du kannst sie wieder mit sich selber und mit ihren Mitmenschen versöhnen, du kannst ihrem weitern Elend und ihren weitern Verbrechen vorbiegen und sie an deiner Hand dahin leiten, daß sie zu einer friedlichen Ruhstätt gelangen . . ."[16]. Es ist ein mächtiges Kapitel „Sozialpädagogik", für welches hier die Grundlinien gezogen sind.

7. „Lienhard und Gertrud", 2. Teil: Erziehung. Dagegen wird erst wenig in diesem Buche zur Beantwortung der Frage beigetragen, was denn positiv zum Aufbau eines gesunden sozialen Lebens geschehen soll. Die Pathologie des sozialen Lebens erdrückt noch fast die Therapie und Hygiene. Zwar wird auf das „Eine, was not tut" (nach Plato): die Erziehung, an einer Stelle hingewiesen: „Liebe Menschen, ich muß hier stille halten und den Vätern und Müttern meiner Gemeinde die große Lehre der Auferziehung sagen. Bieget euere Kinder, fast ehe sie noch wissen, was links oder rechts ist, zu dem, wozu sie gebogen sein müssen! Und sie werden euch bis ans Grab danken, wenn ihr sie zum Guten gezogen und ins Joch des armen Lebens gebogen, ehe sie noch wissen, warum."[17] Aber wie nun dies Biegen geschehen soll, wird hier noch nicht ernstlich untersucht. Es ist nur zum Teil beantwortet durch die Vorführung der Erziehung, die Gertrud an ihren eigenen Kindern und an denen des Rudi übt. Es ist hauptsächlich — wie wir ja erwarten müssen — Erziehung zur Arbeit und Wirtschaftlichkeit. Doch läßt sie die Kinder beim Spinnen und Nähen auch zählen und rechnen lernen; denn „Zählen und Rechnen ist der Grund aller Ordnung im Kopf."[18] Über die „Methode" dieser Lehre aber erfahren

wir weiter nichts, als daß sie dazu die Gelegenheiten beim Handarbeiten benutzt.

So spärlich diese Andeutungen sind, so leuchtet doch überall die in dieser Zeit besonders von Pestalozzi betonte Grundwahrheit durch: daß die Lehre und Erziehung, um wirksam zu sein, an die unmittelbare persönliche Lage des Zöglings genau anknüpfen muß. So schon im ersten Teil[19]: „Man muß alles nur wissen um des Tuns willen . . . Ausüben und Tun ist für alle Menschen immer die Hauptsache. Wissen und Verstehn ist das Mittel, durch welches sie in ihrer Hauptsache wohl fahren. Aber darum muß sich auch alles Wissen des Menschen bei einem jeden nach dem richten, was er auszuüben und zu tun hat, oder was für ihn die Hauptsache ist . . . . Gedanken und Kopf sollten einem jeden bei dem sein, was ihn am nächsten angeht . . . So würde es in allen Ecken gut gehn, wenn ein jeder das Seine recht im Kopf hätte. Man kommt immer früh genug zum Vielwissen, wenn man lernt recht wissen; und recht wissen lernt man nie, wenn man nicht in der Nähe bei dem Seinigen und bei dem Tun anfängt. Auf den Fuß kommt das Wissen in seiner Ordnung in den Kopf . . .“ — „Der Mensch in der unverdorbenen Einfalt seiner Natur weiß wenig; aber sein Wissen ist in Ordnung, seine Aufmerksamkeit ist fest und stark auf das gerichtet, was ihm verständlich und brauchbar ist . . . . Die Einfalt und die Unschuld der Natur brauchen alle Sinnen, urteilen nicht unüberlegt, sehen alles ruhig und bedächtlich an, dulden Widerspruch, sorgen und eifern für Bedürfnis und nicht für Meinung, und wandeln sanft und still und voll Liebe einher.“[20] Das beste Mittel, gegen den Aberglauben zu wirken, ist: „den Wahrheitsunterricht in der Auferziehung des Volks auf das reine Gefühl der sanften und guten Unschuld und Liebe zu bauen, und die Kraft ihrer Aufmerksamkeit auf nahe Gegenstände zu lenken, die sie in ihren persönlichen Lagen interessieren . . . Ordnung, nahe Gegenstände und die sanfte Entwicklung der Menschlichkeitsmüssen die Grundlagen des Volksunterrichts sein, weil

sie unzweifelbar die Grundlagen der wahren menschlichen Weisheit sind. Starke Aufmerksamkeit auf Meinungen und auf entfernte Gegenstände und schwache auf Pflicht und auf Tat und auf nahe Verhältnisse ist Unordnung im Wesen des menschlichen Geistes. Sie pflanzet Unwissenheit in unsern wichtigsten Angelegenheiten und dumme Vorliebe für Wissen und Kenntnis, die uns nicht angehn . . . daher denn offenbar die Quelle des innern Gifts des Aberglaubens und der Vorurteile darin zu suchen ist, daß beim Unterricht des Volks seine Aufmerksamkeit nicht fest und stark auf Gegenstände gelenkt wird, die seine Personallage nahe und wichtig interessieren und sein Herz zu reiner, sanfter Menschlichkeit in allen Umständen stimmen.“ [21]

8. „Lienhard und Gertrud“, 2. Teil: Soziale Vorbedingungen der Erziehung. Beruht also alle wirksame Erziehung auf der genauen Benutzung der erziehenden Faktoren, die in der Lage und den Umständen des zu erziehenden Menschen selbst gegeben sind, so ist die erste Vorbedingung aller Erziehungsarbeit am Volke die Besserung seiner äußeren Lebenslage. „Die erste Pflicht des Menschen ist, der Armut seiner Mitmenschen, wo er kann, aufzuhelfen, damit ein jeder ohne Drang und Kummer des Lebens Notdurft erstreiten möge, und diese erste Pflicht des Menschen ist besonders die erste Pflicht derjenigen, die Gott zu Vätern über andere gesetzet hat.“ [22] Denn „Gottes Gesetz über Fürsten und Edle ist dieses, daß ihr Reich nicht das ihrige, daß sie vielmehr Fürsten und Edle sind, damit sie ihrem Volk geben, sicherstellen, vervollkommnen, was sie ihm geben können, und es nutzen und brauchen und Kindeskindern hinterlassen lehren, was sie ihm geben.“ [23] Und so findet der Pfarrer, daß die Aufhebung des Bedrückenden in den Nahrungssorgen der Armen der Geist der Gottesverehrung sei, die Jesus auf Erden gestiftet, so wie sie überhaupt Aufhebung alles Bedrückenden im Unterschied der Stände der Menschen und Emporhebung der Elenden und Armen zum frohen, teilnehmenden Mitgenuß aller Segnungen und Wohltaten Gottes ist [24].

Hierbei kann uns freilich das alte Bedenken wieder aufsteigen: Ist es nicht ein gar zu seltner Zufall, daß ein Herr und ein Geistlicher sich zusammenfinden, die in solchem Geiste ihr Amt auffassen und verwalten? Und verrät nicht denselben allzu treuherzigen Optimismus die Erzählung von der gänzlichen Sinnesänderung des Hummel und seiner Frau? Wenigstens den letzteren Anstoß muß er selbst hinterher empfunden haben: in der zweiten Bearbeitung bleibt der Vogt hart; und auch in der letzten[25] äußert der Pfarrer starkes Mißtrauen gegen die scheinbare Besserung. Was aber das erste Bedenken betrifft, so darf gesagt werden: es ist das gute Recht des Dichters, sich die Umstände so zu formen, wie er sie zu seinem Zweck nötig hat. Unmöglich ist nichts von dem, was er fordert. An guten Gesinnungen im einzelnen fehlte es gerade in seiner Zeit und Umgebung nicht, solche durfte er also voraussetzen; und wenn es an der nötigen Einsicht allerdings mangelte, so war es eben die Absicht seines Buches, sie zu wecken.

9. Der dritte Teil von „Lienhard und Gertrud". Wer das Ganze seiner Absicht für nichts besseres als einen utopischen Traum hält, wird diese Meinung besonders am dritten Teil des Romans zu erproben haben. Denn hier geht es nun ernstlich an die Heilung der in den beiden ersten bloß aufgedeckten und auf ihre Ursachen zurückgeführten Schäden. Die Aufgabe will im Anfang dem Junker schier hoffnungslos dünken, wenn er bedenkt, wie alles Böse, das da ist, durch ein tausendfaches Band mit allem, was im Dorfe schwebt und lebt, also zusammenhange, daß er einzeln nichts Fruchtbares dagegen ausrichten könne[26]. Aber am Ende erkennt er dankend: „Wir sind gottlob um einen Schritt weiter mit dem Dorf, als wir selber geglaubt."[27]

In Wahrheit waltet auch in der Schilderung dieses langsamen Heilungsprozesses überall strenger Realismus. Die Hemmnisse, die auch den redlichsten Absichten des Junkers und seiner wenigen Getreuen sich auf Schritt und Tritt entgegenstemmen, der Widerstand, der infolge des tief in die

Herzen gewurzelten Verderbens der früheren Zeit sich gegen jede seiner Maßnahmen gerade von Seiten derer, auf deren Heil sie berechnet sind, erhebt, wird eher übertrieben als abgeschwächt. Fort und fort sind harte Zwangsmaßregeln nötig, um diesen Widerstand zu brechen. Es erweist sich allenthalben im Großen der Erziehungsarbeit am ganzen Dorf, wie in der Arbeit der Schule an jedem einzelnen der Kleinen, daß „die Liebe zum Auferziehen der Menschen nichts nutz als nur hinter und neben der Furcht . . . Wer immer etwas mit den Menschen ausrichten oder sie zu etwas machen will, der muß ihre Bosheit bemeistern, ihre Falschheit verfolgen und ihnen auf ihren krummen Wegen den Angstschweiß austreiben". Dabei findet er für den Grundsatz der sozialen Pädagogik den schönen Ausdruck: „das Erziehen der Menschen sei nichts anders als das Ausfeilen des einzeln Glieds an der großen Kette, durch welche die ganze Menschheit unter sich verbunden ein Ganzes ausmache, und die Fehler in der Erziehung und Führung des Menschen bestehen meistens darin, daß man einzelne Glieder wie von der Kette abnehme und an ihnen künsteln wolle, wie wenn sie allein wären und nicht als Ringe an die große Kette gehörten"; während vielmehr darauf alles ankomme, daß das einzelne Glied „ungeschwächt an seine nächsten Nebenglieder wohl angeschlossen zu dem täglichen Schwung der ganzen Kette und zu allen Biegungen derselben stark und gelenkig genug gearbeitet sei."[28]

Das dritte Buch ist recht eigentlich ein Handbuch der sozialen Pädagogik, nicht in theoretischen Sätzen und Beweisen, sondern in anschaulicher Vorführung am typischen Beispiel dieses einzelnen, durch weise Maßnahmen der Regierenden sich aus tiefem Elend langsam wieder emporarbeitenden Spinnerdorfs. Gewiß werden die gleichen Umstände sich kein zweites Mal genau so wieder beisammen finden; aber doch ist das Wesentliche auch der Umstände immer und überall dasselbe, und also wird, was an diesem einzelnen Fall wie durch das Faktum bewiesen ist, sich auf jeden gegebenen an-

deren Fall mit geeigneten Änderungen übertragen lassen. Jedenfalls ist diese genaue Anknüpfung an eine gegebene Lage und alle Besonderheit der Umstände alles eher als verstiegener Utopismus.

10. „Lienhard und Gertrud“, 3. Teil: Volkswirtschaft und Schule. Vor allem sucht und findet der Junker entscheidende Hilfe für seine Absichten bei den erfahrensten Dorfleuten selbst: dem Baumwollen-Meyer und seiner braven Schwester, der Reinoldin, und namentlich der Gertrud. „Im Sumpf des Elends wird der Mensch kein Mensch“ [29]: darum muß vor allem der zerrüttete wirtschaftliche Zustand des Dorfs gebessert werden. Es wird ein Sparsystem eingeführt, indem jedem Kinde, das bis zum zwanzigsten Jahr 10 Dublonen durch seiner Hände Arbeit erspart hat, dafür ein kleines Stück Land auf Lebenszeit zehntfrei überlassen wird. Dadurch kommt Ordnung zunächst in den Baumwollenverdienst, der sonst ins Wirtshaus wanderte oder zum Putz vertan wurde. Und es zeigt sich, daß, seitdem auch nur in dies Eine Ordnung gekommen, es sofort auf sehr vieles Andere zurückwirkt. Eine Reihe weiterer Maßnahmen schließt sich an, die besonders darauf zielen, mit der Industriearbeit immer etwas Feldbau zu verbinden; dadurch wird den schweren Gefahren eines bloß industriellen Erwerbs gesteuert.

Der auf solche Art besser geregelten Erwerbsarbeit aber muß — das ist die zweite große Sache — der Schulunterricht sich genau anpassen. Für das Landleben allein bedürfte es fast keiner Schule: Der Bauer hat im Stall, im Tenn, im Holz und Feld seine eigentliche Schule und findet, wo er geht und steht, so viel zu tun und zu lernen, daß er, so zu reden, ohne alle Schule das recht werden kann, was er werden muß [30]. Aber mit den Baumwollenspinnerkindern, mit den Kindern der industriellen Arbeiter überhaupt ist es ganz anders; sie müssen gleich den Stadtkindern zu einem bedächtlichen, überlegten Wesen und zum Ausspitzen und Abteilen eines jeden Kreuzers, der ihnen durch die Hand geht, angeführt werden, oder sie werden mit allem Verdienst und mit

aller Hilfe, die sie sonst hätten, in Ewigkeit nichts davontragen als einen verderbten Leib und ein elendes Alter. Also muß man in der Schule Einrichtungen machen, die ihnen das ersetzen, was sie von ihren Eltern nicht bekommen und doch so unumgänglich nötig haben.

Dieser Zusammenhang der Reform der Schule mit der sozialen Umwälzung vom Landbau zur Industrie verdient besondere Aufmerksamkeit. In den beiden ersten Teilen erschienen als Hauptursache der Verderbnis die Fehler der Regierung: die Schlechtigkeiten des Vogts und der Schloßbeamten. Das wird auch jetzt nicht etwa zurückgenommen; es fallen scharfe Worte auch nach dieser Richtung noch im dritten Teil; so: Das pflichtlose Leben der oberkeitlichen Personen und des herrschaftlichen Standes sei die Hauptursache der Landesverheerung, die in den niederen Ständen herrsche; das sollte den Kindern des Adels von der Wiege auf als das erste Wort Gottes an sie eingeprägt werden[31]. Aber doch fällt jetzt ein weit stärkerer Nachdruck als in den beiden ersten Teilen auf die tiefer liegenden, von der zufällig besseren oder schlechteren Beschaffenheit der Regierenden unabhängig wirkenden Umstände: auf das unvermittelte, unvorbereitete Eindringen der Industriearbeit und des Industrieverdienstes in eine bloß auf Feldbau innerlich eingerichtete und gerüstete Bevölkerung. Alle sonstigen Umstände, so verderblich sie im einzelnen Fall wirken mögen, hätten eine so allgemein verheerende Wirkung doch nicht tun können, wäre nicht durch diese plötzliche Änderung der wirtschaftlichen Bedingungen, durch diese „Revolution in Brotsachen", wie es anderswo heißt, der fruchtbare Boden zum Wuchern aller sonstigen Übel gegeben gewesen.

11. „Lienhard und Gertrud", 3. Teil: Schule und Berufsbildung. Im Hinblick also auf diese veränderte soziale Lage bedarf die Schule einer tiefgreifenden Umgestaltung. Man hat sich oft daran gestoßen, daß in „Lienhard und Gertrud" die Schulbildung so ganz der Berufsbildung untergeordnet werde[32], und hat den Fortschritt Pestalozzis in seiner

späteren Periode (von Burgdorf ab) darin erkennen wollen, daß er sich zu dem höheren Gesichtspunkt der „allgemeinen" Volksbildung erhoben habe. Aber zu dem Rousseauischen Grundsatze der Unterordnung der Berufs- und Standesbildung unter den allgemeinen Zweck der Menschenbildung hatte sich Pestalozzi doch schon in der „Abendstunde" bekannt; und man müßte „Lienhard und Gertrud" schlecht verstanden haben, wenn man nicht die gleiche Gesinnung auch dort wiederfände. Die Unterordnung der Schulbildung unter die Berufsbildung streitet aber auch gar nicht mit der Unterordnung der Berufsbildung unter den schließlichen Zweck der Menschenbildung. Die Schule dient direkt der Berufsbildung, sie dient eben damit indirekt der Erziehung zur Menschlichkeit, wenn sie die Berufsbildung so zu gestalten weiß, daß hernach die höhere Schule des Lebens den Menschen zur „ganzen Befriedigung seiner Menschheit" zu führen vermag. In der zweiten Bearbeitung wird dies direkt ausgesprochen[33]: die Berufsbildung sei die vorzüglichste Grundlage der Führung . . . zu allen Vorschritten der Veredlung unsrer Natur, deren sie durch den Genuß der weisesten Ausbildung fähig ist. Aber auch schon in der ersten Darstellung trägt das Schlußkapitel des dritten Teils die Überschrift: „Erziehung und nichts anders ist das Ziel der Schule"; der Schullehrer glaubt, seine Arbeit sei nichts minder als das Erziehen der Kinder, und was immer ihr ganzes Erziehen erfordere, das sei alles im Kreis seines Berufs[34]. Daß aber eine Erziehung zum Menschentum außer und vor der Erziehung zur beruflichen Arbeit gar nicht möglich, daß zum rechten Menschentum eben dies vor allem gehört, daß man an seinem Platze, als „Glied in der Kette" das ist, was man sein soll, ist Pestalozzis Überzeugung unterschiedlos in allen Perioden seines Lebens gewesen; wer davon abginge, würde damit jeden inneren Zusammenhang mit Pestalozzi, dem Sozialpädagogen, aufgeben.

Freilich allem Wortunterricht geht bei der Erziehung des Menschen die „ernste und strenge Berufsbildung" notwendig vorher[35]. Mit dem „Lirilariwesen", das man sonst

in der Schule treibt, mag er nichts zu tun haben[36]. Das will sagen, „daß man die Menschen unverhältnismäßig viel mit dem Maul lehrt, und daß man ihre besten Anlagen verderbt und das Fundament ihres Hausglücks zerstört, indem man ihnen den Kopf voll Wörter macht, ehe sie Verstand und Erfahrung haben". Taten lehren den Menschen und Taten trösten ihn — fort mit den Worten! Die Lebenspflichten der Menschen sind der einzige echte Lehrmeister ihres wahren Wissens und ihrer besten Erkenntnisse[37]. Ein Kind ist in aller Welt vorzüglich gut erzogen, wenn es dasjenige, was in aller Absicht im Alter das Seinige sein wird, wohl zu äufnen[38] und in der Ordnung zu halten und zu seinem und der Seinigen gutem Wohlstand zu gebrauchen gelernt hat. „Dieser vorzügliche Endzweck aller Erziehung schien ihnen ohne weiters das erste Bedürfnis einer vernünftigen Menschenseele."[39] Und so heißt es von dem Schullehrer: er lehrte sie als ein Mann, der etwas ist, wo man ihn hinstellt, und machen will, daß auch sie etwas seien, wo man sie hinstellt; und das heißt freilich, er lehrte sie ganz anders, als Leute lehren, die nur mit dem Maul etwas sind und auf dem Papier etwas können[40].

Daher ist es das Erste, was der neue Schullehrer sich zur Pflicht macht, daß er alle Gattung von Haus- und Feldarbeit genau kennen lernt, damit es recht in ihn hineinkomme, was für eine Art und Schnitt die Kinder haben müssen, wenn sie für ihren Beruf und Umständ recht erzogen werden müssen[41]. Das leuchtende Muster gibt die Hauserziehung der Gertrud: Sie hat's getan und vollendet, was wir suchen: die Schule, die wir suchen, ist in ihrer Stube. — Aber was macht denn die Frau mit den Kindern? — Das weiß Gott . . . Wenn man den ganzen Tag bei ihr ist, so hört man keinen Ton und siehet keinen Schatten, der etwas Besondres scheint, man meinet immer und bei allem, was sie tut, eine jede andere Frau könnte das auch so machen, und sicher wird es dem gemeinsten Weib im Dorf nicht in Sinn kommen, sie tue etwas oder könne etwas, das sie nicht auch könne. — Ihr könntet nicht *mehr sagen*, sie in meinen Augen groß zu machen, sagte der

Leutnant, und setzte hinzu: Die Kunst endet, wo man meinet, es sei überall keine. Und das höchste Erhabene ist so einfach, daß Kinder und Buben meinen, sie können gar viel mehr als nur das[42].

Nach diesem Vorbild also richtet der Leutnant seine Schule ein. Die Kinder lernen darin als Hauptsache arbeiten; das wörtliche Lernen kommt erst danach. Es erweist sich auf Schritt und Tritt, daß aller wörtliche Unterricht, insofern er wahre menschliche Weisheit und das oberste Ziel dieser Weisheit, wahre menschliche Religion, erzwecken soll, den festen Übungen zu guten häuslichen Fertigkeiten ohne anders untergeordnet sein und nachgehen müsse[43].

Dabei kommt aber der Kopfunterricht keineswegs zu kurz: Er lehrte die Kinder vor allem aus genau sehen und hören; hauptsächlich aber machte er sie viel rechnen. Recht sehen und hören ist der erste Schritt zur Weisheit des Lebens, und Rechnen ist das Band der Natur, das uns im Forschen nach Wahrheit vor Irrtum bewahrt, und die Grundsäule der Ruhe und des Wohlstands, den nur ein bedächtliches und sorgfältiges Berufsleben den Kindern der Menschen bescheret. Durch Zahlenübungen vornehmlich erhält der Kopf eine Richtung, die dem Fassen und Festhalten dessen, was wahr ist, angemessen[44].

Es schlummert hier noch die Einsicht, die Pestalozzi erst in Stanz und Burgdorf in ganzer Klarheit aufgehen sollte: daß die Wurzel aller menschlichen Bildung in gewissen Grundelementen liegt, von denen eines, und zwar eins der ersten, die Zahl ist. Aber doch schimmert bereits durch, daß das recht Sehen und Hören und vollends das Zählen und Rechnen nichts weniger als ein passives Aufnehmen draußen gegebener Gegenstände, sondern ein Gestalten aus den eigenen Kräften des sich bildenden Menschengeistes ist. Der Leutnant macht seine Schüler das Einmaleins mehr studieren als auswendig lernen, er läßt sie es von Anfang an in ihrem Kopf selbsttätig aufbauen, indem er den Kindern in Tabellen alle Arten Zahlenveränderungen als einfachen, geraden Vor- und Rückmarsch der zehn *ersten* Grundzahlen vor Augen stellt.[45] Darin

ist der genetische Aufbau der Zahlgesetze deutlich vorgeahnt, wie ihn später die „Anschauungslehre der Zahlenverhältnisse“ darlegt. So wird es zwar als allgemeiner Grundsatz hier noch nicht ausgesprochen, kommt aber nur um so überraschender gelegentlich an einer einzelnen Stelle zum Vorschein, daß das echte Lernen vielmehr selbsttätiges Hervorbringen aus der eigenen Seele des Lernenden als Entgegennehmen von außen ist: vom Lindenberger, der des Leutnants Lehren am freisten und vollständigsten in sich aufnimmt, heißt es[46]: „Es war vollends, wie wenn alles schon vorher in seiner Seele gelegen: so brauchte es nur einen Wink, es aus ihm herauszubringen. Wenn er nur eine Viertelstunde hernach von dem redete, was der Leutnant eben erklärte, brauchte er schon kein Wort mehr von seinen, sondern hatte schon eigene Bilder und Ausdrücke, welche zeigten, daß er, was er sage, ganz aus dem Seinigen nehme.“

12. „Lienhard und Gertrud“, 3. Teil: Religiöse Bildung. Auch der Pfarrer läßt fortan die Kinder gar keine Meinung mehr auswendig lernen, denn er war jetzt alle Stunden mehr überzeugt, daß der Mensch wenig oder nichts verliere, wenn er Worte verliere[47]. Er band jedes Wort seiner kurzen Religionslehre an ihr Tun und Lassen, an ihre Umstände und Berufspflichten, kurz an Sachen, die sie auf der Welt nahe angehen[48]. Den schönsten und positivsten Ausdruck für das rechte Erklären von Gottes Wort findet das treuherzige Mareili[49]: „Es hat schon gefehlt, wenn's einem über das, was Gottes Wort sagen wolle oder nicht sagen wolle, aufs Erklären und das, was andere Leut dazu sagen, ankommt . . . . Ihr guten Leute, ihr solltet's wohl wissen, es sind ja genug Sachen in der Welt, die von Gott selber sind, und ob denen man nicht verirren kann, was Gott wolle, daß ein jeder Mensch in der Welt sei und tue. Ich habe ja Sonn, Mond und Sterne, und Blumen im Garten und Früchte im Feld, und dann mein eigen Herz, und meine Umständ: sollten mir die nicht mehr als alle Menschen sagen, was Gottes Wort sei, und was er von mir wolle?

Nehmet nur grad ihr selber, wann ihr vor mir zu stehet, und ich euch in Augen ansehe, was ihr von mir wollet, und was ich euch schuldig; und dann da die Kinder meines Bruders, für die ich versprechen muß: sollten die nicht das eigentümliche Wort Gottes an mich sein, das auf eine Art an mich gerichtet ist und mein eigen gehört, wie es an keinen andern gerichtet und keinem andern gehört? Und das ist gewiß von Gott, und ich kann mich gewiß nicht verirren, wenn ich mir das andere Wort Gottes durch nichts in der Welt, als das, erklären lassen will.“ Es ist, fast bis zum wörtlichen Anklang, dasselbe, was Faust dem Gretchen antwortet: Wölbt sich der Himmel nicht da droben .... Schau ich nicht Aug in Auge dir ... Nur von keinem „ewigen Geheimnis“ ist bei Pestalozzi die Rede, sondern dies Wort Gottes ist jedem offenbar und verständlich. Rousseaus Appell vom geschriebenen Buche an das Buch der „Natur“ ist im menschlichsten Sinne gedeutet und vertieft.

Dasselbe lehrt das unvergeßliche Schlußkapitel dieses Teils: „Eine Kinderlehre“[50]. Ganz schroff heißt es hier: Alle leidenschaftliche, in die Sinnen fallende und den Kopf der Menschen anfüllende Anhänglichkeit an irgend eine Vorstellung von Gott und göttlichen Dingen sei nichts anders als wahre Abgötterei, die den Menschen darum bis in das dritte und vierte Geschlecht verderbe, weil sie wider seine Natur sei. So deutet er sich das: Du sollst dir kein Bild machen: „Gott hat sich den Menschen verborgen und die Geheimnisse der Zukunft für ihn in undurchdringliche Schatten gelegt“ — hier haben wir das „ewige Geheimnis“ im rechten Sinne — „damit der Raupe in ihrer Hülle wohl sei. Aber der Nebel, der um uns ist, ist von Gott und Segen unserer Natur, wenn wir darin ruhen. Und wir verheeren unser Inneres, wenn wir dem Schatten entweichen wollen, den Gott um uns gelegt hat. Gott hat die Nacht gemacht wie den Tag; warum willst du nicht ruhen in Gottes Nacht, bis er seine Sonne dir zeiget, die ewig kein Träumen hinter den Wolken, hinter denen Gott sie verborgen, hervorrufen wird?“ Und nun in schlichten, unwidersprechlichen, kurzen Sätzchen, heiter

verheeret worden. O ihr Menschen, dann werden diese Unglücklichen in ihrem Innern wie wütend über ihr hartes Geschlecht, schlucken in sich Verachtung und Menschenhaß und Rachgrimm, und werden zehnfach abscheulicher als sie vorher waren .... Du, Volk in niedern Hütten, du kannst an diesen Unglücklichen tun, was keine Oberkeit an ihnen tun kann. Du kannst sie wieder zu Menschen machen, du kannst sie wieder mit sich selber und mit ihren Mitmenschen versöhnen, du kannst ihrem weitern Elend und ihren weitern Verbrechen vorbiegen und sie an deiner Hand dahin leiten, daß sie zu einer friedlichen Ruhstätt gelangen ..."[16]. Es ist ein mächtiges Kapitel „Sozialpädagogik", für welches hier die Grundlinien gezogen sind.

7. „Lienhard und Gertrud", 2. Teil: Erziehung. Dagegen wird erst wenig in diesem Buche zur Beantwortung der Frage beigetragen, was denn positiv zum Aufbau eines gesunden sozialen Lebens geschehen soll. Die Pathologie des sozialen Lebens erdrückt noch fast die Therapie und Hygiene. Zwar wird auf das „Eine, was not tut" (nach Plato): die Erziehung, an einer Stelle hingewiesen: „Liebe Menschen, ich muß hier stille halten und den Vätern und Müttern meiner Gemeinde die große Lehre der Auferziehung sagen. Bieget euere Kinder, fast ehe sie noch wissen, was links oder rechts ist, zu dem, wozu sie gebogen sein müssen! Und sie werden euch bis ans Grab danken, wenn ihr sie zum Guten gezogen und ins Joch des armen Lebens gebogen, ehe sie noch wissen, warum."[17] Aber wie nun dies Biegen geschehen soll, wird hier noch nicht ernstlich untersucht. Es ist nur zum Teil beantwortet durch die Vorführung der Erziehung, die Gertrud an ihren eigenen Kindern und an denen des Rudi übt. Es ist hauptsächlich — wie wir ja erwarten müssen — Erziehung zur Arbeit und Wirtschaftlichkeit. Doch läßt sie die Kinder beim Spinnen und Nähen auch zählen und rechnen lernen; denn „Zählen und Rechnen ist der Grund aller Ordnung im Kopf."[18] Über die „Methode" dieser Lehre aber erfahren

wir weiter nichts, als daß sie dazu die Gelegenheiten beim Handarbeiten benutzt.

So spärlich diese Andeutungen sind, so leuchtet doch überall die in dieser Zeit besonders von Pestalozzi betonte Grundwahrheit durch: daß die Lehre und Erziehung, um wirksam zu sein, an die unmittelbare persönliche Lage des Zöglings genau anknüpfen muß. So schon im ersten Teil[19]: „Man muß alles nur wissen um des Tuns willen . . . Ausüben und Tun ist für alle Menschen immer die Hauptsache. Wissen und Verstehn ist das Mittel, durch welches sie in ihrer Hauptsache wohl fahren. Aber darum muß sich auch alles Wissen des Menschen bei einem jeden nach dem richten, was er auszuüben und zu tun hat, oder was für ihn die Hauptsache ist . . . . Gedanken und Kopf sollten einem jeden bei dem sein, was ihn am nächsten angeht . . . So würde es in allen Ecken gut gehn, wenn ein jeder das Seine recht im Kopf hätte. Man kommt immer früh genug zum Vielwissen, wenn man lernt recht wissen; und recht wissen lernt man nie, wenn man nicht in der Nähe bei dem Seinigen und bei dem Tun anfängt. Auf den Fuß kommt das Wissen in seiner Ordnung in den Kopf . . ." — „Der Mensch in der unverdorbenen Einfalt seiner Natur weiß wenig; aber sein Wissen ist in Ordnung, seine Aufmerksamkeit ist fest und stark auf das gerichtet, was ihm verständlich und brauchbar ist . . . . Die Einfalt und die Unschuld der Natur brauchen alle Sinnen, urteilen nicht unüberlegt, sehen alles ruhig und bedächtlich an, dulden Widerspruch, sorgen und eifern für Bedürfnis und nicht für Meinung, und wandeln sanft und still und voll Liebe einher."[20] Das beste Mittel, gegen den Aberglauben zu wirken, ist: „den Wahrheitsunterricht in der Auferziehung des Volks auf das reine Gefühl der sanften und guten Unschuld und Liebe zu bauen, und die Kraft ihrer Aufmerksamkeit auf nahe Gegenstände zu lenken, die sie in ihren persönlichen Lagen interessieren . . . Ordnung, nahe Gegenstände und die sanfte Entwicklung der Menschlichkeitstriebe müssen die Grundlagen des Volksunterrichts sein, weil

Menschheit (so nennt er es in der Vorrede des dritten Teils [55]) nicht für gewisse Kinder geschrieben, die zu glauben schienen, er habe ihnen seine ersten Buchstaben bloß, um Guckaus und Guckein damit zu machen, dargeworfen, sondern es ist ihm ganzer Ernst damit, sie bis zum TZ buchstabieren zu lehren. Er ist überzeugt, und er möchte die gleiche Überzeugung im Leser wecken, daß nichts von dem, was er vorschlägt, unausführbar ist. „Das Wesentliche von allem, was ich sage, habe ich gesehen, und sehr vieles von dem, was ich anrate, hab ich getan", darf er (im Vorwort des 4. Teils) sagen. Freilich, für den, der nicht will, finden sich immer „Gründe wie Steine", besonders „die lahme und alles lähmende Rede, es sei mit den Menschen gar nichts zu machen; sie glücklich zu machen und zu bessern und in Ordnung zu bringen, sei, so lang die Welt steht, Traum gewesen und werde, so lang die Welt steht, Traum bleiben. Das ist, so lang die Welt steht, das Wort gewesen, womit dumme und schlaue Leute Hand in Hand einander geholfen, den Bogen abzuspannen, wenn etwas Gutes, das man mit den Menschen machen wollte, nicht in ihren Kram diente, und es ist kein Wort in der Welt, womit man sicherer unter der Decke alles hindern und dem Menschen in allem, was er Gutes tun sollte, die Augen ausbohren kann, als dieses" [56]. Dagegen hofft er den Leser zu der „ersten Quelle des menschlichen Mutes" zu führen, nämlich zum Glauben, daß alles, was notwendig, auch möglich sei [57].

Und so fand er noch einen letzten Teil zu schreiben nötig, um den vollendeten Ausbau der gedachten Reform vorzuführen, um die Möglichkeit auch ihres dauernden Bestandes, und ferner ihrer Ausdehnung vom einzelnen Dorf auf ein ganzes Land glaubhaft zu machen.

Diese nachträgliche Erweiterung des Maßstabs seiner nach dem ursprünglichen Plan nur auf ein einzelnes Dorf zugeschnittenen Zeichnung ist für deren äußere Vollendung allerdings nicht vorteilhaft gewesen. Sie zwar dem *ihm vertrauten* Kreise des Dorflebens hi

ganz andere, ihm aus eigener Anschauung nicht bekannte Sphäre zu begeben. Die Darstellung der Hofintrigen, welche die hochherzigen Absichten Arners zu hintertreiben suchen, ist ohne Frage der am wenigsten gelungene Teil des Romans. Die Gestalten der Sylvia und des Helidor sind gründlich verzeichnet. Man spürt hier, daß der Verfasser genötigt war, seine Phantasie auf einem ihm innerlich und äußerlich fremden Felde anzustrengen. Leidet darunter die ganze erste Hälfte des vierten Teils, so tritt weiterhin die Erzählung überhaupt ganz in den Hintergrund gegen die theoretische Erörterung, die Darlegung gesetzgeberischer Vorschläge, die Entwicklung dessen, was er die Philosophie seines Buches nennt, d. h. die theoretische Grundlage, und deren Verteidigung gegen naheliegende Einwendungen. Für die tiefere Kenntnis Pestalozzis ist aber eben diese „Philosophie" von großer Wichtigkeit; es wäre nicht gerechtfertigt, wegen der allerdings fühlbaren schriftstellerischen Mängel dieses vierten Teils achtlos an ihm vorüberzugehn; und da wir in unserer Auswahl genötigt sind, diesen Teil fast ganz bei Seite zu lassen, so ist es um so notwendiger, an dieser Stelle darüber zu berichten.

15. „Lienhard und Gertrud", 4. Teil: Verallgemeinerung des Problems. Es konnte bis dahin leicht scheinen, als komme zuletzt alles auf ein zufälliges Zusammentreffen günstiger Umstände, namentlich auf geeignete Persönlichkeiten an, um eine Reform, wie sie uns vorgeführt wird, ins Leben zu rufen. Gewiß bedarf es begünstigender Umstände, um zu einem solchen Versuch den ersten Anstoß zu geben. Ist er aber nur einmal an einer Stelle geglückt, so braucht es weit weniger, um das damit aufgestellte Beispiel anderwärts nachzuahmen[58]: man findet die Wege gebahnt und braucht sie bloß weiter zu verfolgen. Auch die Übertragung auf ein ganzes Land bietet keine eigentlich neuen Aufgaben; denn das Wesentliche der Mittel ist überall vorhanden[59]. Es ist im Grunde nur die Frage: kann man die Einrichtungen, die r auf seinem Dorf gemacht, auf zehn, zwanzig und t *Dörfern auch* machen? Und sollte es dann nicht auf

das Ganze des Reichs in Absicht auf Finanz, Justiz und Erwerb den gleichen Einfluß haben, den es im einzelnen Dorf hat [60]? Stimmen die gedachten Einrichtungen sowohl mit der innern Natur des Menschen als mit ihrem wirklichen gesellschaftlichen Zustand überein [61], ist namentlich die günstige wirtschaftliche Wirkung der Reform einmal durch das Faktum bewiesen [62], so ist sie gesichert durch den Vorteil der Regierenden selbst, die an chimärische Träume zu glauben durch die ersten Bedürfnisse ihres Stands in Ewigkeit gehindert werden, aber an die Erhöhung des wirklichen Ertrags und der Dienstfähigkeit der Menschen ja immer gerne glauben [63]. So erweist sich, daß eine solche Reform geradezu eine „Finanzsache" wäre [64]; eine genügend weitsichtige Finanzpolitik wenigstens, die nicht bloß die „Ausbeute" ins Auge faßt, sondern bei den Quellen der Ausbeute Ordnung machen will, „wo fast noch gar nie eine gewesen", müßte eine solche Reform mit Freuden annehmen [65].

16. „Lienhard und Gertrud", 4. Teil: Macht der Umstände. Die wirtschaftlichen Voraussetzungen einer wirksamen Besserung des Zustands des niederen Volks sind bei Pestalozzi so wenig vergessen, daß sie in diesem vierten Teil sogar mit einer gewissen Einseitigkeit hervorgekehrt werden. Die Bildung des Volkes zur Industrie, d. h. zur Hervorbringung und Zurathaltung des Hervorgebrachten, oder zum Verdienst und zur Sorgfalt für das Erworbene [66], ist die einzig mögliche Bahn zu allen Endzwecken einer weisen Gesetzgebung; wollt ihr diese nicht, so findet ihr keine und kommt in keinem einzigen von allen höhern Endzwecken einer weisen Gesetzgebung . . . auch nur zu einem Anschein eines vernünftigen Ziels [67]. Weisheit in Erwerbung und Anwendung des Gelds ist das Fundament des Menschen, sagt er geradezu, und aller Einfluß des Staats, der nicht auf dieses Fundament gebaut ist, richtet zum wirklichen Wohl der menschlichen Gesellschaft nichts Solides und Allgemeines aus [68].

Aber eben darum ist zu allem im letzten Grunde nichts

weiter als gemeiner Fleiß und gemeiner Menschenverstand, wie in allen Sachen auf der Welt, notwendig [69]. Würde man einwenden, der Mensch sei in den oberen wie unteren Klassen seiner Natur nach träg und verschwenderisch, und also werde jede Reform, die auf die entgegengesetzten Eigenschaften baut, ewig vergeblich bleiben, so antwortet Pestalozzi schlagend richtig: die Betriebsamkeit der Menschen hängt von den Umständen ab. Der Geist des Menschen ändert, wo man wahrhaft gut mit ihm umgeht [70]. Edelleute, Pfarrer u. s. f., und ebenso das niedere Volk, werden nicht durch eine Konspiration oder durch besondere ihrem Stand anklebende Naturfehler so, wie sie sind; sie sind Menschen wie andere und haben ihre Fehler nur so wie alle andern; also werden sie auch so wie alle andern davon zu heilen sein, nämlich durch die Umstände, in die man sie versetzt. Und wenn allerdings der Zufall die Leute nicht so zusammenschneit, wie man sie brauchte, so kann man sie zusammenstellen, so daß jeder an seiner Stelle und an seinem Posten das Nötige tut [71].

17. „Lienhard und Gertrud“, 4. Teil: „Natur.“ Wirklich baut die von Pestalozzi vorgeschlagene Reform auf nichts weniger als auf die Voraussetzung, daß die Menschen schon „von Natur“ gut und vernünftig sind. Vielmehr in aller Schroffheit und scheinbaren Härte wird das volle Gegenteil vorausgesetzt. Der erste Satz seiner sozialen Philosophie lautet [72]: Der Mensch ist von Natur — d. h. wenn er sich selbst überlassen, wild aufwächst — träg, unwissend, unvorsichtig, unbedachtsam, leichtsinnig, leichtgläubig, furchtsam und ohne Grenzen gierig, und wird dann noch durch die Gefahren, die seiner Schwäche, und die Hindernisse, die seiner Gierigkeit aufstoßen, krumm, verschlagen, heimtückisch, mißtrauisch, gewaltsam, verwegen, rachgierig und grausam . . . Das Recht seiner Natur ist sein Bedürfnis, der Grund seines Rechts ist sein Gelüst, die Grenzen seiner Ansprüche sind seine Trägheit und die Unmöglichkeit, weiteres zu erlangen. Aber eben deshalb muß die Gesellschaft aus ihm etwas ganz andres machen, als er *von Natur ist*. Der ganze bürgerliche Wert des Menschen

und alle seine der Gesellschaft nutzbaren und brauchbaren Kräfte ruhen auf Einrichtungen, Sitten, Erziehungsarten und Gesetzen, die ihn in seinem Innersten verändern und umstimmen, um ihn ins Geleis einer Ordnung hineinzubringen, die wider die ersten Triebe seiner Natur streitet, und ihn für Verhältnisse brauchbar zu machen, für welche ihn die Natur nicht bestimmt und nicht brauchbar gemacht hat . . . Ohne solche innere Umstimmung bleibt er, trotz aller inwendig leeren Formen der äußerlichen bürgerlichen Einrichtungen, in seinem Innern das schwache und gefährliche Geschöpf, das er im Wald ist . . . ein unbefriedigter Naturmensch, mit allen Fehlern, Schwächen und Gefährlichkeiten dieses Zustands: auf der einen Seite ist er für die Gesellschaft so wenig nutz, als sie vor ihm sicher . . . auf der andern Seite hat er von ihr ebenso wenig einen befriedigenden Genuß; und es wär ihm besser, er wäre nicht darin . . . Indessen ist es nichts weniger als leicht, aus dem Menschen etwas ganz andres zu machen, als er von Natur ist, und es fordert die ganze Weisheit eines die menschliche Natur tief kennenden Gesetzgebers . . . den Menschen dahin zu bringen, daß er beim Werk seines bürgerlichen Lebens und bei Verrichtung seiner . . . Berufspflichten eine das Innere seiner Natur befriedigende Laufbahn finde, und an einer Kette nicht verwildere, welche die ersten Grundtriebe seiner Natur mit unerbittlicher Härte beschränkt und mit eiserner Gewalt etwas andres aus ihm zu machen beginnet, als das ist, wozu ihn alle Triebe seiner Natur mit übereinstimmender Gewalt unwillkürlich in ihm liegender Reize hinlocken . . . Dieses Geschlecht wird nicht anders und nicht besser, als wo es durch eine mit seiner Natur übereinstimmende Bildung und Führung mit Weisheit zu seiner bürgerlichen Bestimmung emporgehoben und zu dem gemacht wird, was es in der Welt wirklich sein soll [73]. — Im Innersten des Menschen tobet ein ewiger Aufruhr gegen Notwendigkeit und Pflicht [74]. Das Stehlen z. B. steckt in dem Menschen, das Nichtstehlen muß man ihn lehren; aber in den meisten Orten kann man nicht einmal das, und an vielen Orten will man es nicht. Allent-

halben wo keine Ordnung ist, allenthalben wo des Landes Fleiß nicht fest gegründet, allenthalben wo Zügellosigkeit und Liederlichkeit im Schwang geht, da stiehlt das Volk; wieder wo es unterdrückt wird und keinen Schutz findet, wo es nicht lernt zum Geld Sorge tragen, wo die gemeine Landesehr zertreten, und am meisten, wo der Prozeßteufel eingerissen und einer den andern leicht um das Seine bringt — an allen diesen Orten macht sich das Volk so wenig daraus zu stehlen, als es sich etwas daraus macht Brot zu essen[75].

Es muß jedem auffallen, wie in diesen Sätzen das Wort „Natur" in zwei ganz verschiedenen, fast entgegengesetzten Bedeutungen gebraucht wird. Das eine Mal heißt der Naturmensch das sich selbst überlassene, wild aufwachsende, bloße Triebwesen, welches „raubet, wie es ißt, und mordet, wie es schläft"[76]; das andere Mal handelt es sich um das „Innerste" seiner Natur[77], um seine „vernünftige" Natur. „Beides, Scham und Vernunft, sind Folgen des Eigentums und des auf demselben ruhenden Vorschritts der Ausbildung unserer Natur. Der Mensch in seinem wilden Zustand ebenso wie in seiner bürgerlichen Verwilderung zeigt kaum leichte Spuren dieser in ihm liegenden Vorzüge seiner Natur"[78]. In ihm liegend — doch nur als Anlage, denn ohne jenen „Vorschritt der Ausbildung", dessen Voraussetzung die „Bande des bürgerlichen Zwanges", würden diese Vorzüge gar nicht zum Vorschein kommen. Also: der Mensch ist nichts weniger als von selbst vernünftig; wohl aber liegt es in ihm, es zu werden, wenn die Umstände geeignet sind, ihn dazu zu machen; nicht, wenn nicht. Auch „nicht das, was der Mensch weiß, macht ihn vernünftig; es ist's sein fester, kalter Fels im Kopf, seine Übung im Zählen, Wägen, Messen, Forschen, und die Richtung seines Geistes, nicht zu reden, nicht zu urteilen, viel weniger zu handeln, bis er erwogen, ermessen, erforscht und berechnet". Im Grunde ist es der schlichte Unterschied des dem Augenblickstrieb haltlos hingegebenen, und des Menschen, der „unterscheidet, wählet und richtet" und so „dem Augenblick Dauer verleiht". Jenem ist Stehlen und Morden so natür-

lich, wie diesem das Streben der Erhaltung menschlichen Lebens und aller Mittel, die ihm zum Leben, zu diesem echteren Leben, das nicht mit dem Augenblick stirbt, dienlich sind; so besonders die Erhaltung des Eigentums.

Also ist es nichts weniger als ein materialistischer Zug, wenn Pestalozzi in der wirtschaftlichen Erziehung das erste Mittel der Höherhebung des arbeitenden Volkes sieht. Und wie die wirtschaftliche Ordnung, so ist allgemein die bürgerliche Verfassung, Zivil- und Strafgesetzgebung, desgleichen die Ordnung der gemeinen Zucht und Sitte zwar ein harter Zwang für die „wilde" Natur des Menschen, aber zugleich die Entbindung seiner höheren Natur. In gleicher Richtung wirkt die (direkte) Erziehung, in gleicher Richtung die Religion; und indem nun diese alle, als Faktoren des sozialen Lebens, in einen einzigen Zusammenhang gebracht, auf ein und dasselbe letzte Ziel der Bildung des Menschen zum Menschen, des wilden Triebwesens zum Vernunftwesen, gelenkt und gerichtet werden sollen, so finden wir uns recht im Mittelpunkt jener Totalansicht des sozialen Lebens und der sozialen Erziehung — der Erziehung durch Gemeinschaft zur Gemeinschaft, der Erziehung als Gemeinschaft und der Gemeinschaft als Erziehung — die wir mit dem Wort „Sozialpädagogik" kurz zu bezeichnen pflegen. Es sollte ja damit nicht etwas völlig Neues aufgebracht, sondern nur die vielfach in Vergessenheit geratene Grundüberzeugung Pestalozzis, die übrigens auch schon in Plato tiefe Wurzeln hat, in Erinnerung gebracht und zu ihrer vollen Konsequenz entwickelt werden.

18. „Lienhard und Gertrud", 4. Teil: Sozialistische Züge. Bleiben wir vorerst bei den Fragen der Gesetzgebung und Verwaltung, so läßt es sich nicht verkennen, daß die allgemeine Richtung der Pestalozzischen Vorschläge sozialistisch ist, wenn man unter Sozialismus ganz einfach den Gegensatz zum „laisser faire, laisser aller" versteht. Das wirtschaftliche Leben des Volks soll in keiner Hinsicht sich selbst überlassen bleiben. Zwar an der unbegrenzten Freih[illegible] Menschen über ihr selbsterworbenes Gut will Pest[illegible]

rütteln[79]; und auch die Freiheit, mit dem ererbten Gut zu handeln, soll einer Beschränkung nur in Absicht auf die Erhaltung noch so kleiner Stamm- und Erbgüter für die Familien unterliegen. Aber die ganze Verwaltung des so gesicherten Eigentums soll aufs genaueste überwacht, es soll dem, der sein ererbtes Gut nicht in Ordnung hält, die freie Verfügung darüber entzogen werden können. Die Staatsfürsorge für das Eigentum darf nicht darauf beschränkt bleiben, daß nicht gestohlen wird; sie darf nicht, unter dem Titel des heiligen Eigentumsrechts, dem Hausvater, der seinen Kindern den Verdienst seiner Vordern zu Grund richtet, Tür und Tor dazu auftun; das hieße die ersten Quellen des bürgerlichen Wohlstands zum bodenlosen Sumpf werden lassen und dann den armen Leuten, die mit Lebensgefahr über diesen Sumpf wandeln müssen, hinterher das Anerbieten machen, ihnen die Schuhe zu putzen, die ihnen in diesem Morast kotig geworden, wo sie sich nämlich an der Zollstätte dafür anmelden und die Schuhputzergebühr bezahlen oder verbürgen[80], wie er in seiner handgreiflichen Weise es ausdrückt. Regierung und Richterstühle sind nicht schuldig, einem jeden Narren zu hüten, der zu dem Seinigen nicht Sorge trägt und es gern einem andern überlassen möchte, weil es dem Staat gleichgültig sei, ob der Hans oder Heiri im Land reich sei. Es kann dem Staat eben nicht gleichgültig sein, ob viel oder wenig zerrüttete Haushaltungen im Lande seien, und ob das gemeine Eigentum in stiller, regelmäßiger Ordnung zu Jahrhunderten von Vater auf Sohn und auf Kindeskinder herabgebracht werde, oder ob es zwischen den Trümmern ruinierter Haushaltungen in den wunderlichsten Sprüngen im Lande herumtanze und in einem ewigen Wechsel von Narren zu Schurken hinübergehe. Der Staat kann es nicht länger dem Zufall überlassen, daß der Kaufmann (das „Kapital", würde es heute heißen) jetzt die Brotquellen des Volks in seinem Portefeuille herumtrage, wie ehedem der Edelmann in seinem Stiefel, und gewöhnlich von nem Einfluß auf den Zustand des Volks ebenso wenig aufn Gebrauch mache als ehedem die Edelleute von dem

Recht ihres Sporens. Er muß, wenn er den Zustand seiner Einwohner nicht gänzlich hintansetzen will, unumgänglich einmal anfangen, jedermann, der mit seiner Gewerbsamkeit Menschen im Land, wenn es auch nur zwanzig wären, beschäftige, zu verpflichten, der Regierung Rechenschaft zu geben, wer diese Arbeiter seien, was sie wöchentlich gewinnen, und was sie gewinnen könnten, wenn sie ihre Arbeit besser verstünden und fleißiger wären, was sie für einen Gebrauch von ihrem Verdienst machen, und durch was für Mittel er glaube, daß es möglich wäre, sie weiter zu bringen [81]. So ist es für Arner das Erste, daß er in den dunkeln Lumpenwinkeln des Dorfs allenthalben das helle Licht des Einmaleins anzündet, und es erzwingt — was Necker im vorrevolutionären Frankreich wollte, aber nicht durchsetzen konnte — das Wohl des Volks auf die Offenheit seiner Rechnungen zu gründen, und an nichts zu glauben, als was sich zählen, wägen, messen und dadurch erproben läßt [82].

Es liegt auf der Hand, daß dies nur einige erste Schritte auf der Bahn sind, deren Ziel der Sozialismus, d. h. die strenge und allgemeine Unterwerfung der gesamten Produktion und Verwaltung der produzierten Güter unter öffentliche Kontrolle ist. Pestalozzi denkt nur viel zu praktisch, um nun etwa gleich zum Entwurf einer kommunistischen Utopie zu schreiten. Er hat ja noch eine halb feudale Ordnung vor sich, und so ist es für ihn noch eine große Sache, die Befreiung der Güter und Personen von herrschaftlichen Abgaben (Zehntfreiheit), die Ablösung aller Grundherrenrechte zu erkämpfen [83]. Aber schon das eben Angeführte genügt zum Beweise, daß er jedenfalls nichts weniger im Sinne hat, als die Ausbeutung des Volks durch die Grundherren zu beseitigen zugunsten der Ausbeutung durch das Kapital. Das einzige Wort vom Portefeuille des Kaufmanns und dem Stiefel des Edelmanns trennt ihn ein für allemal von dem flachen Liberalismus der unbeschränkten Ausbeutungsfreiheit.

Auch ist ihm völlig klar, daß jede noch so gute einzelne *Maßregel* ein Schlag ins Wasser ist, wenn nicht die ganze

soziale Ordnung in gleicher Richtung wirkt. So finden die sozialen Reformatoren seines Spinnerdorfs: das Werk sei nur angefangen; zu seiner eigentlichen Vollendung und zur Sicherstellung der Zukunft fehle ihm nichts als alles, und vor allem aus eine mit ihren Einrichtungen und ihren Endzwecken übereinstimmende Gesetzgebung[84]; eine Gesetzgebung, die nicht bloß die Symptome bekämpft, sondern an die Wurzel des Übels zu greifen wagt. Es fallen scharfe Worte gegen die gemeine Galgen-, Rad- und Galeerengerechtigkeit[85], die Galgen und Rad darum brauchen muß, weil sie das Volk verwahrloset und selber zu dem macht, wofür sie es hintennach straft[86]; eine armselige Notjagd gegen verwahrlosete und verwilderte Tiermenschen, welche das Geschlecht so wenig ändert, bessert oder zahm macht, als die Fallen und Gruben im Wald den Fuchs und den Bär und den Wolf anders machen, als sie sind. Man läßt es an allem, was zur Erzielung einer wahren bürgerlichen Ordnung in der Tiefe des Volks notwendig wäre, ermangeln, und wundert sich dann, warum man mit keinen Galeeren und Zuchthäusern, so wenig wie mit dem alten Galgen, dahin komme, wohin, so lang die Welt steht, keine Obrigkeit ohne gute und allgemeine Einrichtungen für die Bildung des Volks niemals gekommen ist und niemals kommen wird[87]. Ein Volk, das sich durch Tätigkeit in gute Umstände setzt und den Gesichtspunkt hat, seine Kinder und Kindeskinder darin zu erhalten, ist an der besten Kette gegen alle Verbrechen, und vielleicht an der einzig realen; aber so es die Früchte seiner Tätigkeit ohne Aussicht auf wahre Verbesserung seiner Umstände und ohne Rücksicht auf die Nachkommenschaft nur auffrißt, durchbringt oder sich stehlen läßt, so ist es just da, wo man es nicht in Zaum halten und mit keiner Gewalt dem Ausbruch seiner Verbrechen mehr als zum Schein steuern kann[88]. Daher darf Arner es wagen, in seinem Dorf den Galgen abzuschaffen: Wo die Menschen in eine Ordnung gebracht und in einer Ordnung gehalten werden, daß man nicht alle Augenblicke von ihnen fürchten muß, sie jagen einander das Messer in den Leib oder sie zünden einander die Häuser an, da ge-

hören die Verbrecher nicht mehr an den Galgen, sondern in das Spital.

19. „Lienhard und Gertrud", 4. Teil: Die Schule als soziale Erziehungsanstalt. Die Sorge um die Erziehung aber ist hierbei wahrlich nicht von geringerer Wichtigkeit als die Aufsicht über die Wirtschaftsführung. Beide werden von Pestalozzi im engsten Zusammenhang gedacht. Wie die Vernachlässigung des Haushalts dem Gemeinwesen nicht gleichgültig sein darf, so darf es auch den Eltern nicht freistehen, ob sie aus ihren Kindern etwas oder nichts machen wollen. Was nützt eine Obrigkeit im Land, wenn alles Lumpenvolk das Recht hat, seine Kinder so aufwachsen zu lassen und so zu verwahrlosen, daß sie, zu keiner Art bürgerlichen Berufs und Broterwerbs recht tüchtig, nicht anders können als ihre Naturbedürfnisse außer dem Geleis der bürgerlichen Ordnung zu befriedigen suchen, und also so viel als notwendig ein Lumpen- und Schelmenvolk abgeben müssen? So ordnet Arner eine strenge öffentliche Aufsicht über die häusliche Erziehung ebenso wie über die Verwaltung des Eigentums eines jeden an [89]. Hat man erst einmal die Erfahrung des Segens einer besseren Erziehung gemacht, so wird es auch an dem guten Willen im Volke selbst, für ordentliche Schulen zu sorgen, nicht leicht fehlen; damit wird das Bedenken, daß es dazu unerschwinglicher Geldmittel bedürfte, hinfällig [90].

Daß nun hierbei auf die einfache häusliche Arbeitserziehung der Hauptnachdruck gelegt wird, ist nur, was wir erwarten. Der Verstand bildet sich am besten bei Geschäften, weil sich aller Irrtum und alles Versehen bei denselben so viel als auf der Stelle zeigt und, gottlob für das menschliche Geschlecht, zeigen muß, da man hingegen in Meinungen und Büchersachen einander ganze Ewigkeiten hindurch die Worte im Mund umkehren und wieder umkehren kann [91]. Kaltes Wasser zum Trinken und Baden . . . und Garten, Küche und Keller und das gute Bauerngewerb, und das Einmaleins und die Mathematik dazu: das erhält in Buben und Mädchen d-
sches Blut, deutsches Hirn und deutschen Mut [92]. I

ist es nicht nötig, daß der Volkslehrer alles Einzelne der Berufsarbeiten des Volks verstehe, sondern darauf kommt es an, den Bauer zu ziehen, daß er des Denkens gewohnt werde; seinen Wahrheitssinn zu bilden. Einzelne ökonomische, physikalische und moralische Wahrheiten, ohne sie auf das Fundament einer solchen Bildung zu gründen, und alle Versuche, die mit Vorbeigang eines festen Einflusses auf das Ganze seiner Stimmung allerlei Kunst und Wissenschaften in das Volk werfen wollen, sind Schlösser in die Luft und Arbeit in den Wind[93]. Ist einer im Stand, das Volk ordentlich, anstellig, bedächtlich und tätig zu machen, so muß er es weder eggen noch pflügen lehren; kann er aber das nicht, so arbeitet er umsonst, es eggen und pflügen zu lehren . . . Zerstreuung und Halbwissen und das Ablenken seines Kopfs von der einfachen Richtung auf das Notwendigste sind der größte Schade, den man ihm tun kann . . . Diese Art Aufklärung, die uns Romanbauern machen könnte, wie wir Romanbürger haben, ist nichts nutz; die Fassungskraft des Volks durch festen Einfluß auf seine Berufsbildung zu erweitern, ist das einzige wahre Mittel zu seiner rechten Aufklärung[94].

Diese Sätze sind wichtig für die Beurteilung der Frage, ob Pestalozzi in dieser Schrift und überhaupt in den ersten drei Jahrzehnten seines Wirkens einen Fehlgriff getan habe, indem er die Berufsbildung, die Arbeitserziehung so einseitig in den Vordergrund stellte und namentlich den Schulunterricht ganz ihr unterordnete. Hier wenigstens ist ganz klar gesagt, daß die spezielle, direkte Berufsausbildung nicht Sache der Schule ist. Auf die richtige Legung des Fundaments komme es an, auf die gesunde „Richtung des Kopfs und Herzens"[95], darauf, daß man des Denkens gewohnt, daß der Wahrheitssinn gebildet werde. Aber freilich soll eben dies erreicht werden durch Hinlenkung auf das „Notwendigste", die schlichte berufliche Arbeit. Einer Aufklärung ins allgemeine, einer Aufklärung, die es versäumt, auf den wahren Wohlstand des Volks, auf gute häusliche Sitten und bürgerliche Weisheit bauen[96], traut Pestalozzi nichts zu. Dagegen rühmt er,

diesem „Phantom unserer Zeit“ gegenüber, die Reformation, durch welche überall, wo sie Boden fand, die Aufmerksamkeit der einzelnen Menschen auf ihre geistliche und zeitliche Wohlfahrt und Sicherheit allgemein rege gemacht worden sei; wodurch die protestantischen Länder gegen die katholischen einen so auffallenden, schon im Unterschied des Finanzstandes sich ausdrückenden Vorsprung genommen hätten [97]. Aus dieser Rücksicht ist er auch mißtrauisch gegen das in seiner Zeit sehr verbreitete Bestreben auf Religionsvereinigung. „Die Stärke des Staats ruhet darauf, daß seine Glieder Raum und Spielkraft und Reiz finden, an Leib und Seel für sich selber zu sorgen; und eine solche Vereinigung würde diesen . . . bildenden Reiz im Menschen erschlaffen wie weiche Betten die Glieder eines Kämpfers . . . Geschichte und Erfahrung beweisen, daß die Kräfte des Menschen und ganzer Geschlechter von Menschen schwinden, wenn sie dahin gebracht werden, zu glauben, es sorge jemand ohne ihr Zutun an Leib und Seel für sie, heiße er dann wie er wolle, König oder Priester.“ Daher scheint ihm die religiöse Spaltung und das damit verbundene Bewußtsein der Unsicherheit in Religionssachen geradezu heilsam; der Traum einer Vereinigung dünkt ihm ein gefährliches Seelenopium für Fürsten und Völker; und scharfsinnig erkennt er, daß gerade die „Aufklärung“ seines Zeitalters dagegen keinen sicheren Schutz bot [98].

20. Lienhard und Gertrud“, 4. Teil: Rolle der Religion im Volksunterricht. Dieser protestantische Geist der „Selbstsorge“ erfüllt ihn ganz. „Es ist, wie wenn es nicht sein müsse, daß Menschen durch ihre Mitmenschen versorgt werden. Die ganze Natur und die ganze Geschichte ruft dem Menschengeschlecht zu, es soll ein jeder sich selbst versorgen, es versorge ihn niemand und könne ihn niemand versorgen, und das beste, das man an dem Menschen tun könne, sei, daß man ihn lehre, es selber zu tun.“ [99] Aus dieser Gesinnung findet er scharfe Worte gegen den „Geist [illegible] heit“ [100], gegen die Bande der Seelen und die Kn[illegible]z [101].

Ganz auf Freiheit gegründet ist ihm die Religion, der er auch hier wieder[102] einen erhabenen Hymnus weiht.

Doch gilt es, den Platz, der ihr im Volksunterricht gebührt, genau zu bestimmen. Der „Endzweck der Kopfsbildung“ ist von dem des Religionsunterrichts ganz zu trennen[103]. Die Kopfbildung des Volks ist die Sache seiner häuslichen und bürgerlichen Sicherheit, und also Staatssache, und als solche muß sie notwendig unabhangend vom Religionsunterricht erzielt werden[104]. In Absicht auf die Bildung des Menschen muß zuerst auf ihren Kopf, auf ihre Hände und Füße, und nicht auf ihr Herz abgestellt werden[105]. Indessen wäre eine bloß bürgerliche Bildung erst recht unvollkommen und ungenügend[106]; als „Schlußstein“ ist ihm die Religion willkommen. Aber man muß das Menschliche der Religionslehre immer wohl von der Religion selber sondern. Die Religion selber ist ohne allen Widerspruch göttlich . . . aber ihre Lehre geht durch Menschenhände und Menschenmäuler und wird dadurch nicht selten unrein[107]. Die Religionslehre ist nicht das Fundament der bürgerlichen Ordnung, vielmehr umgekehrt ist eine gesunde Ordnung des häuslichen und bürgerlichen Lebens die sicherste Stütze wahrer Religion. Das Zeitliche und Irdische ist, seitdem die Erde geschaffen und die Welt gegründet worden, das reinste, sicherste und untrüglichste Fundament der wahren Volksreligion gewesen; die Dörner und Disteln, die der Herr des Himmels zur Übung unserer Kräfte auf Erden wachsen läßt, sind noch jetzt wie vor 6000 Jahren das, was den Menschen am besten lehrt Gott erkennen, und er muß darum recht zum Irdischen erzogen werden, weil sonst die Reize zu allem Bösen ohne Maß größer und die Kräfte zu allem Guten ohne Maß kleiner in ihm werden . . . .[108].

Doch wir kennen schon Pestalozzis kräftige Religion der Menschenliebe, und so sei davon weiter nichts gesagt; es sei nur noch hingedeutet auf die schlagende Übereinstimmung mit [illegible] in dem Wort, das er seinen Arner im Angesicht des [illegible]ber den Unsterblichkeitsglauben aussprechen läßt[109]:

Das Leben und Leiden Christi sei ihm ein größerer Beweis davon als seine Auferstehungsgeschichte: die Gewißheit, daß der Mensch den stärksten Trieben seiner Natur entgegenhandeln und für andere leiden und sterben könne, um sich besser, größer und vollkommner zu fühlen, als wenn er das nicht tun würde, sei ihm ein größerer Beweis der Unsterblichkeit als alles, was man davon sagen könne.

21. Die Neubearbeitung von „Lienhard und Gertrud", 1790—1792. Der sachliche Zusammenhang fordert, schon hier auch die erste Umarbeitung des Romans zu berücksichtigen, welche in drei Bänden, Bd. I und II 1790, Band III 1792 (Zürich und Leipzig, bei Ziegler und Söhne), erschien. Allerdings liegt zwischen ihr und der ersten Abfassung des Werks eine Reihe von Jahren, es liegt dazwischen der Ausbruch der französischen Revolution; und die Spuren dieses Pestalozzi mächtig bewegenden Zeitereignisses sind namentlich im dritten Teil der Umarbeitung nicht zu verkennen.

Die mehr äußeren Unterschiede sind für uns nicht von großem Belang. Die Erzählung ist stark zusammengezogen; sie hat dadurch an dichterischem Reiz sehr verloren. Die Beziehungen Arners zum Hofe sind, etwas künstlich, schon in die ersten Teile hineingebracht, die fratzenhafte Zeichnung des Helidor erweitert durch die Erzählung seines früheren Lebens und seines häßlichen Endes. Das alles sind keine Verbesserungen; aber der Kern des Werkes wird dadurch nicht berührt. Sachlich bedeutsamer ist, daß dem Baumwollen-Meyer eine weit größere Rolle als in der ersten Darstellung zufällt; offenbar, weil die Frage wegen des Einflusses der Industrie auf die Lage des Landvolks dem Verfasser immer wichtiger geworden ist. Vorzüglich aber fordert unser Interesse die weitere Entwicklung und mehr theoretische Fassung der Grundsätze der sozialen Pädagogik. Es treten dabei hier und da Motive zutage, die in der ursprünglichen Idee des Werkes noch nicht lagen oder sich nur erst von fern ankünd'

Als der „große und erste Grundsatz aller "

lichen Verbindung“ [110] wird aufgestellt und unermüdlich eingeschärft: das Wesen eines jeden Staats bestehe in einer Übereinstimmung (Vereinigung) des Willens und der Kräfte der einzelnen Glieder und insbesondere der verschiedenen gesellschaftlichen Klassen zu einem Ziele [111]. Aus diesem ganz Rousseauischen Grundsatze (vgl. S. 30) werden drei Hauptforderungen abgeleitet: 1. sorgfältige Standes- und Berufsbildung aller Glieder der gesellschaftlichen Verbindung in Erwerbung, Emporbringung und Erhaltung ihres Eigentums; 2. Erziehung aller und besonders der oberen Klassen zum Bewußtsein ihrer sozialen Verpflichtung; 3. Erhaltung eines reinen und gesunden Gefühls der Verhältnisse aller Stände gegen einander [112]. Dies sind die Aufgaben einer höheren „Polizei“ (d. h. Politik, Staatskunst), welche als Mittel für diese drei Endzwecke aufstellt: 1. Erziehung (im engern Sinn, besonders Hauserziehung), 2. „Gerechtigkeit“ (Rechtspflege, allgemeiner: Regierung), 3. Religion [113].

22. „Lienhard und Gertrud“, zweite Bearbeitung: 1. Wirtschaftliche Erziehung. Die wirtschaftliche Grundlage des sozialen Lebens wird fast bis zum Extrem betont. „Sie sahen überhaupt, daß alles Menschenglück und alles Glück der Staaten sich in der Weisheit der Wirtschaft vereinige. Diese Überzeugung öffnete ihnen die Augen über tausendes, worüber sie vorher bei aller ihrer Weisheit ganz blind waren“ [114]. Es ist offenbar die französische Revolution, die Pestalozzi hierüber die Augen geöffnet hat: „Sie sahen jetzt, daß die größten Weltbegegnisse in der Näherung oder Entfernung der Staaten von weisen Wirtschaftsgrundsätzen zu suchen, sowie, daß die gegenwärtig allgemein herrschende Völkerverwirrung im Grund nichts anders als eine Wirtschaftsverwirrung, und desnahen die wahren Mittel dagegen in der Rücklenkung der Völker zur wirtschaftlichen Weisheit und zur erleuchteten Selbstsorge zu suchen, und daß alle An-
[illegible] der Gewalt, die alte Ordnung der Dinge ohne Rück-
ersten Quellen dieser Wirtschaftsverwirrung
n, umsonst sein wird“. Die wirtschaftliche

Aufklärung der herrschenden Stände muß daher allem Andern vorhergehen. Wirtschaftliche Selbständigkeit ist das wesentlichste Bedürfnis der Selbstsorge jedes Standes, auf die für die Heilung des allgemeinen Zustands des Volkes alles ankommt [115]. Ohne eine wesentlich hierauf gerichtete Volksbildung schwebt alle Staatskunst in den Lüften [116].

Für die Einrichtung des Volksschulunterrichts ergibt sich daraus die, darum hier mit besonderer Schroffheit ausgesprochene Forderung der gänzlichen Unterordnung der Schulbildung unter die Berufsbildung, des Lernens, der Bücherkenntnisse, als „Nebensache", unter den „Hauptzweck" des Brotverdienstes [117]. Daher kann und soll die Einrichtung der Schule oder des „Erziehungshauses" in allen wesentlichen Teilen eine genaue Nachahmung der Hauseinrichtungen der Gertrud sein. Hauswirtschaft, Feldbau und Industriearbeit sind die Hauptgegenstände des Unterrichts [118]. Ersichtlich ist bei dem allen an die Lage der armen und ärmsten Volksklasse gedacht. Das alte Motiv klingt wieder an: daß der Arme lernen muß arm zu sein, um ihm die Stärke, Anstrengung und Überwindungskraft sicherzustellen, die wesentlich notwendig ist, um sich selber sein Haus ohne alle Zierde, aber auf gute Mauern zu gründen; wozu die Not selbst den Armen natürlich und besser bildet, als den Reichen die Geldvorteile [119]. Man wundert sich daher nicht, daß die Zeichnung seiner Volks- oder vielmehr Waisen- und Armenschule sich fast ganz deckt mit dem Muster seiner dereinstigen Anstalt auf dem Neuhof [120]. Deutlich zielen die letzten Bogen des Buches darauf, ihm selbst ein ähnliches Wirken, wo es auch sei, wieder zu verschaffen [121]. An dem „kleinen Funken" solcher Waisen- und Armenschulen soll dann das „heilige Feuer" in Europa sich entzünden, dessen der Weltteil so sehr bedarf, um . . . den so allgemein in ihren Fundamenten erschütterten Menschengesellschaften die Mittel zu zeigen, durch die ihre Rettung allein möglich [122]; eine Ahnung, die sich seitdem, allerdings nicht ganz so, wie er es sich damals dachte, erfüllt hat.

Wiederholt aber und nachdrücklich wird betont, daß die

allgemeine Umwälzung der Wirtschaftsform, der vermehrte Geldverkehr, eine ungleich höhere Schulbildung fordert, als ehedem nötig war [123]. Daher wird das Lesen, Schreiben, Rechnen in der Dorfschule sorgsam gepflegt [124]. Besonders vom Rechnen wird ausdrücklich gesagt: es sei auch ohne Rücksicht auf Wirtschaft als die beste Art der Kopfübung und der Ausbildung der innern Wahrheitsempfänglichkeit der Kinder höchst wichtig [125].

Liegt hierin schon eine gewisse Anerkennung des selbständigen Wertes der Kopfbildung, so wird dann auch ausdrücklich die Frage aufgeworfen, ob nicht die ausschließliche Hinlenkung der Aufmerksamkeit des Geistes auf Geld und Gut und die Anstrengung der Kräfte für Sparsamkeit und Erwerb dem natürlichen Sinn der Gutmütigkeit unvorteilhaft sei [126]; ja ob nicht überhaupt der Grundsatz, daß Weisheit und Kraft in Erwerbung und Emporbringung des Eigentums das allgemeine Fundament der Bildung des gesellschaftlichen Menschen sein müsse, zu eingeschränkt, zu einseitig sei [127]. Indessen soll dieser Grundsatz dem höheren stets untergeordnet bleiben: das Wohl der Menschen durch die Vereinigung ihrer Kräfte und ihres Willens zu erzielen; diesem höheren Grundsatz untergeordnet, erscheint er nicht mehr einseitig und eingeschränkt, sondern es zeigt sich eben diese Einrichtung des Schulunterrichts mit der Natur der Menschen und mit ihrem gesellschaftlichen Zustand im Einklang [128]. Ihr Gesetz ist Notwendigkeit, sie ist gegründet auf das große Gesetz der Natur [129]. Die Ordnung der Wirtschaft und also die Bildung zur Wirtschaft ist allerdings das Fundament, aber nicht mehr als das Fundament des sozialen Lebens; sie ist als solches nur dienend, nicht Selbstzweck.

23. „Lienhard und Gertrud", zweite Bearbeitung: 2. Regierung. Der zweite Hauptfaktor des sozialen Lebens, die politische Verfassung, das Verhältnis unter Herrschenden und Dienenden, Befehlenden und Gehorchenden, tritt in der zweiten Bearbeitung ungleich mehr als in der ersten in seiner *relativen* Selbständigkeit hervor. Auch hier wird ein

klarer Grundsatz an die Spitze gestellt: daß alle Gewalt und alle Macht in der bürgerlichen Gesellschaft notwendig dem Recht untergeordnet sein müsse; und daß die Rechte der Herren auf keine Weise von einer andern Natur seien als die der Untertanen[130], nämlich auf gegenseitige Pflicht gegründet. Es ist nicht wahr, daß der Mensch frei ist: der König ist ein Sklav und der Bürger dienet. Der Mensch wird nicht frei geboren, er wird ein Kind geboren, um durch Unterwerfung und Gehorsam zu demjenigen Grad von Freiheit und Lebensgenuß gebildet zu werden, auf den ihn seine Lage, Umstände und Kräfte im reifen Alter mit Weisheit Anspruch machen lassen[131].

Daher muß Regierung sein; auch einen eigenen regierenden Stand (Adel) lehnt Pestalozzi nicht unbedingt ab. „Man rufe den Adel zur Pflicht und entziehe ihm die Mittel nicht, sie zu erfüllen, so wird sich die natürliche Ordnung der Dinge wiederherstellen und das Wimmern des Menschengeschlechts ohne Zertrümmerung der Staaten sich enden. Gib deinen Edlen ihre Vaterrechte wieder und Bildung, sie zu erfüllen, Bildung vom Thron aus (d. h. von Staatswegen), wie du vom Thron aus auch die Führer der Heere zum zweiten und nachgesetzten Dienst des Staats bildest, aber bis jetzt einseitig und zum Nachteil des ersten, dem die Natur selbst den zweiten untergeordnet hat"[132]: dann brauchten die Rechte des Adels nicht verkürzt zu werden[133]. Allerdings wird er sich der „neuen Ordnung der Dinge" anpassen müssen. Es ist Blindheit über seinen eigenen Vorteil, wenn er fortfährt, den Bauer wirtschaftlich zu hemmen und zu zertreten[134]. Aber nur einige wenige Beispiele einer auf ein besseres Wirtschaftssystem gegründeten Sorgfalt der Herrschaft für die Untertanen (wie er sie in seinem Roman dargestellt hat) würden, meint er, deren Vorteile für den herrschaftlichen Stand selbst in das entscheidende Licht setzen; es würde offenbar werden, daß, falls er es an dieser Sorgfalt fehlen ließe, er bald vom Kaufma-
und Bürgerstand überflügelt und zu einem auch nic
mehr schimmernden Nichts gemacht werden w

leider ist der Adel von dieser Einsicht bisher weit entfernt; tausend öffentliche Tathandlungen desselben können nicht anders als volksbedrückend angesehen werden . . . Es herrscht allgemein in demselben eine kindische Unwissenheit über den wahren Zustand des Volks . . . Wir wachsen auf, fast ohne zu wissen, daß Not und Elend in der Welt ist . . .[136] Immerhin ist noch viel wirklicher Edelsinn im Adel zu finden; noch ist also die Hoffnung nicht aufzugeben, daß, nachdem erst durch ein leuchtendes Beispiel über die Natur und die Folgen der Volksbildung heiteres Licht verbreitet, er zum Ärger der wahren Volksfeinde mit Freuden eine Laufbahn eröffnen wird, welche das reine Verhältnis dieses Standes gegen Fürsten und Volk wiederherstellen wird[137].

Dies warme Eintreten für den Adel[138] würde uns sehr Wunder nehmen, wenn es nicht offenbar verstanden sein wollte als dringende Warnung, als ein letzter Appell an die Besseren dieses Standes; ein Appell, der vielleicht gerade jetzt gehört zu werden hoffen durfte, wo durch die Revolution die Fehler, die begangen worden waren, und die Folgen dieser Fehler für jedermann greifbar geworden waren. „Es ist Zeit, der Welt zu zeigen, daß der Stand der Fürsten und Edlen der Schande nicht würdig, die tausend Stimmen auf ihn werfen. Es ist Zeit, der Welt zu zeigen, daß im allgemeinen das Menschengeschlecht unter einer weisen herrschaftlichen Obsorge besser gedeihe als in der Unruhe eines sich selbst überlassenen Zustands, und daß die bestehende Ordnung der Dinge nicht in ihrem Wesen fehlerhaft, sondern (daß ihre gegenwärtige Verwirrung) zufällige Ursachen habe, denen nicht durch Umkehrung des Ganzen entgegengearbeitet werden müsse.“[139]. So spricht — nicht Pestalozzi, sondern so läßt er einen ernst gesinnten und erfahrenen Edelmann seines Romans sprechen: „Aber es war kein Bürger da, der die Parallele zog“, setzt er hinzu; „auch ich will sie nicht ziehen, ich sage nur dieses:
…anet, wo der Bauersmann am Pflug
…ätte ihm Unrecht geben und mit
…r, behaupten würden, kein

Fürstenknecht wisse, was Freiheit sei . . . es sei nicht möglich, daß Menschen unter Königen und Herren also gedeihen, daß sie also ruhig und sicher leben und treu und großherzig werden könnten, wie in den Republiken . . . Dennoch wünsche ich, daß die Könige und der Adel den Kampf mit der Freiheit beginnen; er ist der Kampf der Weisheit und der Liebe und wird beides, Königreiche und Freistaaten, zu den reinen Grundsätzen der bürgerlichen Vereinigung und eines weisen Zusammenhaltens aller Stände zurückführen und dadurch die öffentliche Gewalt ohne Unterdrückung und sogar ohne Beunruhigung gutgesinnter Staatsglieder wiederherstellen". Wir sehen, es ist auch hier nur der streng realistische Sinn, der Pestalozzi den Versuch machen läßt, aus den gegebenen Kräften das beste zu machen, was sich daraus machen läßt, und nicht eher an eine gänzliche Umwälzung der bestehenden Ordnungen zu denken, als jede Hoffnung auf eine Besserung der Dinge auf den gegebenen Grundlagen als trüglich erwiesen ist.

24. „Lienhard und Gertrud", zweite Bearbeitung: 3. Religion. Die Regierungsform ist in der Tat zuletzt nicht entscheidend; auf den Geist der Regierung kommt alles an, auf die Erhaltung des „reinen Gefühls der Verhältnisse aller Stände unter einander." Dazu aber ist das wesentliche Mittel die Religion. Sie ist der „Mittelpunkt aller Kraft" in der Erziehung der Gertrud [140]. Vom Volke überhaupt darf man nicht erwarten, daß es recht tue, als wenn es Gott fürchtet [141]. Ohne innerste Stimmung zur Aufmerksamkeit auf Gott kann der gesellschaftliche Mensch die Ansprüche seiner Naturgefühle ebenso wenig mit seinen Kräften ins Ebenmaß, als mit seinen Lagen in Harmonie bringen. Allein diese Stimmung liegt nicht [142] in unserer Natur. Der Mensch, sich selbst überlassen, in seinem wilden und verwilderten Zustand, ist nichts weniger als aufmerksam auf Gott . . . **Die feste, den Willen des Menschen stimmende Aufmerksamkeit**

eine Folge des Unterrichts, der Führung, **Bi**[illegible]
sorgung desselben, mit einem **Wort, der** [illegible]

schaftlichen Fortschritts[143]. Der Mensch kommt nur durch Aufmerksamkeit auf sich selbst und auf seine Nebenmenschen zur Aufmerksamkeit auf Gott; in seinem wilden und verwilderten Zustand hat er die letzte so wenig als die erste[144]. Ausdrücklich weist er hin auf die Übereinstimmung dieser Ansicht mit dem früher über den Ursprung des Gottesglaubens Gesagten: „Der Mensch kennet Gott nur, insoferne er den Menschen, das ist, sich selber kennet . . . Es ist vergebens, daß du zum Armen sagst: Es ist ein Gott, wenn du für ihn kein Mensch bist . . . Nur insoweit du an dir selbst und an deinem Nebenmenschen ein Mensch bist . . . zeigst du ihm Gott, so wie er den Unsichtbaren in seiner Hülle erkennen mag“[145]. Und er erweitert jetzt diese Sätze auf den Einfluß der Gesetzgebung und der Staatskunst überhaupt: „Auch der Staat führt den Bürger nur insoweit zu Gott, als er gegen ihn ein Mensch ist. So wie die Staatskunst und Gesetzgebung Ursach und Mittel ist, daß der Arme im Land wie ein Mensch leben kann, daß das Waislein erzogen wird, wie wenn es einen Vater hätte, und der Untertan seines Lebens und seines Eigentums und seines Rechts ebenso froh wird, als die, die in der bürgerlichen Stufenfolge höher stehen als er“, nur soweit führt auch der Staat zur Erkenntnis Gottes. Soweit aber die Staatskunst und Gesetzgebung dieses alles nicht tut . . . . so weit entreißt und raubt sie dem Menschen auch Gott, wie immer ein Mensch dem andern Gott zu rauben vermag.

Das bedeutet ihm die Unterordnung der Religion unter die „höhere Polizei“, durch welche die Weisheit der Religion mit der Weisheit der Staatskunst verbunden werde[146]. Und in solchem Sinne ist die Religion bestimmt, die Lücke zu füllen, welche die bloße Kopfbildung lassen würde[147]. So bildet sie den „Schlußstein“ seiner „höheren Polizei“, d. i. seiner Sozialpädagogik.

Schon Seyffarth[148] hat darauf aufmerksam gemacht, daß
f die unmittelbare Vorstufe des bald folgenden
uches „Meine Nachforschungen über den Gang
er Entwicklung des Menschengeschlechts“ dar=

stellt; es ist der stärkste Anlauf zu einer rein theoretischen und ganz eigentlich philosophischen Grundlegung zur sozialen Pädagogik, den Pestalozzi genommen hat. Zuvor aber haben wir noch eine Reihe anderer Früchte der 18jährigen Ruhepause zwischen seinem praktischen Wirken kennen zu lernen, die sich als bloße Nebenarbeiten zu „Lienhard und Gertrud" darstellen, deren jede aber doch Eigenes und oft höchst Wertvolles birgt.

Viertes Kapitel.

Die Schriften von 1781 bis 1798 außer „Lienhard und Gertrud".

1. „Christoph und Else". Es sind zunächst mehrere schrifstellerische Arbeiten zu nennen, die mit dem Roman etwa gleichzeitig entstanden sind und sich inhaltlich nahe mit ihm berühren. An den ersten Teil von „Lienhard und Gertrud" schließen sich zwei Schriften eng an, welche beide die Absicht verfolgen, dies Volksbuch zu einem ganz eigentlichen Lehrbuch für das Volk zu gestalten; sie dürfen geradezu als didaktische Verarbeitungen desselben bezeichnet werden. Das erste, „Kinderlehre der Wohnstube", ist in den Anfängen stecken geblieben. Die erhaltene, lückenhafte Handschrift hat Seyffarth[1] zuerst vollständig herausgegeben. Die Erzählung des Romans wird (mit kleinen Abänderungen) wiederholt; sie soll, Satz für Satz, durch Beantwortung von Fragen, die unter dem Text angegeben sind, eingeprägt werden; am Schluß jedes Kapitels werden die daraus zu schöpfenden „Wahrheiten und Lehren" zusammengestellt. Es ist fast ganz das Verfahren, welches nicht lange vorher (1779) Campe auf den Robinson angewandt hatte.

Dies mag nun wohl Pestalozzi selbst im Fortgang der Arbeit als zu äußerlich und ermüdend aufgefallen sein. Jedenfalls verfolgt er in seinem 1782 erschienenen zweiten Volksbuch „Christoph und Else" dieselbe Absicht in ungleich gründlicherer und schönerer Weise. Er läßt eine Bauernfamilie

in den Abendstunden das Buch „Lienhard und Gertrud“ gemeinsam lesen und genau durchsprechen. Dreißig solcher Abendstunden erschienen im Druck; sie fanden indes wenig Zuspruch, und so unterblieb auch hier die Fortsetzung. „Dieses Buch“, gesteht Pestalozzi selbst im Vorwort zum Wiederabdruck in der Cotta-Ausgabe, „ist dem Volk gar nicht in die Hände gekommen. Es ist in meinem Vaterlande, selbst im Kanton meiner Vaterstadt und sogar im Dorfe, in welchem ich wohnte, so fremd und unbekannt geblieben, als wenn es nicht in der Welt gewesen wäre.“ Es ist auch später nicht zum eigentlichen Volksbuch geworden, und man muß wohl sagen, es trug in sich nicht die Voraussetzungen, ein solches zu werden. Nicht daß es über das Verständnis des Volks zu weit hinausginge; aber es verzichtet zu sehr auf alles Anlockende; statt zu erzählen, lebendig vorzuführen, ergeht es sich in oft weit ausgesponnenen Betrachtungen, ja eigentlichen, tiefdringenden Untersuchungen abstrakter Art. Zwar ist dann auch wieder, und zwar im Fortgange des Buches mehr und mehr, erzählender Stoff hinzugetan, und es gestaltet sich das Gespräch manchmal lebhaft und anziehend genug; aber immer erfordert das Buch ein ruhiges Sichversenken, ein ernsthaft mitarbeitendes Studium, zu dem der Landmann nach schwerem Tagewerk nicht leicht noch Trieb und Kraft übrig hat. Wer freilich dazu gestimmt ist, wer zugleich jene herzliche Liebe zum Volk und zum Volksleben in seiner ganzen Schlichtheit, die etwas ganz andres ist als Neugier, mitheranbringt, dem ist gerade dies Buch ein köstlicher Fund; denn es ist voll reifer Erfahrung des Volkslebens, voll echter volkstümlicher Weisheit.

2. „Christoph und Else“: Zur sozialen Ethik. Nur wenige Kapitel durften unserem Texte einverleibt werden; es sind die, welche sich direkt auf die Hauptsache beziehen: auf die Erziehung in der Wohnstube und in der Schule (14., 15., auch 18. Abendstunde), auf die rechte Art, den Armen und Verkommenen wiederaufzuhelfen (16.), auf die echte Religion des Volks (19.), auf die erziehenden Kräfte der Arbeit (20.) und das gesunde Gleichgewicht der mensch-

lichen Kräfte, die gleichmäßige Ausbildung von „Kopf, Herz und Hand" in der Erziehung (23). Das Buch ist aber außerdem reich an Betrachtungen sozial-ethischen und sozial-politischen Inhalts, und wenigstens die wichtigen hierher gehörigen Ausführungen der 8.—12. Abendstunde, die einem alten, erfahrenen Bauern, dem Kirchmeier, in den Mund gelegt sind, dürfen hier nicht übergangen werden. Sie beziehen sich der Hauptsache nach auf die Pflicht des Untertanen gegen die Obrigkeit, insbesondere auf die Grenze der Pflicht, für überkommene Rechte gegen die Obrigkeit einzustehen. Die Obrigkeit muß große Gewalt und ein ungekränktes Ansehn im Land besitzen, wo Ordnung, Ruhe und Sicherheit herrschen soll. Auch wenn sie einmal zu weit geht, muß ihr Ansehn, ihre Gewalt nicht leicht gekränkt werden; nicht so sehr um ihrer selbst, als um der öffentlichen Ruhe und um der Sicherheit des Landes willen, welche sonst unmöglich auf einen dauerhaften und festen Fuß kommen kann [2]. „Wenn auch eure Oberkeit aus dem Kreis ihrer Pflichten austreten sollte, so müsset ihr nichtsdestoweniger immer darin bleiben und denken, daß die Oberkeit der Vater und ihr die Kinder seid . . . Streit mit der Oberkeit ist das Äußerste, worauf es ein unglückliches Land nur im Fall der Not ankommen lassen kann." [3] Ein Recht der Revolution wird zwar nicht schlechthin verneint, der Tat des Tell wird ihr Ruhm nicht verkürzt [4]; „aber in welchem Fall ist es einem Menschen erlaubt, dieses auch zu tun? Wer wird die Frage je beantworten? Wer hat sie je beantwortet? . . . Ich, für mich, nehme hierüber die Hand vor meinen Mund und schweige . . . Es kann auf der Welt nichts Unvernünftigeres sein, als dem einfachen Gebot Gottes: Du sollst deinem Vater und deiner Mutter gehorsamen, den Zusatz anzuhängen: so lange sie dir nichts Böses und Gottloses befehlen. Solche kleinmünzige Beiträge und Zusätze zu mächtig großen und seelerhebenden Wahrheiten schwächen die Hauptsache einer Lehre; sie verderben das Herz des Menschen. Das Kind sollte nicht [illegible] daß der Vater oder die Mutter etwas Böses oder [illegible]

ihm befehlen können, und noch weniger zum voraus ausdrücklich dazu gelehrt und gezogen werden. Und der Untertan eines Fürsten soll nicht zum voraus und in Tag hinein darüber ratschlagen und nicht darüber belehrt werden, wie er sich vor einer wütenden, gottlosen, Recht und Gerechtigkeit zu Boden stürzenden Oberkeit schützen und schirmen wolle.“ Gerade dann wird man im äußersten Fall immer die Männer finden, welche die Pflichten gegen ihr Vaterland mit Standhaftigkeit, Weisheit und Landestreu erfüllen werden, ohne daß sie vor dem Fall ein Wort darüber geredet und gedacht, und ohne daß ihnen zum voraus jemand einige Lehren und Vorschriften zu geben nötig haben wird. Also ist ganz und gar nicht nötig, hiervon zu reden.

3. Charakteristische Zusätze der Cotta-Ausgabe von „Christoph und Else“. Die Cotta-Ausgabe (1824) hat zu diesen Betrachtungen einige bemerkenswerte Zusätze. Das Wohl des Volks hängt unendlich mehr von dem ab, was das Volk zur Bildung seiner selbst tun kann, als von dem, was seine Privilegien und Rechte dazu beizutragen vermögen [5]. „Das Volk muß sich selbst nicht mangeln, es muß sich selbst mit Ernst und Kraft zu der Würde der Menschennatur zu erheben suchen, und in dem Grad, als es dieses tut, wird ihm auch die Sorgfalt der obern Stände in allen Rücksichten weniger mangeln . . . Das Verderben aller Rechte im Land geht allgemein vorzüglich aus dem Mangel von gebildetem Vatersinn und von gebildetem Muttersinn aus; und der gegenseitige Mangel dieses reinen und edlen Sinnes ist mit dem Mangel von Weisheit und Kraft in der Selbstsorge eines jeden Standes für sich selber innig verwoben . . . Diese Sorgfalt aber mangelt beides den obern und den untern Ständen in unserm Zeitpunkte in einem hohen Grad. Und so lange dieses mangelt, darf kein Stand . . . die Schuld der Fehler . . . einem andern zuschreiben. Die Segenslosigkeit der Rechte und Freiheiten im Lande hängt gegenseitig von den Fehlern der obern und der untern Stände gleich ab. Da indessen diese letztern vorzüglich [illegible] unmittelbar darunter

leiden, so sollten sie auch die ersten sein, die den Ursachen und Folgen der Segenslosigkeit derselben am wesentlichsten entgegenarbeiten." [6] — Ein fernerer Zusatz (Zwischenbemerkung zwischen die 10. und 11. Abendstunde) schränkt aber diesen Hinweis auf die „Selbsthülfe" des Volks wesentlich ein: weil „seit den 40 Jahren, da ich ihm (dem Kirchmeier) diese Äußerungen in den Mund legte, die Wohnstubenkräfte und Mittel des Volks in allen Rücksichten . . . unendlich abgenommen haben . . . Vaterland! Die Segenstage deiner alten Einfachheit sind für dich auf ewig vorüber. Bloßes, in dir hie und da individuell belebtes Wohlwollen hilft dir im allgemeinen in vorliegender Rücksicht zu nichts mehr." Eine tiefgreifende allgemeine Erneuerung der Erziehung ist das einzige Mittel, das übrig bleibt, „und es ist die Sache des Menschengeschlechts, zu trachten, hierin zu den ersten Elementen . . . vorzudringen". Darauf hat er deshalb fortan sein Bemühen gerichtet. „Die ersten, die elementarischen Entfaltungsmittel unserer Kräfte sind ewig und unveränderlich in allen Lagen und Verhältnissen des Menschengeschlechts die nämlichen und immer sich selbst gleich, sie ruhen auf unveränderlichen und ewigen Gesetzen der Menschennatur selber; weder Stand, noch Verhältnisse, noch Umstände vermögen irgend eine Abänderung in der Befolgung ihrer ewigen Gesetze anzusprechen. Das ganze Menschengeschlecht hat in allen seinen Individuen ein Recht, die Befolgung dieser ewigen Gesetze in Rücksicht auf die Entfaltung seiner Kräfte und Anlagen unter allen Umständen als ihr unabänderliches Recht anzusehen und anzusprechen." Nur die besonderen Anwendungen dieser Kräfte sind nach Lage, Bedürfnissen und Umständen, nach dem Grad der innern Anlagen und der äußern Gelegenheiten und Handbietungen verschieden; aber die Ausbildung nach dieser Seite hängt von der der Grundkräfte gänzlich ab; die allgemeine Forderung der elementarischen Bearbeitung erstreckt sich auch auf sie. [7]

Man erhält hier einen deutlichen Einblick in die Gründe, aus denen Pestalozzi in seinem Alter weit mehr Gewicht auf

Staatshilfe und also auf eine allgemeine Reform des Schulwesens legt, während er in seiner Frühzeit nicht ohne Einseitigkeit die „Selbsthülfe“ des Volks und darum die Wohnstubenerziehung in den Vordergrund rückt und alle Arbeit der Schule lediglich der Hauserziehung unterordnen möchte. An sich wäre auch nach seiner späteren Überzeugung der geradeste Weg zum Ziel der Weg dieser Selbsthilfe; aber er hat eingesehen, daß auf sie nicht mehr zu hoffen ist; vereinzelte Bemühungen führen zu nichts, das Bestand und Folge hat: die Sache der Volkserziehung muß fortan nach größerem Maßstab, sie muß im Rahmen der Gesetzgebung, der allgemeinen, staatlichen Organisation, folglich auf der Basis einer grundsätzlichen Verständigung über die „Naturgemäßheit des Erziehungswesens“ in Angriff genommen werden.

4. „Gesetzgebung und Kindermord“. Die beiden vorgenannten Schriften waren des sachlichen Zusammenhanges wegen unmittelbar im Anschluß an „Lienhard und Gertrud“ zu betrachten; zeitlich liegt ihnen voraus die Schrift „Über Gesetzgebung und Kindermord“. Veranlaßt durch ein Preisausschreiben, wurde sie (nach Briefen an Iselin) gegen Ende 1780, also unmittelbar nach dem ersten Teil des Romans, in Angriff genommen und war im Januar des folgenden Jahres bereits in der Hauptsache fertig. Sie wurde jedoch, wie es scheint, gar nicht als Bewerbungsschrift eingereicht, sondern er gedachte sie sogleich zu veröffentlichen, fand dann aber keinen Verleger dafür, und so erschien die Schrift erst 1783 „auf Kosten des Verfassers und in Kommission bei der Buchhandlung der Gelehrten.“

Das für unser Interesse Wichtige an der Schrift ist, daß die Gesetzgebung ganz unter den Gesichtspunkt der Erziehung gestellt wird. Zwar unterscheidet Pestalozzi, wie stets, streng zwischen Rechtsgesetz und sittlichem Gesetz. Die Forderung der Sittenlehre in Hinsicht der Keuschheit ist für Menschen, die höheren Beweggründen folgen, aufs kräftigste bindend; der Staat darf seine Saiten gar nicht so hoch spannen[8]: weil es gar nicht in seiner Macht steht, die Menschen zu heiligen,

zu reinigen, sie wiederzugebären von dem Gelüst des Fleisches [9]. Eben weil er dies nicht vermag, sucht er die Kinderlosigkeit der Ehelosen, die „wider die Natur der Sterblichen" ist, mit der ganzen Härte seiner Strafgerechtigkeit zu erzwingen, und veranlaßt millionenfaches Elend auf Erden um dieser seiner Einmischung willen. Tut er damit recht? Nein. Er soll allerdings die Reinigkeit der Sitten begünstigen und beschützen, aber nicht durch harte Strafen, sondern durch allgemeine Emporbildung der Nation zu den edleren und höheren Gesinnungen, die immer nur eine Folge einer stillen, ausgebildeten häuslichen Weisheit sind. Er muß der Unkeuschheit der Nation nicht durch Büßung der Huren und dem Kindermord nicht durch die Enthauptung der Verzweifelten hüten, sondern er wird beidem am besten steuern, wenn er allgemein im Volk die Furcht Gottes und Treu und Glauben und häusliche Tugend befördern wird. Die strafgesetzliche Verfolgung kämpft nur gegen den Schein, gegen die auffallenden äußeren Symptome des Übels, und läßt dessen Wurzeln unberührt; sie geht der Larve des Lasters, nicht dem Laster selbst zu Leibe [10]. Das einzige wirkliche Heilmittel ist: Rat und Hülfe für die Gefallenen. Man besorgt, daß dadurch das Laster eher ermutigt werde; das ist irrig: es ist im Innern der Begriffe von Hülfe und Rat und Liebe auffallend, daß ihre natürlichen Folgen Weisheit, Besserung, Dank und Zutrauen sein müssen [11]. Und hier zieht nun Pestalozzi die klare Parallele zwischen Erziehung und Gesetzgebung: Es ist das Wesen einer edlen, guten Erziehung, daß sie überhaupt nicht viel auf das Kind schlage, aber beständig, anhaltend und richtig auf Herz und Kopf wirke: genau dies ist auch das Wesen einer guten, edlen Gesetzgebung [12]. Er wagt zu fordern, daß der Staat die Auferziehung der vaterlosen Kinder ganz auf sich nehme, mit der ernsten Begründung, daß die Einrichtungen des Staats hauptsächlich die Schuld an dem Übel tragen. Es bedarf dazu keiner stolzen Waisenpaläste: der Arme muß zur Armut und zu solchen Fertigkeiten und Übungen gezogen werden, die ihn in seinem künftigen Leben ruhig und zufrieden

machen können. Darum wird der Waise und Arme am besten bei geschickten Landleuten oder bei verständigen gemeinen Handwerksleuten auferzogen[13]. Gerade die Absonderung in Geburtshäuser und Findelhäuser wirkt nicht gut; man muß vielmehr dahin streben, daß die Kinder im Volk aufwachsen und eine Heimat finden[14]. Für die Mütter empfiehlt er ein geheimes Sittentribunal mit strenger Verpflichtung der Verschwiegenheit, lediglich zu Rat und Hilfe, ohne Recht zu irgend einer Ahndung, Bestrafung oder Ausforschung[15]. Die Strafen des Staats gegen den Kindermord ruhen in ihrem Wesen auf einem unrichtigen Grundsatz: er ist eigentlich nicht Handlung wider den Staat, der ja das Nichtdasein, Nichtentstehen, Nichterzeugt- und Nichtgeborenwerden des unehelichen Kindes will, und gerade dadurch den Kindermord eigentlich hervorruft. Er hat also gar nichts zu strafen, sondern er hat dem Übel vorzubeugen, soweit das in seiner Macht steht. Die Natur legt aller Menschheit, die in Befriedigung des Naturtriebes sich fortpflanzt, Vater- und Mutterpflichten auf; Sitten und Gesetze heiligen diese Pflichten im Ehestand; sie sind bei unverehelichten Eltern nicht minder heilig; der Staat hat daher nach Möglichkeit ihre Erfüllung zu erzwingen; er darf keinem Menschen, der sich selbst Vater- oder Mutterpflichten auflegt, diese schenken; er darf besonders den Vater von seiner Pflicht gegen Mutter und Kind nicht entlassen ohne einen Ersatz, der für das Mädchen in nichts wenigerem bestehen kann, als daß ihm sein Mutterstand nicht zur Kränkung und sein Kind nicht zur Last werde[16]. Der Staat soll streben, die Jugend zu verheiraten; und er soll das unversorgte Volk, das nicht heiraten kann, nicht strafen, wenn es nicht kinderlos bleibt, sondern soll alle Väter und Mütter dahin lenken, daß sie alle, die unverehelichten wie die verehelichten, ihre Kinder lieben, erhalten und versorgen wollen und können. Für den Staat ist ein uneheliches Kind nur insofern ein Schaden, als es nicht recht erzogen wird; für die Menschheit ist ein uneheliches Kind unzweideutig ein Gewinn, wenn es recht erzogen ist; und für seinen Vater und seine Mutter ist es

ein Band ihrer Menschlichkeit und ein Mittel ihrer Besserung, solange sie es ungekränkt lieben dürfen; es wird ihnen aber zur Quelle ihrer letzten Verheerung, wenn sein Dasein ihnen ihr Leben vergiftet.

Ganz allgemein stellt Pestalozzi als Grundsatz der Strafjustiz auf: daß ihr wesentliches Ziel sein müsse, „die Folgen der geschehenen Verbrechen im Verbrecher selbst auszulöschen". Dadurch werde zugleich die bürgerliche Genugtuung, um welcher willen man die Strafen auflegt, am sichersten erzielt. Denn die wirkliche Hinderung und Minderung des Verbrechens wird am sichersten erzielt durch die sittliche Besserung des Verbrechers und die daraus fließende Hoffnung seiner bürgerlichen Wiederherstellung. Nur so wird verhütet, daß die ersteren und kleineren Vergehungen nicht Quellen und Ursachen späterer mehrerer und größerer Greueltaten werden[17]. „Fürsten! Ein gutes Gefängnis hat zwei Bedürfnisse: euer nahe hindringendes Auge und den besten, weisesten Volksmann und Menschenkenner zum Geistlichen; dann wird auch ein ewiges Gefängnis menschenbildendes Kloster, seelerhebende Nationalanstalt werden. Das ist einer von denjenigen Grundsätzen, für deren Wahrheit ich eifern werde, bis ich sehr weise Versuche zu diesem Endzweck auf eine die Unmöglichkeit der Sache beweisende Art werde scheitern sehen"[18].

5. „Gesetzgebung und Kindermord": Vorschritt zu einem größeren und noch entfernteren Ideal. Zuletzt kommt auf eine gesunde Volkserziehung alles an. Dabei ist aber nicht hauptsächlich an die Schule gedacht. „Man rühme, was man will, von den guten Folgen der Schule, ich werde nicht widersprechen . . . aber die Haut des Menschen ist mehr wert als sein Rock, und das Kind seines Vaters bleiben ist mehr wert als schreiben und lesen können . . . Unwissenheit ist besser als Erkenntnis, die nur Vorurteil und Brille ist, und langsam selber auf eigne Erfahrung kommen ist besser, als schnell Wahrheiten, die andre Leute einsehen, durch Auswendiglernen ins Gedächtnis bringen und, mit *Worten gesättigt*, den freien, aufmerksamen und forschenden

Beobachtungsgeist seines eigenen Kopfes verlieren . . . Die Unwissenheit des Hauskindes ist lernbegierig, der Irrtum des Schulkindes ist unauslöschlich; das Hauskind braucht seine Augen und Ohren gut, das Schulkind sieht und hört mit den Augen und Ohren des Schulmeisters . . . Der Vater hat sein Kind allein, der Schulmeister das ganze Dorf. Der Vater, der will, kann seine Wohnstube leicht so froh und rein und gut stimmen, als zur freien, edlen, guten und reinen Bildung seines Kindes notwendig; der Schulmeister, der das kann — gib ihm alle deine Kinder, Stadt und Dorf, wo er wohnt: er tut göttliche Werke — aber ich kenne ihn nicht. — Ich will mit allem dem nicht mehr sagen, als daß die Schulanstalten im allgemeinen nur insofern zur Beförderung der Sittlichkeit und Glückseligkeit der Menschen wirken, als sie auf die höher und weiter führende Erziehung, die nur Eltern geben können, gegründet und dieser mit weisem Verhältnis untergeordnet sind" [19].

Aber „es mangelt unsern Staatsgesetzgebungen am allgemeinen, festen, einfachen, bildenden Einfluß in die häusliche Tugend der Nationen. Der egoistische Staat arbeitet für sich selbst, mißkennt den einzelnen Bürger, und dieser wird egoistisch wie sein Gesetzgeber, vergißt Bruder, Schwester und Freund und Nachbar, und hinter ihnen das Vaterland, und vor ihnen den Gesetzgeber. So schwächt sich der Staat, wenn er nicht am vorzüglichsten für die ersten Bedürfnisse der Menschheit und die Grundlage aller echten bürgerlichen Weisheit und Tugend, nämlich für die feste Ausbildung häuslicher Weisheit und Tugend sorgt . . . . Wir entkräften durch diese Auflösung der engern Bande der Natur und Gesellschaft die ersten seelerhebenden Grundtriebe der Menschheit und das Pflichtgefühl in den nähesten Verhältnissen, wo die Übung aller Weisheit und Tugend am sichersten ist, und werden dadurch zu Figuranten, die ihre Rolle in der Komödie zwar oft wohl noch gut spielen, aber ohne Interesse in ihrem Tun sind. Alle Menschheit, die in den vorzüglichsten Geschäften des Lebens ohne *festes* Interesse für ihre Nächsten und Mit-

menschen handelt, ist im eigentlichen Verstande in der Schule der Verbrechen . . . Deshalb ist es . . . ein vorzügliches Ziel der Staatsgesetzgebung, die häusliche Weisheit und Glückseligkeit des Bürgers allgemein zu befördern und die engern Verhältnisse der Menschheit allgemein warm und lebhaft beim Volk zu erhalten"[20].

„Aufhebung der Leibeigenschaft, wie sie jetzt ist, und aller Rechte, welche den Bauer in seinen Lebensgenießungen noch unter den Zustand der Leibeigenschaft hinabsetzen, kurz, allgemeine Festsetzung des Standes der niedersten Menschheit in Lagen und Verhältnisse, welche das Gefühl der innern Würde und Hoheit unsrer Natur nicht vernichten, das sind unumgängliche Folgen des vorstehenden Grundsatzes . . . Ewig wird es . . . eine unwidersprechliche Wahrheit bleiben, daß die Emporhebung der niedersten Stände aus ihren Tiefen ein unumgängliches Bedürfnis der Nationalsittlichkeit ist."[21] In Kürze: „alles, was von nahe oder von ferne das Hausglück des Volks untergräbt und zerstört, befördert nahe oder ferne den Kindermord, und alles, was nahe oder ferne das Hausglück des Menschen sichert, in Ordnung bringt und in Ordnung erhält, verhütet ebenso nahe oder ferne den Kindermord." Also hat die Regierung „nach dem Maß, in welchem das Hausglück der Einwohner durch das Steigen der Nationalreichtümer und die Ausbreitung der Nationalverfeinerung untergraben wird, ihre Maßregeln zum Schutz der niedern Stände . . . . zu verdoppeln"[22].

Falsch dagegen wäre es, dem Wachsen des Reichtums und der Verfeinerung der Kultur darum entgegenarbeiten zu wollen, weil sie, ohne solche Maßregeln, freilich die Sittenlosigkeit befördern würden. „Die Freiheit, mit welcher Gottes Führung die Menschheit leitet, die Weisheit, mit welcher sie auch Not und Elend . . . und besonders die das Mehr der Menschheit anscheinend lästende Ungleichheit zur Ausbildung der Kräfte und Anlagen unsrer Natur und zur Vermehrung und Veredlung der Genießungen des Ganzen gebraucht, m
das Übergewicht, das auch bei der einfachsten

menschlichen Kräfte dem Arbeitsamen Brot, dem Kühnen Glück . . . dem Starken Gewalt gibt und überwiegenden Kräften Gehorsam verschafft, diese . . . . Naturquellen aller Standes- und Vermögensunterscheidungen sichern vor allen Träumen einer idealischen Gleichheit unter den Menschen.“ Schon das strenge Brotbedürfnis erzwingt in den meisten Horizonten der Erde den Übergang von der gepriesenen edlen Einfalt der Natur in das Joch der Sitten und Künste, und dann ist unstreitig ein höherer Grad der Entwicklung der Kräfte und Anlagen der Menschheit besser als ein kleinerer. Die Zurücklenkung der Nationen zu ihrem Kinderstand ist unmöglich; also kann das Heil nur gesucht werden „in der Ausbildung und Veredlung der Männerkräfte zu der beruhigenden Weisheit des alles vollendenden Alters. Die Natur will allenthalben vollendete Reifung, aber es fordert schwache Blüten und heiße Sommertage, ehe der Segen des Herbstes seine Früchte zum Kosten anbietet. Ewiger Winter ist der Stand der Natur, den du lobtest, guter Rousseau . . . es ging dir wie einem Mädchen, das edel und gut, aber auch träumend und träg hinblickt in die arge böse Welt und alle ihre Mühseligkeiten und Gefahren: das gute Mädchen wünscht wieder ein Kind zu sein, und hat auf eine Art wohl recht, aber es ist zu Mutterpflichten und Muttersorgen bestimmt und darf die Fortdauer seiner Kinderspiele nicht einmal wünschen. Mein Gesetzgeber sieht freilich, daß große Genießungen große Begierden erregen, aber er sieht auch, daß große Begierden große Kräfte enthüllen, und daß die Anlagen der Menschheit ohne emporhebende Endzwecke und große Begierden ersterben . . . Er sieht, daß . . . ohne den Drang nötigender Umstände, großer Bedürfnisse und hoher Endzwecke nirgends sich der alles durchsetzende Mut enthülle, der in allen Lagen und Umständen die Wohltäter der Menschheit bildet. Kurz, alles zeigt ihm, daß die Menschheit zur Ausbildung ihrer Anlagen bestimmt ist, und also die Aufklärung der Nationen ..numgängliches Bedürfnis der Welt ist“ [23]. Die Klage über ..heerung der Sitten, welche von der Ausdehnung des

Erwerbs und der Einsichten einer Nation herrühre, hält er für „die Klage eines Mannes, der einen fetten Bach in seinem ganzen wilden Lauf durch seine Matte strömen läßt und dann klagt, sein Wasser trage ihm nur Grien und Sand in dieselbe. Er muß den Bach in Schleußen fassen und ihn in vielfacher stiller Verteilung über seinen Boden führen, dann wird er ihm auf eben der Matte, die er ohne diese Sorgfalt verheert, reiches Futter pflanzen. Er hält es für die Klage schwacher Augen, daß die Sonne jemals zu hell scheine . . . Wenn er aber seine Augen auf die auffallende Schiefe und Einseitigkeit unsrer gegenwärtigen Aufklärung auf die Hintensetzung der wesentlichsten Teile einer wahrhaften Nationalerleuchtung wirft, . . . so glaubt er, man habe nicht über Erleuchtung, sondern über Dunkelheit . . . zu klagen, und er verhehlt es nicht, daß unser Zustand ihm bloß als ein Zustand der Dämmerung vorkommt. Indessen ist Dämmerung freilich besser als Nacht." Bisher fehlt es auffallend an Ordnung und Verhältnismäßigkeit im Besitz und im Gebrauch unsrer Erleuchtung wie unsrer Reichtümer. „Allenthalben schimmern Detailkenntnisse, aber immer wird fester, reiner und uns in unsern nächsten Lagen beruhigender Wahrheitssinn seltner . . . Der Schluß dieser Nachforschungen wird also dahin auslaufen: man müsse das Volk, das man erleuchten will, in der Ordnung und recht erleuchten, und der Nation, welcher man Reichtümer und Erwerbsquellen zeigt, auch ihren Sinn und Willen zu weiser Anwendung dieser Güter hinlenken" [24].

So führt Pestalozzi in echt philosophischem Geist seine Einzelfrage auf letzte, allgemeingültige Wahrheiten zurück, deren Übereinstimmung mit den in der „Abendstunde eines Einsiedlers" zuerst dargelegten Grundüberzeugungen man nicht übersehen wird. Die unverrückbaren Grundsätze einer weitblickenden Kriminalpolitik sind in der Schrift mit großer Sicherheit getroffen; sie dürfen beanspruchen, heute und in alle Zeit zu gelten so gut wie damals. Übrigens ist auch in den besonderen Vorschlägen (auf die hier nicht weit*er ein*gegangen werden darf) kaum etwas, das nicht mit r

mäßig geringer Abänderung auf den heutigen und jeden gegebenen Zustand übertragbar wäre.

6. „Ein Schweizerblatt.“ Die Fülle der Stoffe, die sich ihm entgegendrängten, nachdem er einmal ans Schreiben gekommen war, wollte sich kaum bewältigen lassen. Wie um einen Ableiter dafür zu finden, entschloß er sich, nicht ohne Iselins Rat, zur Herausgabe einer volkstümlichen Wochenschrift, der er den einfachen Titel gab: Ein Schweizerblatt. Es erschien davon indessen nur ein Jahrgang (1782), den er zum größten und gewichtigsten Teil mit Erzeugnissen seiner eigenen fleißigen Feder füllen konnte. Auch dieser neue Versuch, dem Volke nahe zu kommen, ist also nicht recht eingeschlagen. Das Blatt fand wenig Zuspruch. Selbst der treue Iselin fand am Ton auszusetzen; und ohne Frage enthält es neben sehr bedeutenden Stücken auch solche, die Pestalozzis nicht ganz würdig sind. Das Blatt war lange wie verschollen; die Cotta-Ausgabe ignoriert es; selbst die Bibliothek des Instituts zu Iferten besaß kein Exemplar. Seyffarths emsiges Suchen war endlich mit Erfolg gekrönt, und so sind seit 1870 die von Pestalozzi herrührenden Stücke (die zwar nicht mit seinem Namen gezeichnet, aber durch Stil und Gedanken leicht kenntlich sind) wieder allgemein zugänglich geworden.

Von dem reichen und mannigfaltigen Inhalt ist einiges schon berührt worden: der schöne, für die Biographie Pestalozzis wichtige Nachruf an Iselin, der Aufsatz über die Erziehung seines Söhnchens, die Reste der Rede über die Freiheit. Ein paar kleine Stücke in dramatischer Form gefielen dem Verfasser selbst so, daß er eine Weile davon träumte, fürs Theater zu schreiben. Von den erzählenden Stücken sollte „Der Bauernschuhmacher“ in keinem besseren Lesebuch fehlen. Uns interessieren näher einige Aufsätze sozialpädagogischen Inhalts.

7. „Über den Bauern“. In dem Aufsatz (IX) „Über den Bauern“ fällt die fast übertriebene Betonung der Abhängigkeit des sittlichen Zustandes des Menschen von den Er-

werbsbedingungen auf. Die Betrachtung zielt hauptsächlich wieder darauf, daß das Eindringen der Industrie in eine bisher bloß landbauende Bevölkerung eine besondere Sorgfalt der Regierung für ein gesundes Hausleben des Volkes erfordert [25]. Auch hier aber legt er großen Nachdruck darauf, daß keineswegs an sich die Industrie zur Sittenverderbnis führen muß [26]. Der Welthandel, durch den „der Kaufmann Meister im Land", der Bauer und Bürger „an Ost- und Westindien, an Amerika und Asia angebunden" ist, wirkt auf jeden einzelnen Menschen zurück. Daß diese Wirkung zunächst keine heilsame, beweist nichts gegen die innere Notwendigkeit dieser Umwälzung: „Alle Revolutionen müssen im ersten Schlag Zerrüttung wirken, indem sie dem Menschen die Bande seines vorigen Zustands schwächen, entkräften und auflösen; aber sie knüpfen dann immer wieder neue." So ist es auch mit solchen „Revolutionen in Brotangelegenheiten" wie der gegenwärtigen. Allerdings aber legt eine solche Lage der Regierung besondere Verpflichtungen auf. Sie muß ihren Einfluß dahin lenken, den Geist des Volks allgemein zum Kunstfleiß aufzuwecken; sie muß Schulen veranstalten, die der neuen Lage des Volks angemessen, und geschickt sind, auf den Kopf und die Hände der Kinder einen zweckmäßigen Einfluß zu haben; vor allem aber muß sie ihre ernste Aufmerksamkeit auf die Abänderung der häuslichen Sitten des Volkes werfen, „um selbige in ein Geleis zu lenken, welches seinen Wohlstand dauerhaft zu sichern geschickt und mit den veränderten Bedürfnissen und Umständen seines Broterwerbs übereinstimmend." Kurz, sie muß „auf alle Weise die sorgfältigsten Anstalten treffen, ihr Volk für alles Gute, für jede Entwicklung des Geists und für jede Fertigkeit der Hand, die wohl angewendet wird, zu belohnen und aufzumuntern, und alles Böse, allen Mißbrauch des Verdiensts, alle Liederlichkeit, alle Unordnung und Unanstelligkeit zu beschämen und ihr vorzubiegen". Ein „Hand- und Hausbuch" zur Bildung des Industriearbeiters scheint ihm ein vorzügliches Bedürfnis; aber ohn
lange Nachforschungen und Erfahrungen über [illegible]

alles Fabrikverderbens und aller Fabrikvorteile sei ein solches Buch unmöglich gut, d. i. auf eine Art, die in die Beförderung und Sicherstellung des Hausglücks dieser Leute realen Einfluß haben würde, herzustellen [27].

8. „Gutachten über Kriminalgesetzgebung.“ Wie dieser Aufsatz mit der Grundabsicht von „Lienhard und Gertrud“ ersichtlich zusammenhängt, so auch das sehr bemerkenswerte „Gutachten über Kriminalgesetzgebung“, welches dem Arner seines Romans in den Mund gelegt ist. Es läßt den schon in „Gesetzgebung und Kindermord“ kurz angedeuteten Gedanken über die rechte Behandlung des Verbrechers eine sehr durchdachte Ausführung zuteil werden und führt ganz auf die dort entwickelte hohe sozialpädagogische Auffassung von der Aufgabe des Staats und namentlich der Kriminalpolitik wieder zurück. Eine harte Behandlung der Verbrecher ist überall da begreiflich und kaum zu vermeiden, wo es an der Fürsorge der Regierung für den Volkswohlstand allgemein mangelt. „Der große Punkt, Verbrecher menschlich behandeln zu dürfen, hängt . . . von der innern Ordnung, Kraft und Weisheit der Staatsgesetze und ihrer Verwaltung ab.“ Wenn die Obrigkeit dem Aussaugen, dem Übervorteilen, kurz aller Unordnung und Gewalttätigkeit, die die Quellen der meisten Verbrechen sind, Einhalt zu tun und Ordnung und häuslichen Wohlstand im Volk zu verbreiten versteht, dann, aber auch nur dann wird eine schonende Behandlung der Gefangenen ohne Gefahr für den Staat möglich sein [28]. Er macht dafür bestimmte Vorschläge: der Gefangene muß arbeiten können, er muß Atem schöpfen, Luft genießen, er muß Rechttun, Fleiß, Anstelligkeit, Einsichten rc. zeigen können [29]. Immer aber muß als erste Voraussetzung gelten, „daß die Gefangenen und Verurteilten Menschen seien, mit allen Anlagen, Leidenschaften, Vorurteilen, Gewohnheiten und Anhänglichkeiten begabet und beladen, wie alle andern Leute, und daß daher kein verderb-
r Irrtum sein könne als, die Verbrecher nicht mehr mit
ch Weise und dem Ton, mit dem man den übrigen
s Herz zu kommen gewohnt ist, regieren und

leiten zu wollen. Gefängnis, Zucht- und Arbeitshaus ist nichts anders und soll nichts anders sein als rückführende Schule des verirrten Menschen in die Bahn und den Zustand, in welchem er gewesen wäre ohne seine Verirrung; desnahen müssen diese Häuser alle den allgemeinen Bedürfnissen des Menschenherzens, wenn selbiges zu allem Guten zurückgeführt werden soll, angemessen sein und im Ganzen ihres Tons den Bedürfnissen dieses wesentlichen Endzwecks der Sache selber entsprechen"[30]. „Man kann es nicht genug wiederholen: die Verbrecher sind Menschen, und gewiß überhaupt nicht schwerer zu gewinnen als andere Leute. Wenn wir sie in ihrem Personale ins Auge fassen und nicht immer im idealischen Allgemeinen . . . betrachten, so werden wir in ihnen fast immer nur den schwachen, verirrten, leidenschaftlichen Menschen vor uns finden, wie wir ihn täglich in glücklichern Umständen an unserer Seite, an unserm Tisch, in unsern Kirchen auf unsern Rathäusern . . . kurz allenthalben antreffen"[31]. Die Pflichten des Staats gegen die Kinder der Gefangenen fordern die genaueste Aufmerksamkeit. Man soll sie nicht in allgemeine Erziehungsanstalten tun, sondern am Ort ihrer väterlichen Wohnung, im Genuß ihres Eigentums und ihrer Rechte von ihren Verwandten und Mitbürgern zu einem Beruf und zu einer Lebensart aufziehen lassen, die ihren Umständen angemessen ist, jedoch unter besonderer Aufsicht des Staats. Und hier bekennt er wieder seinen allgemeinen Grundsatz: „Leben zu lernen ist der Endzweck aller Auferziehung; auf verschiedene Art leben zu müssen ist das Schicksal der Menschheit, und es in seiner Lage nicht zu können und nicht recht gelernt zu haben, das größte Unglück aller Stände, und besonders die Quelle eines bejammernswürdigen Zustands für die niedere Klasse von Menschen; und in der Auferziehung des Menschen ist eben das eigene, unterscheidende Besondere der Individuallage eines jeden Hauses und einer jeden Person das, was sozusagen den Mittelpunkt ausmacht, um de[...]
Geist einer guten Auferziehung immer drehen [...]
sollte. Bei Vater und Mutter, bei Haus un[...]

das Kind recht eigentlich so in diesem Mittelpunkt der vorzüglichsten Erziehungslage; auch bei Nachbarn, Freunden, Verwandten und Dorfsgenossen, bei Leuten von gleichem Stand, Beruf, Sitten, Kenntnissen rc. steht das Landkind noch immer vorzüglich“ [32]; nicht so im Waisenhaus. So mündet auch diese Betrachtung wieder in seine große Grundlehre von der erziehenden Kraft des Hauslebens und der schlichten Berufsarbeit.

9. Weitere Stücke aus dem „Schweizerblatt“. Wie in den Verbrechern, so sieht er in den armen Irren nur seine Brüder (XV.): „Der Elende im Tollhaus ist Mensch wie ich . . . . Wenn etwas zu hoch über mir ist, so sehe ich nicht einmal gern nach ihm hinauf; es blendet alles so sehr, was in der Höhe; aber in Tiefen, die vor mir liegen, hinab zu sehen, ist mir natürlich und ein wahres Bedürfnis. Wenn ich die Elenden im Tollhaus sehe, so kann ich mich nie enthalten daran zu denken, daß es tausendmal wahrscheinlicher ist, daß ich werde wie dieser einer als wie Newton, Phidias, Homer, Pitt, Friedrich und die ihresgleichen“. [33]

Endlich sind zwei Stücke zu nennen, die aus der Fülle des Guten sich noch besonders herausheben: XXVI. „Etwas über die Religion“, und XXVIII. „Von der Erziehung“; wir geben beide, das letztere gekürzt, in unsrer Auswahl, auch auf die Gefahr, daß an der einseitigen Schätzung der Hauserziehung gegenüber der Schulerziehung im letzteren Stück mancher sich stoße. Es wäre nicht berechtigt, diese Stufe der Entwicklung Pestalozzis zu überspringen, oder jene Einseitigkeit, in der jedenfalls auch eine, wenngleich einseitige, Wahrheit liegt, in der Wiedergabe auch nur abzuschwächen.

10. Zinzendorf und der Illuminatenorden. Das Verlangen nach einem praktischen Wirkungskreis ließ ihn keinen Augenblick los. Ein Brief an Iselin [34] und eine Stelle im Nachruf an diesen [35] beweist, daß der Freund sich redlich
[illegible]at, ihm eine sei es bloß schriftstellerische oder auch
[illegible]ksamkeit in Wien zu verschaffen. Iselin hatte
[illegible]ng namentlich mit dem Grafen von Zinzendorf,

einem bedeutenden österreichischen Staatsmann, späteren Finanzminister, der ganz die aufgeklärten und humanen Gesinnungen seines Kaisers, Josephs II., teilte. Durch Iselin, dann auch durch den Landvogt Fellenberg [36] kam Pestalozzi mit Zinzendorf in Beziehungen; es haben sich 12 zwischen beiden gewechselte Briefe nebst zwei (hernach zu erwähnenden) Denkschriften Pestalozzis aus den Jahren 1783—1790 erhalten. Der Graf hatte die ersten Teile von „Lienhard und Gertrud" mit Interesse gelesen und nahm an der Fortsetzung des Werkes warmen Anteil. Pestalozzi bittet bei Übersendung des 4. Teils (26. Mai 1787) [37], dessen letzte Bogen, welche die Volksgesetzgebung betreffen, als ein an den Grafen gerichtetes Memoire über diesen Gegenstand anzusehen. Fort und fort wiederholt er in diesen Briefen, wie sehr ihm erweiterte Erfahrungen zur tieferen Prüfung der wichtigen Theorieen, die sich in ihm zu enthüllen schienen, mangeln. Er versichert, daß die Sehnsucht, in diesem Gegenstand praktische Dienste leisten zu können, alle Wünsche seines Lebens verschlinge, und daß er keine Laufbahn zu schwer und keine zu niedrig achten werde, die ihm zur Erzielung von Aussichten, die er durch eine vollendete Prüfung der Grundsätze der Berufsbildung des Volks erreichbar sehe, Weg bahnen möchte [38].

Um dieselbe Zeit ließ sich Pestalozzi bestimmen, in den Illuminatenorden einzutreten, eine damals weitverzweigte geheime Verbindung von etwas abenteuerlicher Entstehung, aber höchst humanen Absichten, der viele bedeutende Männer sich anschlossen, die indessen bald wieder zerfallen ist. Auch diese Verbindung suchte Pestalozzi wohl hauptsächlich zu benutzen, um der Erfüllung seines brennenden Wunsches nach einem praktischen Wirken, ähnlich wie er es einst auf dem Neuhof geübt hatte, dadurch näher zu kommen. Und zwar versuchte er auch auf diesem Wege zunächst in Wien Anknüpfung zu gewinnen; leider vergebens. Eine für den Kaiser bestimmte Denkschrift „öffentliche Kinder, Züchtlinge und Verbrecher für den Staat nützlicher zu versorgen "(Nov. 1782 [39]) wurde von den Illuminaten in Wien, denen er sie vorlegte

(unter den Ordensnamen Epiktet und Machiavell), ihm zurückgeschickt als weder neu noch anziehend genug; der Edle von Sonnenfels habe den gleichen Gegenstand längst besser und eindrucksvoller behandelt[40]. Das Memoire ist nicht erhalten; die Gedanken werden ungefähr die im „Gutachten Arners" niedergelegten gewesen sein.

11. Kaiser Leopold. Jedenfalls in ähnlicher Absicht wagte Pestalozzi auch, sein Buch dem Großherzog von Toskana, seit 1790 Kaiser Leopold II., zu übersenden[41]. Dieser nahm die Zusendung gnädig auf und gab ihm durch den Grafen von Hohenwart Erlaubnis, „über die Gegenstände der Volksbildung und alles, was er zur Beförderung des Wohlstands und der Aufklärung des Volks möglich und tunlich achte, immerfort an ihn zu schreiben"[42]. Er machte von dieser Erlaubnis auch sogleich Gebrauch, indem er dem Großherzog ein Memorial[43] übersandte, worin er seine bekannten Grundsätze, in schärfster Zuspitzung im Sinne einer „durch Staatsgewalt eingesetzten Dressur zum Völkerglück", wie Hunziker sich ausdrückt, entwickelt. Der Ausdruck ist kaum zu scharf gewählt: Pestalozzi fordert eine Zivilbildung, durch welche der Staat sich einer zulänglichen wirtschaftlichen Ausbildung jedes einzelnen seiner Glieder ebenso fest versichert, wie beim Militär der General der zweckmäßigen Bildung des letzten Mannes bei der Armee sicher ist. Er sieht hierin die Konsequenz des allgemeinen Einlenkens aller Staaten nach Handlung und Industrie, und findet, daß Europa sich allgemein wie von selbst gegen diesen Gedanken hinlenke[44]. Nicht ohne Grund sieht Hunziker hier Pestalozzi dem Fichte'schen Gedanken einer Kollektiverziehung der Jugend durch den Staat sehr nahe, und findet hierin die Erklärung dafür, wie Fichte dazu kommen konnte, seine Ausführung dieses Gedankens gerade an Pestalozzis Erziehungsgrundsätze, mit denen er fast in diametralem Gegensatz zu stehen scheinen kann, anzuschließen. So kühn aber und voreilend uns diese Idee heute erscheinen muß, bemerkenswert bleibt es, wie darin wieder einmal eine der tiefsten Tendenzen des Sozialismus, und zwar in deutlicher

Erkenntnis seines Zusammenhanges mit der damals erst von weitem sich anbahnenden wirtschaftlichen Umwälzung, vorgeahnt ist. — Im Juli 1790 sodann, als Leopold bereits seinem Vater in der Regierung gefolgt war, sandte Pestalozzi für ihn an Zinzendorf einen kleinen politischen Aufsatz betreffend eine Streitigkeit der Bündner mit ihren katholischen Untertanen, „Zum Mailänder Kapitulat“ [45]. Er kam damit zu spät; die Angelegenheit war inzwischen bereits (im gegenteiligen Sinne) erledigt. Schon im nächsten Monat sandte Pestalozzi einen anderen Aufsatz „über die Verbindung der Berufsbildung mit den Volksschulen“ [46] ein. Er bemerkt dazu, er habe den Aufsatz gekürzt, da er den nämlichen Gegenstand in der neuen Ausgabe von „Lienhard und Gertrud“ ausführlich behandle. Wirklich stimmt die Denkschrift im ganzen Gedankengang und vielfach auch im Wortlaut mit dem Schlußkapitel der zweiten Bearbeitung des Romans [47] überein. Auch hier ist die Absicht unverkennbar, sich selbst zur „Ausführung von Probeversuchen“ in der bezeichneten Richtung dem Herrscher zu empfehlen. So dringend aber auch seine Bitte war und so bestimmt er [48] auf ihre Erfüllung glaubte rechnen zu dürfen, man hat ihn, wie es scheint, nicht einmal einer Antwort gewürdigt; „womit dieses Verhältnis seine Endschaft erreichte“. Noch in seinen letzten Lebenstagen, schreibt Pestalozzi an (den jüngeren) Fellenberg [49], habe der „gute Kaiser Leopold“ von ihm als „von einem guten Abbé de St. Pierre“ geredet. Zu verwundern ist es freilich nicht, wenn Pestalozzis Vorschläge dem Kaiser allzu revolutionär erschienen.

12. Nicolovius. Das Scheitern jeder Aussicht, für die Volkserziehung wieder praktisch tätig sein zu dürfen, hinterließ in ihm begreiflich eine tiefe Niedergeschlagenheit; mußte er doch die Jahre seiner besten Schaffenskraft unwiederbringlich enteilen sehen, ohne daß er für die Sache, der er sein Leben geweiht hatte, auch nur den Finger rühren durfte. Ein andrer möchte in einer so reichen und bedeutenden schriftstelleris Tätigkeit, wie er sie in dieser Zeit entfaltete, Befrie *gesucht und vielleicht* auch gefunden haben; ihm w

aus nur Mittel zu seinem höheren Zweck; sie konnte ihn nicht befriedigen, solange dieser höhere Zweck unerreicht blieb.

Seine äußere Lage zwar gestaltete sich leidlicher; seit 1787 hatte sein Sohn die Bewirtschaftung des Neuhofs, die ihm längst zur Last geworden war, übernommen; so mangelte es ihm nicht an Muße für seine Arbeiten; auch hören wir von öfteren Besuchen bei Freunden und Verwandten.

Mehrere neue Beziehungen, die in der Folge wichtig wurden, knüpften sich im Beginn der 90er Jahre an. Im Jahre 1791 suchte Nicolovius ihn auf, der später als preußischer Staatsrat unter den Ministern v. Humboldt und Altenstein so bedeutend für die Aufnahme Pestalozzischer Ideen in den preußischen Volksschulunterricht zu wirken berufen war. Er war damals, noch ein junger Mann, mit Leopold von Stolberg nach Zürich gekommen; „Lienhard und Gertrud" hatte auf ihn einen starken Eindruck gemacht; so war es natürlich, daß er sich nach dem Verfasser erkundigte; es traf sich, daß Pestalozzi um eben diese Zeit zur Stadt kam, und so lernten die beiden sich kennen und lieben. Pestalozzi lud ihn dann zu sich auf den Neuhof ein, wo sie einige Tage in herzlichstem Verkehr zusammen lebten. Nicolovius schreibt darüber an einen Freund: „Ich habe mit einem Manne Bekanntschaft gemacht, der wahrlich in jedem Sinne ein Mann ist, durch die Höllenfahrt der Selbsterkenntnis geläutert und mit apostolischem Geist erfüllt"; dem es „mit der Wahrheit ernst ist wie wenigen"; er kam vom Neuhof „voll Freude über den Geist seines Hauses und seinen eignen inneren Schatz"[50]. Es ist die einzige persönliche Begegnung der beiden Männer geblieben; aber ihr Verhältnis blieb ein ungetrübt warmes und inniges trotz der äußeren Trennung. Von ihrem Briefwechsel, der, wenn auch mit Unterbrechungen, bis gegen das Lebensende Pestalozzis fortgesetzt wurde, sind bedeutende Stücke glücklicherweise erhalten. Ein besonders wertvolles Do-
...t ist der in zwei Fassungen vorliegende, aber, wie es
...ius' Hände gelangte Brief vom 1. Ok-
...r, offenbar in Antwort auf eine

Mitteilung, daß andere (Lavater? Stolberg?) wegen seiner freien Auffassung des Christentums Bedenken geäußert hatten, sich gegen den damals bei Jacobi in Pempelfort weilenden Freund in sehr bezeichnender und sehr offener Weise über seine religiöse Stellung ausspricht.

13. Brief vom 1. Oktober 1793. „Du kennst Glülphis Stimmung: sie ist die meinige. Ich bin ungläubig, nicht weil ich den Unglauben für Wahrheit achte, sondern weil die Sonne[52] meiner Lebenseindrücke den Segen des Glaubens vielseitig aus meiner innersten Stimmung verschoben. Von meinen Schicksalen also geführt, halte ich das Christentum für nichts anderes als für die reinste und edelste Modifikation der Lehre von der Erhebung des Geistes über das Fleisch, und diese Lehre für das große Geheimnis und das einzig mögliche Mittel, unsere Natur im Innersten ihres Wesens ihrer wahren Veredlung näher zu bringen oder, um mich deutlicher auszudrücken, durch innere Entwickelung der reinsten Gefühle der Liebe zur Herrschaft der Vernunft über die Sinne zu gelangen. Das, glaube ich, sei das Wesen des Christentums. Aber ich glaube nicht, daß viele Menschen ihrer Natur nach fähig seien, Christen zu werden .... Ich glaube, das Christentum sei das Salz der Erde: aber so hoch ich dieses Salz auch schätze, so glaube ich dennoch, daß Gold und Stein und Sand und Perlen ihren Wert unabhangend von diesem Salz haben, und daß die Ordnung und die Nutzbarkeit aller dieser Dinge unabhangend von demselben muß ins Auge gefaßt werden. Ich glaube nämlich, alles Kot der Welt hat seine Ordnung und sein Recht unabhangend von dem Christentum, und, Freund, indem sich meine Wahrheit auf das Forschen nach diesem Recht und nach dieser Ordnung beschränkt, fühle ich die Schranken meines Gesichtspunktes ganz, aber dann ahnet mir auch, meine Stimme sei wie die Stimme eines Rufenden in der Wüste, einem andern, der nach mir kommt, den Weg zu bereiten; es ist mir oft nicht anders als, ich wüßte selb *nicht, was ich tue* und wohin ich gehe. Indessen reißt r

mein Herz zu jedem Wort, das ich rede, mit unwiderstehlicher Gewalt hin, und indem ich vom Zauber der Schranken, der mich umfesselt, selbst leide, kann ich mir das Zeugnis geben: es ist mir in dem Kreis, über den ich nicht hinauszugehen vermag, bei jedem Wort Ernst, das ich rede. So stehe ich ferne von der Vollendung meiner selbst und kenne die Höhen nicht, von denen mir ahnet, daß die vollendete Menschheit zu ihnen hinanzuklimmen vermag. — So viel, Freund, für diesmal von meinem Nichtchristentum." Nicolovius jedenfalls verstand ihn wohl. Er schreibt um jene Zeit an Jacobi: „Das glaube ich fest, daß neben allem, was man Gnade nennt, ein Weg der Natur läuft, der ungestört zu lassen ist; daß es ein heiliges Feuer von Jugend auf gibt, welches sich selbst läutert und veredelt, einen angebornen Geist der Freude und Liebe, der verklärt und auf sicherm Weg zum schönsten Ziele leitet." Das mochte ihm wohl in dem mit Begeisterung geliebten Freunde lebendiger als je in einem Andern entgegengetreten sein.

14. Reise nach Leipzig. In das Frühjahr 1792 fällt eine Reise Pestalozzis nach Leipzig, wo seine Schwester verheiratet und eine Schwester seiner Mutter, Witwe des Kaufmanns Heinrich Weber aus Zürich, seit kurzem verstorben war. Den Anlaß zur Reise gab die Vertretung der Erbansprüche seiner Mutter und seines Oheims Dr. Hotz[53]. Nach einer Angabe Blochmanns[54] hätte Pestalozzi auf dieser Reise die Bekanntschaft Klopstocks, Goethes, Wielands, Herders und Jacobis gemacht, auch manche Schullehrerseminare besucht, über die er sich nichts weniger als befriedigt geäußert habe. Diese Angabe scheint ganz oder teilweise auf Mißverständnis zu beruhen. Goethes Tagebücher enthalten keine Spur einer Begegnung mit Pestalozzi in dieser Zeit. Herder hat für dessen Schriften warme Teilnahme bewiesen, aber um so auffallender wäre es, daß von einer persönlichen Begegnung beider Männer sich sonst gar keine Erinnerung erhalten haben sol[...] [...]ffen mit Klopstock oder Jaco[...] [...]gegen

liegt eine andere Spur seiner damaligen Anwesenheit in Leipzig vor in Schillers Briefwechsel[55]. Wir erfahren daraus, daß der Verleger Göschen in Leipzig einen Augenblick daran dachte, im „Historischen Kalender für Damen", in welchem kurz vorher Schiller seinen 30jährigen Krieg veröffentlicht hatte, eine Darstellung der Geschichte der Reformation erscheinen zu lassen, welche Pestalozzi verfassen sollte. Schiller schreibt darüber am 14. Oktober 1792 an Göschen und folgenden Tags an Körner; er rät entschieden ab. Nicht so sehr daraus, daß er ihn bei diesem Anlaß gegenüber Göschen „unseren" Pestalozzi nennt, als aus der Art, wie er über ihn urteilt, liegt es nahe zu schließen, daß Schiller ihn persönlich kennen gelernt haben müsse[56]. Schiller fürchtet, Pestalozzi werde die Geschichte der Reformation aus einem dem seinigen schnurgerade entgegengesetzten Gesichtspunkt, nicht mit „philosophischem, völlig freiem Geiste" darstellen und in der Schreibart zu sehr „ins Trockne fallen". Diese jedenfalls schiefe Meinung konnte er schwerlich aus Pestalozzis Schriften gewonnen haben; nach diesen durfte er eine nur allzu philosophisch freie Behandlung und eine nur zu weit vom trocknen historischen Ton sich entfernende Schreibart erwarten. Weit eher wäre es denkbar, daß Schiller bei einer vielleicht nur flüchtigen persönlichen Begegnung einen solchen mehr nur negativen Eindruck von Pestalozzi erhalten hatte; denn dieser konnte, wo er sich nicht frei gab, gewiß leicht mißkannt werden oder, richtiger gesagt, unerkannt bleiben.

15. Die Revolution. Briefe an Emanuel Fellenberg. Im Winter 1793/94 bewohnte Pestalozzi einige Monate in Richtersweil das Haus seines Oheims Hotz, der selber verreist war. In dieser Zeit knüpfte sich eine neue wichtige Beziehung an, nämlich mit Fichte. Wir sind darüber am genauesten unterrichtet durch Briefe, welche Pestalozzi in den Jahren 1792—1794 mit dem jungen Emanuel Fel[...]berg wechselte, dem Sohne jenes Fellenberg, der 177[...] als Landvogt auf Wildenstein sein Nachbar gew[...] jene Zeit eine der bedeutendsten Persönlichkeit[...]

Regierung war. Der Sohn Fellenberg (geb. 1771) hatte im Elternhaus von Pestalozzi oft reden gehört und von seinem Roman einen unauslöschlichen Eindruck erhalten, so daß er frühzeitig entschlossen war, dereinst im Geiste Pestalozzis zu wirken. Er war dann auch persönlich mit ihm in nahe Verbindung gekommen; der so viel ältere Mann begegnete ihm, wie die Briefe beweisen, mit herzlichem Zutrauen. Pestalozzi schreibt [57]: „Ich danke Ihnen für einen Brief, worin die Liebe zum Guten Sie freilich zu weit führt. Ich bin ein schwacher alter Mann; meine Kenntnisse haben ungeheure Lücken, das Maß meiner Geisteskräfte ist verhältnismäßig sehr klein; mein Wille ist in vielen Stücken ohne hemmendes Interesse — das ist vielleicht mein einziges Verdienst, und Ihre Menschenliebe schätzt um des Wenigen willen, das ich für Wahrheit und Menschenglück getan, mich über meinen Wert. Das ist dankenswert, aber ich weiß und soll wissen, was ich bin und wie schwach ich bin.“

Die zwischen beiden gewechselten Briefe sind besonders merkwürdig wegen einiger bezeichnender Äußerungen Pestalozzis über die Revolution in Frankreich. Er schreibt im Hinblick auf die dortigen Ereignisse (die Hinrichtung Ludwigs XVI?): „Solche Zufälle sind momentan . . . Laßt uns unsern Weg ruhig gehen und auf alles, was nicht in unserer Gewalt ist, ruhig hinblicken und nie vergessen: was ist unter hundert Millionen ein einziger Mensch! — Es sind wenige Dinge in der Welt, die im Ganzen einen andern Wert für uns haben, als daß sie uns selbst, in unserm Innern, besser oder schlechter machen. Mir ist die Welt von Herzen gleichgültig und die Wahrheit (nur) um des kleinen Kreises willen, in dem ich nahe um mich zu wirken vermag, und um ihrer selbst willen lieb . . . . . Man muß seine Augen wegwenden von allem, was geschieht, um für das, was sollte geschehen, in sich selbst reineres Gefühl zu erhalten . . . . Bei der durch
spotismus abrutierten Volksklasse ist nicht das Ge-
selbst zu hoffen, höchstens Schrecknisse, die den
aber den Volksruin mit dem

Ruin der Fürsten verbinden. Also müssen wir von allem, was geschieht, zurücktreten und für uns selbst, mitten unter den Schrecknissen, an denen wir keinen Teil nehmen, die von allen Begegnissen unabhängigen Wahrheitsfundamente suchen, die, mit keinem Zeichen weder der demokratischen noch der aristokratischen Zeitwut gebrandmarkt, vorzüglich bei denen Eingang finden, deren Lage und Umstände zur Beförderung gemeinnütziger Wahrheit vorzüglich geschickt ist . . . . Um ein ganzes Menschenalter müssen wir zurück, wenn der Krieg fortdauert. Mein einziger Trost ist: laßt uns unser Werk tun, als wenn wir den Gang aller Dinge nicht sähen."

16. Fichte und Kant. Mit dem Suchen der „von allen Begegnissen unabhängigen Wahrheitsfundamente" war es ihm sehr ernst. Er bemerkt in demselben Brief: „Ich bin zufrieden mit dem Vorrücken meiner Arbeit. Ich habe meiner Politik Fundamente gesucht. Bald schicke ich Ihnen ausgearbeitete Stücke . . . Mein altes Manuskript ist unter den Händen eines Abschreibers, und ich sende es Ihnen gewiß. Fichte sagte auch: ich solle die Philosophie meiner Politik dieser Schrift mit dem Drucke vorangehen lassen." — „Diese Schrift", das „alte Manuskript", ist die bald zu betrachtende wichtige Schrift „Ja oder Nein", die im Februar 1793 verfaßt, aber nicht veröffentlicht wurde; die „Philosophie seiner Politik", mit der er gerade damals beschäftigt war, ist ohne Zweifel die noch bedeutendere, 1797 erschienene Schrift „Meine Nachforschungen".

Es war nicht ohne wichtige Folgen, daß gerade in diese Zeit seiner ernstesten theoretischen Vertiefung die Begegnung mit Fichte fiel. Dieser war 1788 als Hauslehrer nach Zürich gekommen; er verlobte sich dort mit Johanna Rahn, einer nahen Verwandten von Pestalozzis Frau, die auch ihm selbst nahe stand. Es war ebenfalls in Zürich, daß Fichte von der Philosophie Kants ergriffen wurde. Er suchte den Meister 1792 in Königsberg auf; dann kam er nochmals nach Zürich; er hielt dort in jenem Winter (1793/94) Vorlesungen, ehe er als Nachfolger des Kantianers Reinhold nach Jena über-

siedelte. Im Hause seiner Braut hatte er Pestalozzi, den er längst verehrte, auch persönlich kennen gelernt. Im Dezember 1793 nun machte er mit dem dänischen Dichter Baggesen und dem Kunstschriftsteller Fernow, die nach Zürich gekommen und mit ihm bekannt geworden waren, einen Besuch bei Pestalozzi in Richtersweil. Sie verbrachten gemeinsam dort ein paar Tage, und Fichte blieb dann noch etwas länger. Fernow beschreibt Pestalozzi[58] als „häßlich und blatternarbig von Gesicht, simpel in seiner Kleidung und seinem Äußern wie ein Landmann, aber so voll Gefühl, wie ich wenig Menschen kenne . . . dabei voll trefflicher praktischer Philosophie . . . Mit diesen beiden Männern (Pestalozzi und Fichte) schwanden uns die Stunden wie Sekunden, und ich habe diesen Tagen viele selige Augenblicke zu verdanken." Zwischen Pestalozzi und Fichte kam es zu tiefer Aussprache. Am 16. Januar 1794 schreibt Pestalozzi an Fellenberg: „Ich bin tief in den Begriffen meines neuen Werkes begraben . . . Fichte rezensiert Lienhard und Gertrud mit Rücksicht auf die Grundsätze der Kantischen Philosophie . . . Ich freue mich, durch meine mündliche Unterredung mit Fichte schon überzeugt zu sein, mein Erfahrungsgang habe mich im wesentlichen den Resultaten der Kantischen Philosophie nahe gebracht." Es sei gleich hier eingeschaltet, daß wenige Jahre später Johann Rudolf Fischer von Bern, der in Jena Fichtes Schüler und warmer Verehrer geworden war, gerade in den „Nachforschungen" ein „öfteres ungesuchtes, sogar unbewußtes Zusammenstimmen mit Fichte und Kant" fand. „Einige Hauptpunkte ihrer Übereinstimmung zeigte ich ihm, es freute ihn ungemein . . . Er klärte mir Fichten auf, so wie dieser hinwieder durch seine bedächtliche Gründlichkeit die Wahrheit des zwanglosen Forschers mir sicherte . . ."[59] Pestalozzi hat die Schriften Kants so wenig studiert wie die Fichtes; aber er hat aus eigener Intuition Grundansichten des Menschentums gewonnen, deren Übereinstimmung mit denen Kants von den philosophisch geschulten Zeitgenossen einmütig anerkannt ward und ihnen sofort auffiel; *so, wieder einige* Jahre später, de-

und wiederum Karl Ritter, um von solchen ganz zu schweigen, die, wie Niederer und Johannsen, fremde philosophische Ideen in Pestalozzi hineingetragen haben. Fischer kennzeichnet die Art des Pestalozzischen Philosophierens schlagend richtig, wenn er sagt: die Deduktionen liegen in seinen Darstellungen, und diese sprudeln dann mit einem Reichtum und Kraft hervor, welche sich mit der Methode der erstern nicht vertrügen. Und von ihm selbst überliefert er den Ausspruch: „Von Prinzipien und Deduktionen weiß ich nichts, ich überlasse mich einzig meinen Gefühlen; diese liefern mir nebst meinen Beobachtungen Stoff genug; ich kämpfe mit der Sprache; die Ideen liegen mir tief im Hintergrund; aber ich fühle, daß eben dadurch manches oder alles wärmer hervorquillt."

17. Pestalozzi französischer Bürger. „Ja oder Nein". Es war die gewaltige Gärung des Revolutionszeitalters, welche für ihn wie für jeden Denkenden die dringende Aufforderung enthielt, nach neuen Fundamenten der Politik, ja Fundamenten des Menschentums zu forschen. Nicht als ob dies philosophische Bedürfnis überhaupt erst durch die Zeitströmung in ihm geweckt worden wäre. Schon in seinen jungen Jahren war Pestalozzi in die sozialphilosophischen Grundsätze Rousseaus tief eingedrungen; schon in der „Abendstunde" sprach sich in ganzer Ursprünglichkeit der Drang aus, zu den echten Grundlagen menschlicher Wahrheit vorzudringen; und im letzten Teil von „Lienhard und Gertrud" rang er ernstlich um die allgemeine Theorie, geradezu um die „Philosophie" der Gesetzgebung und der Religion nicht minder als der Erziehung. Noch während der Arbeit an diesem letzten Teil schrieb er an Zinzendorf[60]: „Noch mehr als dieser Teil beschäftigt mich jetzt mein Plan, die allgemeine Theorie der echten Menschenführung durch Nachforschungen über die eigentlichen Grundtriebe unserer Natur sowohl, als über die Geschichte und Erfahrung alles dessen, was bis auf jetzt die Menschheit in ihren verschiedenen Lagen *mehr* oder minder glücklich und unglücklich gemacht, in ein *helleres und* unzweideutigeres Licht zu setzen, als sie mir gegen-

wärtig noch nicht gesetzt zu sein scheint." Die zweite Bearbeitung seines Romans bedeutete einen weiteren Schritt zur Theorie des sozialen Lebens; und völlig erhebt er sich zu einer solchen — soweit er nach der Eigenart seiner Anlage und nach dem Gange, den seine Entwicklung einmal genommen hatte, dessen fähig war — in den „Nachforschungen".

Indessen war er gewohnt, stets von Anschauungen und Erfahrungen seinen Ausgang zu nehmen. Vor ihm lag die große Anschauungstatsache der französischen Revolution. In tiefer Intuition durchblickt er ihren inneren Zusammenhang und bringt, was er gesehen, zu starkem, selbst drastischem Ausdruck in der Schrift „Ja oder Nein? Äußerungen über die bürgerliche Stimmung der europäischen Menschheit in den obern und untern Ständen. Von einem freien Manne. Im Hornung 1793." So nämlich lautet die Aufschrift eines fragmentarischen Entwurfs von Pestalozzis eigner Hand, den Hunziker[61] und nach ihm Seyffarth[62] veröffentlicht hat. In einem Briefe an Lavater[63] lautet der Titel: „Über die bürgerliche Stimmung der europäischen Menschheit. Ein Denkmal der Zeit." Sehr bezeichnend äußert er sich in eben diesem Briefe über die Schrift: „Sie wollen, ich solle den Begriff Feudalsystem richtig bestimmen. Das mögen die tun, die es können, ich verstehe die Sach nicht; mein Gefühl führt mich sicher, aber in Definitionen da lasse ich mich nicht leicht hinein . . . Nein, tief ist das Buch nicht; es ist warm, aber oberflächlich; dem will ich, will's Gott, mit den Bögen, die ich jetzo bearbeite, abhelfen; diese gehen ohne Vergleichung tiefer; sie müssen es auch, denn ich wage es, diesen den Titel zu geben: Dazwischenkunft der Menschennatur zwischen die im Streit stehenden Meinungen von dem bürgerlichen Recht des Menschen." Ein diesem ähnlicher Titel ist in einem anderen, kürzeren Fragment erhalten[64]: „Dazwischenkunft des Menschengefühls im Streit einiger Meinungen über das tierische, das gesellschaftliche und das sittliche Recht unsrer Natur."

[illegible] der Grundgedanke der „Nachforschungen"

Der Titel hat in dem Bruchstück noch den weiteren Zusatz: „Von einem französischen erwählten Bürger." Pestalozzi war nämlich am 26. August 1792 neben einer Anzahl von Deutschen (Schiller, Klopstock, Campe) und andern Ausländern von der gesetzgebenden Versammlung zum französischen Ehrenbürger ernannt worden[65]. Ein Dankschreiben Pestalozzis ist erhalten[66], worin er sich dem Nationalkonvent für die notwendige Reform der Volksbildung zur Verfügung stellt.

18. „Ja oder Nein": Sinn der Frage. Über seine Stellung zur Revolution nun gibt die genannte Schrift „Ja oder Nein" bestimmten Aufschluß. Ja oder nein? Nämlich: „Ist denn wirklich die Zeitaufklärung schuld, daß Europas Fürsten nicht mehr auf ihren Thronen sicher sind? Ist es denn wirklich wahr, daß Moderäsonnements von Freiheit und Menschenrechten der obrigkeitlichen Gewalt entscheidende Gefahr drohen, wahr, daß ganze Völker, von Zeitbüchern verführt, einem Klub von Bösewichtern verkauft sind, deren Zweck dahin geht, Anarchie über unsern Weltteil zu verbreiten? .... Oder ist alles dieses ein Traum, und sind es im Gegenteil große, entschiedene Regierungsirrtümer und drückendes, durch diese Irrtümer allgemein verbreitetes Leiden und Unrecht, was die Menschheit unseres Zeitalters über ihre Lage mißmutig macht und dadurch auch die wahrsten Begriffe von Freiheit und Menschenrechten dem Volke für den Augenblick vergiftet? Ist es wirklich wahr, daß die Verwahrlosung, in welche das Volk Europas dahingegeben ist, und das Unrecht, welches es leidet, seine Empfindungen rechtmäßig empören und das Innerste seiner Natur notwendig zu den gefährlichen Neigungen einer gewaltsamen Selbsthülfe, die Anarchie zur Folge haben muß, hinlenkt"? Wer das Erstere annimmt, wird die einzige Rettung darin sehen, daß man „der ganzen neuern Philosophie durch das Militär den Fußtritt gebe", und auch mit List, Betrug und Bestechung selbst das Gute, das sie habe, so lange stillstelle, „bis der Schwindel vor Menschenrechten allgemein wieder aus d

heraus, und der Gehorsam gegen alle bestehende Gewalt in ganz Europa wiederhergestellt und gesichert, und alle Sprecher des Demokratismus zum Stillschweigen gebracht sind . . .“ Ist aber das Andre die Wahrheit, so ist von solcher gewaltsamen Unterdrückung jeder Freiheitsbestrebung nichts zu hoffen; man muß vielmehr alles versuchen, „die Fürsten des Weltteils zu einer Koalition für und nicht wider die Menschenrechte, und wenigstens dahin zu vermögen, daß sie der Blutfehde wider die Freiheitsbegriffe und wider die Ansprüche an Menschenrechte sich wenigstens nicht mit verbundenen Augen überlassen“ [67].

Man sagt: die philosophischen Schriftsteller haben den Völkern romantische Begriffe von einer in der Welt nicht möglichen Freiheit beigebracht, und sie dadurch für alles Gute, das sie in ihrer gegenwärtigen Lage wirklich besitzen, blind, und gegen alles Lästige, das sich darin befinden mag, unduldsam gemacht. Aber ehe man diese Antwort unbedingt annimmt, muß man doch zuerst fragen: Ist das Volk Europas in seiner Lage wirklich glücklich? Ist das Lästige in derselben bloß ein erträglicher Zusatz zu dem überwiegenden Guten, . . . und hat die Unduldsamkeit gegen dieses Lästige wirklich das Gepräge, als ob sie von den Philosophen mehr noch als von dem Lästigen selbst herrühre? [68]

19. „Ja oder Nein“: Allgemeine Beantwortung der Frage. Er forscht nach den Ursachen, durch die es zur gegenwärtigen Lage hat kommen können. Er sieht den letzten Grund, nicht in historischer Genauigkeit, aber in der allgemeinen Richtung kaum fehlgehend, in dem Übergang von der Feudalverfassung zu der modernen, absoluten Monarchie, wie sie am schärfsten in Ludwig XIV. sich ausgeprägt hatte. Er erkennt klar den Ursprung der neuen französischen Gleichmachungskunst in dem Systeme des Absolutismus. Dieser wirkte längst egalisierend; die Könige machten alle Stände sie machten sie alle schlecht [69]. „Die Sucht der da- Egaliseurs war auch so ansteckend wie jetzt, und ihr das *nämliche* . . . Die zügellose Jagd gegen die

Privilegien aller Stände, die Gleichmachung aller Rechte, die Ebenmachung aller Straßen, die Soldatenmachung aller Menschen, die Beiseitlenkung des göttlichen Willens und des priesterlichen Einflusses, insofern sie dem obersten Staatsbedürfnis der auf der königlichen Vernunft ruhenden Gleichmachung aller Stände entgegenstand .... alle diese Verirrungen der Vernunft, der Staatskunst und der gesellschaftlichen Ordnung gingen damals von Versailles aus, wie sie jetzt von Marseille ausgehen, und wurden weit und breit guter Weltton, wie sich jetzt das Marseiller System guter Weltton zu werden wenigstens bestrebt"[70].

Ihm ist es „ausgemacht, daß die Fehler der untern Stände, über die man jetzt klagt, in den vorhergegangenen Fehlern der obern Stände also ihren Grund haben, daß das Dasein der letztern das Entstehen der erstern vermöge der menschlichen Natur so viel als notwendig macht. Indessen ist es in den obern Ständen beinahe ein Gemeines, anzunehmen, das niedere Volk könne und solle bei allen Verirrungen des obern und sogar der Gesetzgebung dennoch in seinen Kreisen alle bürgerliche Tugend und alle bürgerliche Weisheit erhalten, die (doch) in der Welt nirgends Platz findet, als da, wo selbige durch die Weisheit der Gesetzgebung und die Kraft des bürgerlichen Rechtes gebildet und erhalten wird"[71].

Indessen wäre es wiederum Unrecht, die Regierenden allein zu beschuldigen. Der letzte Quell des Übels liegt tief in der menschlichen Natur: der Mensch kommt „in allen Lagen und Verhältnissen des bürgerlichen Lebens zu dieser Herabwürdigung des gesellschaftlichen Rechts und zu diesem Mißbrauch der bürgerlichen Kraft". Aber er kommt dazu allerdings desto leichter, je höher er in der Stufenfolge der gesellschaftlichen Ordnung steht. Daher werden die obern Stände immer lange vor dem Mittelstand schlechte Bürger; das ist psychologisch nicht anders möglich: das schrankenlose Leben der obern Stände wirkt ansteckend auf die untern; „der Luxus der obern wird Sitte aller Stände, die Bedürfnisse mehren sich **ins** *unendliche,* die Mittel haben ihre Schranken, die **Not wird**

allenthalben fühlbar . . . der Zustand der Menschheit wird künstlich, das Gedränge der Brotjagd wird groß . . . die Sitten töten den Fleiß, die Not tötet die Ehre, Geld wird alles in allem, der Handelsstand wird prahlerisch, und das Volk wie die vornehmen Leute sinnlich, träge, anmaßlich, sorglos, drückend, eitel, launig, verschwenderisch, unordentlich, gewalttätig und blutdürstig. Dann folgen die Ansprüche der Plebejer an alles, was die Patrizier ziert, und wir sind da, wo wir uns sehen“. Das Feudalsystem mit allem Drückenden, das es enthielt, war doch durch die Hemmungen, die es auch für die Großen einschloß, ein festerer Halt gegen solche Schrankenlosigkeit der Begierden oben und unten als unsere philosophischen Allgemeinheiten. Die bloße Bestürmung der alten positiven Rechte der Menschen, die von den Königen angefangen, von den Philosophen belobt wurde, kann dem wahren Weisen so wenig genugtun, als die in eben diese Zeit eingeschlagene und in eben diesem Geist betriebene Bestürmung der alten positiven Religionslehren. „Ungeheure Tempel liegen in Ruinen, und es ist auch noch nicht ein Stein aufgeführt zu einem neuen Gebäude“ [72].

Das Ergebnis ist klar: „Die Menschen sind also nicht durch die Annahme philosophischer Träumereien elend geworden, sondern sie haben die philosophischen Träumereien angenommen, weil die Könige sie schon elend gemacht haben. Und indem man in dem Philosophenverderben die allgemeine Quelle des Weltverderbens gesehen, hat man die Urquelle des Übels, die auch die Quelle des Philosophenverderbens ist, aus den Augen gelassen — man hat es aber, denke ich, aus Höflichkeit getan“ [73]. — „Mir scheint es Wahrheit: die Allmachtsansprüche der Höfe haben den Vorhang des Heiligtums aller gesellschaftlichen Verbindungen zerrissen“ [74]. Indem „die Hofallmacht in Kraft der allgeliebten Irrtümer in philosophischer Bestimmung der Majestätsrechte Leib, Ehr, Gut und Blut der Untertanen unbedingt und allgemein ohne ein weiteres Recht und wider alles andere Recht ansprach“, und dadurch von dem Beschwerlichen, das diese philosophische All-

gemeinheit der Königsrechte über die übrige Menschheit verhängte, sich ganz frei machte, „tanzte sie ... seit Jahrhunderten den Taumeltanz, den jetzt der Pariser Pöbel zum Entsetzen der eigentlichen Großväter seiner Grundsätze ohne Hosen probiert“ [75].

20. „Ja oder Nein“: über Staatschristentum. Äußerst scharf urteilt Pestalozzi über die Mitschuld des geistlichen Standes. Die Geistlichen haben sich vielfach dahin erniedrigt, auch bei offenbar ungerechten Forderungen „dem Untertanen die Schuldigkeit eines ganz blinden Gehorsams unbedingt an den Hals zu werfen“ . . . Zwar „wissen die Christen alle gar wohl, daß das Evangelium kein System des bürgerlichen Rechts ist; es nimmt sich der Dinge dieser Welt weder rechts noch links an, es macht keinen zum Herrn und keinen zum Knecht; aber indem es alle Christen in das nahe Verhältnis der reinsten und engsten Brüderschaft bringt, fordert es ganz sicher von Obrigkeiten, die Christen sind, . . . eine Gemütsstimmung, die beim corpore des obrigkeitlichen Standes als solchen sich in der Welt nirgends findet. Warum sollte man die Wahrheit verhehlen? Die Welt wird nicht christlich regiert, die Regierungen als solche sind nicht christlich, und der Staat als Staat handelt in seinen wesentlichsten Einrichtungen bestimmt wider das Christentum. Eine christliche Armee, eine christliche Schlacht, christliche Feldprediger, christliche Finanz- und Kabinetsoperationen, christliche Polizeimandate und christliche Maßnahmen, den blinden Gehorsam der Untern und die Allmachtsrechte der Obern auf Kind und Kindeskind zu sichern, das alles sind Sachen, die, wie der Mann im Mond, nur in der Einbildung verirrter Leute ihr Dasein haben. Die Geistlichen wissen das gewöhnlich auch sehr wohl, wenn sie die Großen entschuldigen, aber sie vergessen es immer, wenn sie die Kleinen anklagen“. Sie sollten zum wenigsten die Lehre Christi von der Politik bestimmt trennen, und nicht „selbst in den Reden, die sie den Gottesdienst nennen, tun, als ob es eine ausgemachte Sache sei, daß der liebe Heiland und alle heiligen Männer

Gottes . . . gegen die Großen eben die Deferenz gehabt, die sie gegen die weiblichen und männlichen Zuhörer ihrer Schloßkapelle zu zeigen sich aus traurigen Gründen genötigt sehen. Der Heiland hat nie advokatisiert, am wenigsten für die großen Herren. Wenn er es für jemanden getan hätte, so wäre es für diejenigen geschehen, denen er zugerufen: Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken! Die niederen Stände bedürfen des Trostes, und die oberen haben Einschläferung so wenig nötig als je. Man mißbrauche das Christentum auf keiner Seite; man fordere nicht, daß die Fürsten christlich regieren, sie können das nicht; aber man erlaube ihnen auch nicht, daß sie die Welt durch das Christentum rechtlos machen und die Menschen durch die Gnade Gottes, die ihnen in Jesu Christo erschienen ist, in einen Zustand zu versetzen suchen, der sie bürgerlich tiefer erniedrigt, als man sie bei einem heidnischen Regime nicht leicht erniedrigen könnte“[76].

21. „Ja oder Nein“: Anarchie und Freiheit. Sehr sicher beurteilt Pestalozzi auch das beliebte Bangemachen vor der Anarchie. Sei auch die Anarchie „eine tausendfache Verstärkung aller obrigkeitlichen Verirrungen durch die Übertragung ihres Unsinns aufs Volk“, so ist sie doch ein keiner anhaltenden Dauer fähiger Zustand; sie wirkt nicht wie der Despotismus auf Jahrhunderte zur Abschwächung der Nation in einem fort, sie ist vielmehr oft die Geburtsstunde einer besseren Ordnung der Dinge, sie macht mitten im Tumult ihrer Leidenschaften der menschlichen Natur würdigen Gefühlen und Wahrheiten wieder Luft, die der Despotismus Jahrhunderte unterdrückt; sie erhebt den menschlichen Geist mitten in den Greuelszenen ihrer Verirrungen wieder zu männlichen Tugenden der Selbsthülfe und der Selbstsorge, diesem vom Despotismus immer untergrabenen Grundpfeiler der bürgerlichen Gesellschaft. Sie ist nur das Fieber, womit die gute Natur die vom Despotismus in ihren edlen Teilen angegriffenen Staaten zu heilen versucht.[77]

„Es ist kein Mittel: entweder muß Europa durch Despotie

in Barbarei versinken, oder die Kabinette müssen mit Redlichkeit in das, was an dem Freiheitswunsch der Menschheit wahr ist, eintreten". Was ist Freiheit? Man heißt die Völker frei, die „auf eine rechtsbeständige Art gegen solche Hindernisse, welche die Regierenden ihrem Wohlstand in den Weg legen könnten, gesichert sind"[78]. Da aber diese Sicherung einen genügenden Grad von gesetzlich gesicherter Volkskraft voraussetzt, so besteht das Wesen der bürgerlichen Freiheit eben in diesem genügenden Grad von gesetzlich gesicherter Volkskraft gegen die Regierungsverirrungen; „und da es offenbar gegen alle Endzwecke der bürgerlichen Vereinigung streitet, irgend einer Klasse von Teilhabern dieser Verbindung einen genugsamen Grad von Sicherheit gegen die Verirrungen der andern zu versagen, so ist . . . bürgerliche Freiheit nichts andres als . . . Sicherung des Menschenrechts im gesellschaftlichen Zustande, folglich ein wesentlicher Zweck aller bürgerlichen Verbindung, um das Erbteil eines jeden Menschen zu sichern, der in einer wahrhaft gut organisierten Staatsverfassung lebt. Aber warum fließen denn Ströme von Blut, wenn ein Volk frei sein will? . . . Die Naturtriebe der Menschheit bleiben ewig stärker als ihre gesellschaftliche Weisheit. Der Mensch im Besitze des physischen Übergewichts läßt sich im Mißbrauch seiner Macht nicht einschränken, bis er muß. Der Stärkere hält die Unterjochung der Schwächern immer für sein Recht, bis der Schwächere der Stärkere wird, und dieses geschieht gemeiniglich dadurch, daß er den Schwächern durch die Verirrungen seiner Ansprüche wütend macht und ihn in diesem Zustande Kräfte fühlen läßt, die er vorher nicht in sich kannte"[79]. „Die Anarchie der Wenigen findet gewöhnlich nur in der Anarchie der Vielen ihre Grenzen". Aber „die Sinnlichkeit, der Blutdurst, die Raserei der Völker, die für die Freiheit fechten, sind immer eine Folge des Zustandes, aus welchem sie herausgehen, und nicht desjenigen, in welchen sie hineintreten wollen"[80]. Der Menschenfreund läßt sich auch von den Greuelszenen der gegenwärtigen Anarchie nicht irre machen; er gesteht frei, „daß er selber

in den Grundsätzen eines Marat, eines Robespierre und ihrer Anhänger nichts anderes fand und nichts anderes verabscheut, als was er in den Grundsätzen vieler Kabinette, vieler Generale und vieler Minister der alten und neuen Zeit schon längst gefunden und schon längst verabscheut hat . . . Auch ist er überzeugt, daß die Gefahren, denen die Menschheit durch den Unverstand der neuen französischen Freiheitsbegriffe und durch alle Verirrungen ihrer ungeprüften neuen philosophischen Regierungsallgemeinheiten ausgesetzt worden, weit sicherer dadurch vermindert würden, wenn die vereinigten Stimmen der Menschenfreunde sich gegen alle Rasereien der Allmachtsansprüche erhöben, als wenn sie mit auffallender Einseitigkeit diese Raserei nur an dem französischen Volke fehlerhaft fänden. . . . Die dringendsten Bedürfnisse der Zeit und des Weltteils erfordern, daß sich der Christ, der Menschenfreund und der Philosoph vereinigen, unverhohlen zu der Wahrheit zu stehen: die europäischen Kabinette hätten bald allgemein mit den Rechten und Privilegien, d. h. mit dem Brot, mit der Ehre und mit dem Blute des niederen Mannes im Lande zu leichtsinnig gespielt . . . Es hilft in diesem Falle nichts als ein neues Erwachen der Vaterlandsliebe und der reinen Grundsätze, auf denen das Wohl des Vaterlandes und aller Staaten ruht. Könnte ich das Bild der Auferstehung der Toten entwerfen, ich würde das Bild der Gemütsstimmung entwerfen, die das Vaterland nach jeder Revolution zu seiner Wiederherstellung bedarf. Der Geist der Revolution muß verschwinden, aber auch der letzte Schatten des Unrechts, das sie hervorgebracht, muß mit ihr verschwinden"[81].

22. „Ja oder Nein": Mahnung an das Volk. Zur Kritik. Er fragt sich selbst, ob diese Auffassung nicht etwa parteiisch und einseitig ist? „Ich leugne es nicht . . . ich denunziere mich selbst als parteiisch fürs Volk . . . Ich mag nichts weniger als unter zweideutigem Stempel der so geheißenen unparteiischen Schriftsteller hier und dort durchschlüpfen . . . Ich bin also parteiisch. Ja, Leser! Mein ganzes Herz hängt an der Hoffnung, daß die Welt nicht endlich dahin

komme, zu fragen: was ist das Recht des Volkes? und zu behaupten, es sei keines unter der Sonne . . ." [82]

Diese eingestandene Parteilichkeit hindert ihn aber nicht, auch dem Volke scharf ins Gewissen zu reden. „Dieses Volk wähnt, die bloße Laune gegen seine alten Kerkermeister mache es frei; aber die Wahrheit ist: je mehr es sich dieser Laune überläßt, desto mehr verstärkt es die ersten Hindernisse der wahren Freiheit in sich selber . . . Bürger, ich rede hart, aber wenn ihr das Vaterland retten wollt, so müßt ihr die Welt überzeugen, daß die Verirrungen eures despotischen Hofes nicht noch im Hintergrunde eigentlich die Grundsätze der französischen Republik seien". [83]

Vor allem ist Pestalozzi weit entfernt, in der Annahme demokratischer Grundsätze allein das Heil zu sehen. „Das Große (die Masse) des Volkes ist bei fernem nicht gebildet, immediaten Anteil an der Verwaltung der Landesregierung oder auch nur an der Gesetzgebung zu nehmen. Aber das Wesen der bürgerlichen Freiheit, das Gleichgewicht der Rechte und eine dem Mißbrauch der Obermacht der Regierung genugsam vorbeugende gesetzlich gesicherte Volkskraft hat vollkommen Platz ohne demokratische Grundsätze. Die Stufenfolge der gesellschaftlichen Freiheit bleibt immer mit der Stufenfolge der menschlichen Erleuchtung und mit dem bestehenden Fuße des bürgerlichen Eigentums innig verwoben". Aber es ist ganz unmöglich, daß Europa sich vom Ruin errette, „ohne neue Belebung aller Weisheit und Kraft der Selbstsorge und ohne Festsetzung einer gesetzmäßigen Volkskraft, die zwischen dem Recht und den Verirrungen der Fürsten wie ein Fels steht". [84]

Eines kann bei diesem allen wohl auffallen. Der Stärkere, hörten wir, behauptet die Gewalt über den Schwächeren, bis der Schwächere der Stärkere wird; bis er in der Wut seiner Empörung in sich Kräfte findet, die er vorher nicht in sich kannte. Aber er kann doch solche Kräfte nicht in sich finden, wenn sie nicht in ihm sind. Es müssen also diese Kräfte, ihm selbst unvermerkt, in ihm gewachsen sein; woher denn sind sie gewachsen? Das Auffallende liegt hier darin, daß Pesta-

lozzi an die ihm sonst so wohl vertrauten wirtschaftlichen Gründe der großen sozialen Umwälzung, die sein Zeitalter nicht sowohl hervorrief als ans helle Licht des Tages brachte, sich gar nicht zu erinnern scheint; daß er nicht bestimmter ausspricht, nicht grundsätzlich an die Spitze stellt, daß diese ganze Revolution eine „Revolution in Brotangelegenheiten“, daß die gleichmachende Tendenz der absoluten Monarchie wie der Revolution, deren Übereinstimmung und inneren Zusammenhang er so scharf erkannt hat, nur Ausdruck und Folge, nicht Ursache oder unabhängige Parallelerscheinung der gleichmachenden Tendenz der Industrie, des Welthandels, des Geldverkehrs, ebenso wie der Feudalismus Ausdruck und Folge eines überwiegend auf Landbau, und zwar in enger lokaler Einschränkung, gegründeten sozialen Ernährungssystems war.

23. Die „Nachforschungen.“ Die Veröffentlichung der Schrift unterblieb vermutlich deshalb, weil er sein andres Buch: „Meine Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts“ als ihr theoretisches Fundament ihr vorausschicken wollte, dessen Veröffentlichung sich bis 1797 hinausschob; der inzwischen sehr veränderten Zeitlage mochte die ältere Schrift nicht mehr recht entsprechend scheinen; auch konnte die Aufnahme, welche die „Nachforschungen“ fanden, nicht gerade ermutigen, eine ihr innerlich so nahe verwandte Schrift ihr auf dem Fuße folgen zu lassen.

Es zählt zu den Ruhmestiteln Herders, daß er den Wert dieses merkwürdigen Buches ganz erkannte und sich sofort[85] mit großer Wärme darüber aussprach. Er sieht darin ganz „die Geburt des deutschen philosophischen Genius, der weder franzisieret noch anglisieret, am wenigsten aber sich daran genügen läßt, ein Prinzipium in der Form aufgestellt zu haben“ . . . „Man siehet, daß die Grundlage dieser Gesichtskreise in Rousseau liege, dessen Schriften der Verfasser stark und frühe gelesen haben muß . . . Geborgt aber ist in diesem Buch nichts. Der Strom, sowohl wo er sanft fließt, als unge-

stüm sich fortwälzet, quillt aus dem Herzen; wir lesen das reif durchdachte Resultat eines über die Hälfte hinaus gelebten, tätigen, wenigstens im Wollen tätigen Menschenlebens" [86]. Nicolovius [87] gibt mehr den starken persönlichen Eindruck wieder, den das Buch auf ihn machte: „Ein größerer Anblick" (als ein glücklicher Sieger) „ist ein Kämpfender und nicht Besiegter, die immer neu aufstehende Kraft trotz Unglück und Not .... Unser Herz schlägt hoch, wenn wir dem Edlen alles mißlingen sehen und nur ihn allein sich nicht fehlen ..." Daß das Werk zu den bedeutendsten von Pestalozzi zählt, darüber ist unter Urteilsberechtigten heute nur eine Stimme. Daß es der „Ausfeilung", namentlich durch „Wegnahme manches Überladenen", bedurft hätte, hat allerdings schon Herder richtig bemerkt. Aber daß Pestalozzi „Recht behalte, wenn er sich einfach der Unbehilflichkeit zeiht", daß er sich „in der philosophischen Rüstung nicht zu bewegen vermocht" habe (Gundert), haben merkwürdigerweise gerade die am meisten philosophischen Beurteiler des Buches nicht gefunden. Die Grundgedanken sind so klar wie tief und im höchsten Sinne philosophisch, wenngleich nicht schulgerecht gefaßt. Man wolle doch nicht die schulmäßige Fassung allzu hoch schätzen, die so oft über einen ärmlichen Gehalt hinwegzutäuschen sucht.

Pestalozzi selbst ist zwar weit entfernt, den Anspruch einer allgemeingültigen Theorie zu erheben. Wieder und wieder betont er, daß es nur *seine* Wahrheit ist, die er ausspricht. Das entworfene Bild „ist *mir* ganz Wahrheit, das heißt es steht *meiner Individualität* so und nicht anders vor Augen. Es trägt darum aber auch das Gepräge, das die Natur meiner individuellen Entwicklung selbst gegeben ... Es *soll* also sein. Mein Bild vom Menschen soll, wie mein Buch, nichts sein, als die *Wahrheit, die in mir selbst liegt*; sonst wäre sie ein Gewebe von Lügen wider mich selbst und wider meinen Zweck" [88]. „Ich kann und soll hier eigentlich nichts wissen und nichts suchen als die Wahrheit, die in mir selbst liegt, das ist die einfachen Resultate, zu welchen die Erfahrungen meines Lebens mich hin-

geführt haben"[89]. „Ich habe in mir selbst erforscht, was der Gang meines Lebens, wie er war, aus mir gemacht hat, und dadurch zu erforschen gesucht, was der Gang des Lebens, wie er ist, aus dem Menschengeschlecht macht"[90]. Er empfindet das selbst wie eine „Anmaßung": „der Hause der lebenden Menschen trage die Fundamente *seiner* Wahrheit Wahrheit und *seiner* Irrtümer, mit gleichen Gefühlen belebt wie er, in seinem Busen"; seine Wahrheit sei Volkswahrheit, sein Irrtum Volksirrtum[91]. Aber er hat das sichere Bewußtsein, daß es so ist; daß diese seine „Anmaßung", selbst wenn sie unrichtig wäre, zum wenigsten der Widerlegung wert wäre[92].

24. Grundidee der „Nachforschungen": doppelte Entgegensetzung des gesellschaftlichen gegen den natürlichen und den sittlichen Zustand. Schon bei äußerlicher Übersicht über das ganze Buch fällt auf, daß der letzte Teil den ersten dem Stoff nach fast wiederholt. Das ist aber in seiner Anlage wohl begründet; nämlich der erste Teil entwirft ein Bild des Menschenlebens, so wie es sich ihm unmittelbar darstellt, mit allen seinen Widersprüchen; der letzte löst eben diese Widersprüche auf[93], und es wird dann diese Auflösung Punkt für Punkt an allen Einzelzügen des erst entworfenen Bildes nachgewiesen.

Der Grundwiderspruch ist der uralte zwischen der *sinnlichen* Natur des Menschen und seiner *sittlichen* Vernunft; wie Rousseau 30 Jahre früher, und, nicht zum wenigsten durch ihn angeregt, erst kurz zuvor Kant ihn kaum weniger scharf gezeichnet hatte. Die Originalität des Pestalozzischen Gedankens aber liegt darin, wie als Drittes, Mittleres zwischen beiden, in gleich schroffem Gegensatz zum einen wie zum andern, der *gesellschaftliche* Zustand des Menschen gedacht wird. Es mag nun wohl diese zweifache Entgegensetzung zunächst übertrieben erscheinen. Das soziale Leben des Menschen wird dargestellt einerseits als eine wahre Verstümmelung seiner „Natur"[94]; andrerseits als ganz und gar außersittlich; es weiß als solches nichts von Sittlichkeit

und will, ja soll nichts davon wissen [95]. So wird das soziale Leben des Menschen anscheinend zum Unsinn, zum Schein, geradezu zur Lüge, Lüge gegen Natur [96] wie gegen Sittlichkeit [97]; und so wäre freilich nicht zu verstehen, wie hernach dieser Unsinn und diese Lüge geheiligt werden sollte durch Unterordnung als bloßes Mittel unter den Zweck der Sittlichkeit; wie es gleichwohl als schließliches Ergebnis der Untersuchung herauskommt [98].

Und doch kann man nicht umhin, in dieser doppelten Entgegensetzung eine wenn auch einseitig hervorgekehrte Wahrheit zu empfinden. Um sie in ihrem Reingehalt zu erfassen, hat man sich vor allem klar zu machen, daß die Sonderung jener drei Zustände, denen ferner drei Lebensalter des einzelnen Menschen wie des ganzen Menschengeschlechts entsprechen [99], nicht als faktisch bestehend, sondern nur in der Abstraktion gültig anzusehen ist. Es handelt sich in Wahrheit um drei Grundfaktoren des menschlichen Lebens, die an sich gar nicht getrennt von einander existieren noch existieren könnten, sondern nur ideal oder dem Begriff nach gesondert betrachtet werden sollen. Ein reiner Naturstand, wie Pestalozzi ihn versteht, hat nicht existiert noch konnte er existieren [100]; aber dies w ä r e der Zustand des Menschen, wenn in ihm nur der einzige Faktor der reinen Sinnlichkeit wirksam wäre; und sein wirklicher Zustand kommt dem nahe in dem Grade, als dieser Faktor in ihm einseitig vorwaltet. Der gesellschaftliche Zustand, wie ihn Pestalozzi in äußerster Schroffheit zeichnet, existiert ebenso wenig und könnte in dieser Einseitigkeit gar nicht existieren; aber dies w ä r e der Zustand der Menschheit, wenn das Prinzip der gesellschaftlichen Vereinigung, nämlich das gesetzmäßige Verhältnis Befehlender und Gehorchender, in seiner vollen Einseitigkeit, ungemildert durch natürliche und sittliche Rücksichten, wirksam wäre, und ihr wirklicher Zustand kommt dem nahe, in dem Grade, in dem dieser Faktor in ihr einseitig zur Herrschaft kommt und die beiden andern vergewaltigt. Ebenso wenig endlich existiert *in Wirklichkeit* ein Zustand einer reinen, unbedingten Sittlich-

keit unsres Geschlechts, noch könnte er in der Welt je existieren; wohl aber ist es unserer „Traumkraft“ möglich, das ideale „Bild“ eines solchen Zustands zu entwerfen, es als Richtmaß an unser wirkliches Leben, als Einzelne wie als Gemeinschaft, zu halten; und alles, was dem Unsinn und der Täuschung des tierischen wie des gesellschaftlichen Daseins des Menschen bisher von noch so bedingter Wahrheit hat abgerungen werden können, ist nur Näherung zu diesem idealen Zustande[101].

25. „Nachforschungen“: Abstraktiver, idealer Charakter der Untersuchung. Dies abstrahierende Verfahren übt Pestalozzi im Grunde nicht anders, als alle Philosophie in aller Zeit es geübt hat. Ich habe[102] besonders Platos Vorgehen im „Staat“ verglichen, das für alle Zeit das Muster solches Verfahrens in jeder Art Theorie gegeben hat; zeitlich und sachlich liegt noch näher die Vergleichung mit Rousseau und mit Kant. Allerdings übt Pestalozzi dies Verfahren, ohne sich und dem Leser voraus ausdrücklich davon Rechenschaft zu geben, und so kann es leicht mißverstanden werden. Aber seine Grundmeinung ist unzweideutig diese. Ausdrücklich soll es sich handeln um drei verschiedene „Vorstellungsarten von Wahrheit und Recht“; nämlich ich stelle mir diese wesentlich ungleich vor, wenn ich empfinde, denke und handle, wie der Mensch ohne Zwang und Gewalt immer empfindet, denkt und handelt, oder wie er durch die Kunst und den Zwang des bürgerlichen Lebens zu empfinden, zu denken und zu handeln lernt, oder endlich, wenn ich empfinde, denke und handle, wie ich soll, das heißt, wenn ich meine innere Unabhängigkeit von meiner tierischen Begehrlichkeit und von meinen gesellschaftlichen Ansprüchen als das *Fundament meines Urteils* über Wahrheit und Recht anerkenne[103]. Diese drei Vorstellungsarten von Wahrheit und Recht sind also „im Gefolge dieser dreifachen Gesichtspunkte wesentlich verschieden; ich *erschaffe mir* durch einen jeden derselben *in mir selbst* eine für denselben ausschließend passende Vorstellung von Wahrheit und Recht“; und inso-

fern, aber nur insofern, „bin ich in mir selbst ein dreifach verschiedenes Wesen“ [104]. Bestimmter konnte der wesentlich ideelle Sinn der Unterscheidung dieser drei Stadien oder „Kräfte“ oder „Stände“ des Menschen kaum ausgesprochen werden. Ferner [105]: „Ich habe eine Art Bewußtsein des wirklichen Daseins eines solchen Zeitpunkts“ (des ungeschwächten Naturinstinkts). „Ich besitze eine Fähigkeit, mich selbst im Genuß der vollen Kraft meines Instinkts und der ganzen Reinheit meines (natürlichen) Wohlwollens zu denken, wie ich mich, wenn ich einen Arm oder ein Bein in Mutterleib verloren hätte, dennoch im Besitz dieses Gliedes denken könnte. Durch diese Fähigkeit erzeuge ich in mir selbst das Bild der Unschuld, die ich verloren, d. i. eine Vorstellung von der Beschaffenheit meiner selbst außer meinem Verderben.“ Ein Philosoph hätte gesagt: die Idee; denn dies ist das von Plato genau hierfür geprägte Kunstwort.

Jede dieser verschiedenen „Vorstellungsarten“ durfte, ja mußte dann aber auch zunächst in völliger, bewußter Einseitigkeit und Ausschließlichkeit, dem jeweiligen „Gesichtspunkt“ entsprechend, durchgeführt werden, um erst hernach mit den übrigen zur wirklich zutreffenden Totalansicht des Menschenlebens vereinigt zu werden. Diese nachträgliche Vereinigung hat Pestalozzi wenigstens angedeutet: in der Wahrheit meiner Natur erscheinen die tierischen, die gesellschaftlichen und die sittlichen Kräfte nicht getrennt, sondern innigst mit einander verwoben. „So wie ich die Folgen nicht tragen könnte, die es auf mich haben würde, wenn ich alle Dinge dieser Welt bloß als ein für mich selbst bestehendes Tier, oder bloß als ein (in bürgerlichen Verhältnissen stehendes Wesen ins Auge fassen würde, ebenso wenig könnte ich die Folgen tragen, die es auf mich haben müßte, wenn ich selbige einzig und ausschließend in dem Gesichtspunkt, was sie zu meiner innern Veredlung beitragen, und von meiner tierischen Natur und von meinen gesellschaftlichen Verhältnissen unabhängend ins Auge fassen wollte“ [106].

Hält man dies fest, so wird die ganze, erst so schwierig

scheinende Darlegung sofort durchsichtig. Die auffallende Schroffheit, in der der Mensch wie in drei verschiedene Wesen, die sich auf Tod und Leben unter einander bekämpfen, auseinandergerissen schien, zeigt sich in der Absicht und Methode der Untersuchung wohlbegründet. Nur der Einwand läßt sich mit einigem Recht erheben, daß dieser Sinn des Verfahrens nicht gleich von Anfang an bestimmt erklärt wird, so daß der unvorbereitete Leser verführt werden kann zu glauben, es sollten faktische Zustände geschildert und nicht in bloß ideeller Zerlegung die einzelnen Faktoren des komplizierten Zustandes des gesellten Menschen gesondert verfolgt werden, um dann erst zu einem Gesamtbilde dieses Zustandes wieder zusammenzutreten.

26. „Nachforschungen“: Die drei Zustände als Stufen der Entwicklung des Menschengeschlechts. Übrigens ist doch auch das keineswegs willkürlich, daß jene drei Faktoren nicht bloß als zusammenwirkend, sondern auch wiederum als in der Entwicklung des einzelnen Menschen wie des ganzen Geschlechts zeitlich auseinandertretend gedacht werden. Nur darf dies wiederum nicht so verstanden werden, als ob in absoluter Isolierung periodenweise nur je eine der drei Grundkräfte wirksam sein sollte. Vom ersten Stadium hat Pestalozzi selbst bemerkt und betont, daß es keinen Augenblick dauern konnte[107]; denn schon die geringste Rücksicht auf Vergangenheit und Zukunft, das geringste Zusammenwirken mit andern zu gemeinsamem Werk[108] entfernt den Menschen von diesem Zustande, und zwar in steigender Proportion, ins Unendliche[109]. Damit ist aber schon gesagt, daß es einen reinen Naturstand gar nicht gibt; sondern es gibt nur Zustände, die ihm mehr oder minder nahe stehen; aber der Gegensatz der Richtungen, der mit den Ausdrücken „Naturstand“ und „gesellschaftlicher Stand“ bezeichnet wird, besteht darum nicht minder; der theoretische Ausdruck irgend einer Richtung aber, und so auch der Richtung der Entwicklung des Menschen, fordert einen wenigstens ideellen Anfangs- und Endpunkt; nur als solcher ideeller An-

fangspunkt also ist der reine Naturstand, und als sein reiner ideeller Gegensatz der gesellschaftliche Zustand nach Pestalozzis Zeichnung zu verstehen. So tritt auch der Gedanke und die tatsächliche Wirkung des Sittlichen in der Menschheit nicht in einem bestimmt angebbaren Zeitpunkte unvermittelt auf. Sittliche Kräfte sind keimhaft vorhanden und wirksam, lange bevor ein Mensch überhaupt darauf kommt, etwas wie sittliche Grundsätze zu formulieren, bevor namentlich in Klarheit erkannt wird, daß die Forderungen der Sittlichkeit den natürlichen Forderungen des bloß sinnlichen Menschen und auch denen des bloßen, nämlich außersittlichen, sozialen Daseins des Menschen entgegengesetzt und mit ihnen im Streit sind. Es werden vielmehr im individuellen Leben des Einzelnen wie in der Gesetzesordnung der Gemeinschaft Motive, die dem Kerne nach sittliche sind, vielfach mitwirken, so daß wiederum jenes bloße, außersittliche gesellschaftliche Dasein sich nirgends rein darstellen wird.

Das allerdings scheint bei Pestalozzi nicht genug erkannt zu sein, daß die gegenseitige Bindung des Rechts, der gesellschaftlichen Rücksichtnahme doch schon in sich eine gewisse Kraft hat, den Menschen über die Enge der Selbstsucht zu erheben; und daß dann diese Erhebung ihrer eigenen Konsequenz zufolge auch über die Schranken des bloß gesellschaftlichen, d. h. bedingten Rechts hinaus zur wenigstens ideellen Aufstellung und Anerkennung eines ewig unwandelbaren, unbedingten, d. i. des sittlichen Rechts naturgemäß führt. Jedoch ist anzuerkennen, daß auch hier ein unaufheblicher Gegensatz immer bleibt: alles bloß gesellschaftliche Recht ist eben bedingt, das sittliche allein unbedingt; insofern verneinen beide sich gegenseitig: das gesellschaftliche Recht ist als solches nie sittliches, das sittliche als solches nie gesellschaftliches; jenes fordert etwas, was dieses nie zu leisten imstande ist, und dieses stellt Forderungen an den Menschen, die vor den absoluten Geboten der Sittlichkeit ein für allemal nicht bestehen können. Also bleibt immer etwas Eigenes, wurzelhaft vom andern Verschiedenes: 1. der blinde, nämlich

weder zurück noch voraus noch um sich her blickende Trieb des isoliert gedachten Einzelmenschen, der in eben dieser Beschränkung auf das Individuum und den individuellen Moment seine ganze Stärke hat; eine Stärke, die die Voraussetzung auch jedes kraftvollen Wollens und Wirkens zu noch so idealem Ziele ist, die aber als solche geschwächt und in der Tat „verstümmelt“ wird durch Zurück- und Voraus- und Umsichblicken, durch die tausendfache „Kunst“ und „Repräsentation“[110] des gesellschaftlichen Daseins; 2. eben diese voraus und zurück und um sich her blickende Umsicht, und der durch solche Umsicht sich selber zügelnde, in das Joch der gesetzlichen Ordnung sich schickende Wille des, eben zufolge dieser Umsicht sich gesellenden, ein geregeltes Zusammenwirken mit andern grundsätzlich suchenden Menschen; der allerdings eben damit die rohe Kraft des natürlichen, individuellen Triebes bändigt, also wenigstens relativ schwächt, ja in einseitiger Entfaltung sie verkümmern wird; andrerseits aber doch insoweit nur die bessere Befriedigung des sinnlichen Triebs der sich verbindenden Einzelnen zur Absicht hat, also insoweit vom Eigentümlichen des sittlichen Wollens noch nichts in sich schließt. Dies Dritte entspringt erst, indem bei der immer strengeren Gewöhnung in Ordnung und Gesetz und dem dadurch vielfach geforderten Absehen von der eigenen, wenigstens unmittelbaren, sinnlichen Triebbefriedigung das ganz neue Bedürfnis keimt, nicht immer bloß gewaltsam einer äußerlich erzwungenen Übereinstimmung mit dem Wollen des Andern sich fügen zu müssen, sondern an sich mit ihm eines Willens zu werden, so daß die Übereinstimmung mit dem Andern dann gar nicht mehr von außen erzwungen zu werden brauchte; das heißt: all sein Wollen, als Einzelner wie als Glied der Gemeinschaft, der letzten, unbedingten Bedingung der Übereinstimmung mit einem einzigen, für alle unterschiedslos geltenden Gesetz zu unterwerfen; mit andern Worten: sich selber das Gesetz zu geben, das in der Tat keiner von außen her uns auferlegen könnte: Du sollst nichts wollen, was nicht auch allgemeines Gesetz des Wollens für jeden Andern sein kann,

ja im Grunde von jedem in seinem eignen, zur gleichen Höhe sich erhebenden Bewußtsein als ihn autonom bindendes Gesetz anerkannt wird.

A n o m i e—H e t e r o n o m i e—A u t o n o m i e; die Gesetzlosigkeit des bloßen Augenblickstriebs — das nur äußerlich verbindende Gesetz der Gesellschaft — das innerlich bindende Gesetz des eigenen sittlichen Bewußtseins: das sind die drei Stufen der Entwicklung des praktischen Bewußtseins des Menschen, die Pestalozzi im Sinne hat und im ganzen mit großartiger Wahrheit und ergreifender Kraft zum Ausdruck bringt. Hat man dies einmal begriffen, so wird man, ich sage nicht, jede Einzelheit dieses Buches verstehen, denn manches bleibt auch so noch unentwirrt und dunkel; aber man wird den Gedankengang im ganzen durchaus klar und durchsichtig finden und, von dem machtvollen Strome der Darstellung fortgerissen, wohl hier und da noch gegen Felsblöcke anstoßen oder durch dichtes Riedwerk sich für den Augenblick aufgehalten finden, aber auch über solche Hemmnisse hinweg sich zu dem Ziele hingetragen fühlen, das dem Schreiber in Klarheit vor Augen stand.

27. „Nachforschungen“: Skizze des Gedankenganges. Nachdem hiermit das Verständnis des Ganzen, wie wir hoffen, erschlossen ist, bedarf es weiter nur einer kurzen Übersicht des Gedankengangs [111].

Den „Stand der Natur“, die Harmlosigkeit eines sinnlich unmittelbaren, reflexionslosen Daseins zu bewahren, ist dem Menschen nicht vergönnt; die Not und der Kampf des Lebens zwingt ihn darüber hinaus, in den zweiten, den gesellschaftlichen Zustand [112]. Auf ihm beruht alles, was den Menschen vom Tier unterscheidet: Sprache, Familie, bürgerliche Gemeinschaft, kurz alle menschliche Kultur. Die Notwendigkeit gemeinsamer Arbeit und das damit gegebene Bedürfnis gegenseitiger Verständigung führt vor allem zum Gebrauch des Worts [113]. Das Wort als Verständigung unter mehreren ist selbst schon ein erstes Beispiel von Satzung, von Vertrag [114]. *Das aber ist es genau*, was den gesellschaftlichen Stand des

Menschen vom Naturstand unterscheidet; darauf beruhen alle Begriffe von gegenseitigen Rechten und Pflichten. Weder der Naturstand noch auch ein rein sittlicher Stand des Menschen würde sie hervorgerufen haben; jener liegt gleichsam dies-seits, dieser schon jenseits von Recht und Unrecht, sofern diese Begriffe einen gegenseitigen Anspruch einschließen. Der bloße Naturmensch würde sich gegen den Zwang einer ihm äußerlich auferlegten Verpflichtung empören; er empört sich gegen ihn fort und fort in einem jeden von uns; der rein sittliche Mensch würde ihn ebenso wenig verstehen und also anerkennen, weil in ihm gar kein Wille der Schädigung des Andern wäre, der eine Einschränkung durch Recht und Gesetz notwendig machte und damit rechtfertigte. Umgekehrt bleibt der gesellschaftliche Zustand, der den natürlichen aufhebt und zunichte macht, doch ebenso weit entfernt vom rein sittlichen Stande; er ist in seinem Wesen vielmehr nur eine Fortsetzung des Kriegs aller gegen alle [115], der im Verderben des Naturstandes anfängt und im gesellschaftlichen nur die Form ändert. Selbst wenn die Forderungen des gesellschaftlichen Rechts und der Sittlichkeit sich inhaltlich deckten, bliebe immer der begriffliche Unter-schied, daß wir im gesellschaftlichen Stande gegen einander verpflichtet sind, ohne Frage nach dem individuellen Wollen des Einzelnen, wogegen Sittlichkeit ganz vom Willen des Individuums abhängt. Die Sittlichkeit, sagt Pestalozzi in dieser Meinung, ist ganz individuell, sie bestehet nicht unter zweien [116].

Vor dem sittlichen Gesetz sind alle Menschen gleich; der gesellschaftliche Zustand dagegen beruht geradezu in seinem Wesen auf der Ungleichheit, auf der Obmacht des Stärkeren über den Schwächeren [117], und diese wird dadurch nur noch mehr gesichert, daß sie sich in das Gewand des Rechts kleidet. Denn das gesellschaftliche Recht bindet den Gewalthaber nur zum Schein; er durchbricht es, wo das Interesse, seinen Willen durchzusetzen, stärker ist, als der Nutzen, den die Erhaltung eines gesetzlichen Zustands im allgemeinen auch für ihn hat [118]. Eben damit wird freilich der gesetzliche Zustand fort und fort

wieder in Frage gestellt: das Durchbrechen des Rechtszustands (die Revolution) von unten ist die unausbleibliche Folge der Revolution von oben [119]. Sittlichkeit liegt ganz oberhalb dieses Gegensatzes; der sittliche Mensch steht — seiner Wahrheit getreu, aber keiner Partei [120] — völlig außerhalb aller gesellschaftlichen Parteien, die, wenn noch so sehr auf Recht und Gesetz pochend, im Grunde immer nur Gewalt gegen Gewalt setzen. Tiefsinnig erkennt Pestalozzi in der paradoxen Moral Jesu, mit ihrem strikten Verbot jeder Gewalt und jedes Widerstands gegen Gewalt, jeder Sorge um sein Leben oder um Essen und Trinken u. s. f., ihrer gänzlichen Unkenntnis der Begriffe von Eigentum und Familie [121], eine Verkörperung des ideellen, in der Tat nur in der Idee existierenden Verhältnisses, in welchem ein dem reinen Naturstand ähnlicher Zustand gegenseitiger Unschuld durch sittlichen Willen wiederhergestellt wäre; in welchem es keines äußeren Gesetzes und keiner gesellschaftlichen Ordnungen mehr bedürfte. Jenes christliche Ideal ist also buchstäblich wahr, aber für den Menschen auch buchstäblich unerfüllbar: „Der Unschuld unbeflecktes Eigentum ist nicht das Teil des sterblichen Mannes . . . Er sieht sie an den beiden Grenzen seines Daseins, und lebt in ihrer Mitte, umhergetrieben vom Sturm seiner Schuld“ [122].

„Denn unfühlend ist die Natur . . . nach ewigen, ehrnen, großen Gesetzen müssen wir alle unseres Daseins Kreise vollenden“ [123]: er bezieht es, tiefsinnig, auf die „Natur“ im Menschen [124], deren Gesetz er auch im gesellschaftlichen Zustand unentrinnbar unterworfen bleibt, deren Sonne über Böse und Gute leuchtet, die nicht Böse noch Gut zu kennen scheint. Aber der Tiernatur im Menschen tritt gegenüber seine sittliche Natur, dem bloß gesellschaftlichen Recht das sittliche Recht. Darauf deutet er die weiteren Zeilen des Goetheschen Gedichts: „Nur allein der Mensch vermag das Unmögliche, er unterscheidet, wählet und richtet, er kann dem Augenblick Dauer verleihen“ [125]. Er allein vermag es nicht, auf dem Punkte der bloßen, in sich befriedigten Sinnlichkeit stehen

zu bleiben, er muß sich entweder darüber erheben, oder darunter versinken[126]. Er hat eine Kraft, Überlegung und Gedanken in sich selbst walten zu lassen gegen den Instinkt. Dem Gesetz, das er sich selber gibt, unterworfen, unterscheidet er sich vor allen Wesen, die wir kennen.

Dann aber vermag er auch den gesellschaftlichen Zustand zu gestalten zu einem Mittel der Erziehung zur Sittlichkeit. Denn da der Mensch ein sinnliches Geschöpf ist, so bedarf er der sinnlichen Mittel des äußeren Rechts, um dadurch in wenn noch so langsamer Stufenfolge über den sinnlichen Stand hinausgeführt zu werden. Die Reinheit des Instinkts und das darauf ruhende tierische Wohlwollen muß dahingehn, um der höchsten Würde meiner Natur, dem freien menschlichen Willen und der auf demselben ruhenden sittlichen Kraft meiner Natur Platz zu machen[127]. So kommt der gesellschaftliche Zustand doch wieder unter sittlichen Gesichtspunkt[128], obgleich er in seinem Ursprung nichts mit Sittlichkeit zu schaffen hatte und auch in seinem tatsächlichen Dasein wenig damit zu schaffen hat. Es ist der Lehrlingsstand des Menschen[129]; darin findet er seine Rechtfertigung, so weit er auch vom sittlichen Recht entfernt bleibt. Reine Sittlichkeit, sagt Pestalozzi schroff, streitet gegen die Wahrheit meiner Natur, in welcher die tierischen, die gesellschaftlichen und die sittlichen Kräfte nicht getrennt, sondern innigst mit einander verwoben erscheinen[130]. Auch die Täuschung meiner Unwissenheit und die Hemmung meiner Rechtlosigkeit in diesem Zwischenzustand rechtfertigt sich aus diesem Gesichtspunkt: standhafte Entsagung meiner Naturfreiheit und fester Gehorsam gegen alle Einschränkungen meiner Lehrlingsjahre[131] sind notwendig, ja sie dürfen nicht in mir verschwinden bis an mein Grab, da ich nur durch sie zum Ziele der sittlichen Freiheit geführt werden kann.

Deshalb ist menschliche Sittlichkeit vermöge ihrer Natur nichts weniger als an reine Begriffe von Recht und Wahrheit gebunden . . . sie ist „nichts anders, als die Art und Weise, wie ich den reinen Willen, mich zu veredeln, oder in der ge-

meinen Sprache, recht zu tun, an das bestimmte Maß meiner Erkenntnis und an den bestimmten Zustand meiner Verhältnisse ankette" [132]. Erziehung und Gesetzgebung müssen dem Gang der Natur (durch die beschriebenen drei Stufen) folgen. „Sie müssen dem Menschen als tierischem Wesen durch die Erhaltung seines tierischen Wohlwollens das Bild seiner Unschuld in Kindesschwäche und gleichsam träumend vor Augen halten. Sie müssen in ihm als gesellschaftlichem Wesen durch Treue und Glauben die gesellschaftliche Zuverlässigkeit entwickeln, durch die er sich den Mangel der Unschuld, von der ihn der gesellschaftliche Zustand so gewaltsam entfernt, in demselben erträglich zu machen bestrebt. Sie müssen ihn endlich durch Selbstverleugnung zu der Kraft emporheben, durch die er allein imstande ist, das Wesen der Unschuld in sich selbst wiederherzustellen, und sich selbst wieder zu dem friedlichen, gutmütigen und wohlwollenden Geschöpf zu machen, das er in der Unverdorbenheit seines tierischen Zustandes auch ist" [133]. So geht auch die Religion notwendig von ganz sinnlichen Vorstellungsarten aus [134]. Selbst auf Irrtum gegründeter Aberglauben, auf Betrug gegründeter Eiferglauben ist dem Menschengeschlecht auf bestimmten Stufen seines Daseins notwendig [135]; denn er muß das Unrecht des Mittels um der Wichtigkeit des Zweckes willen tragen. Sollte der Mensch „der Wahrheit um der Wahrheit und dem Recht um des Rechts willen getreu sein? Fordre das nicht von ihm, bis er's kann, und denke nicht, daß er's könne, so lange er ein Tier ist, und ebenso wenig, daß er anders als tierisch dahin gebracht werden könne, ein Mensch sein zu wollen" [136].

28. „Nachforschungen": Anwendung auf das Eigentumsrecht. Von den mannigfachen Anwendungen dieser Grundsätze sei die auf das Eigentumsrecht besonders hervorgehoben. Ein ursprüngliches Recht des Eigentums vermag Pestalozzi sich nicht zu denken [137]. Es ist „immer eine Torheit, daß wir die Noteinrichtungen unsres tierischen Verderbens an sich selbst ein Recht heißen [139] . . . Wir müssen den *Besitzstand sicher* respektieren, aber nicht darum, weil die

ersten Besitznehmer ein Recht hatten, sondern weil der Mensch tierisch und rechtlos Besitz nimmt und Besitz nehmen muß, und weil wir die Folgen dieses tierisch eingelenkten und tierisch vollendeten Naturschritts weder durch ein gesellschaftliches noch durch ein sittliches Recht aufheben können und aufheben wollen"[138]. Aber nachdem es da ist, läßt sich das Eigentum sittlichen Zwecken dienstbar machen und erlangt dadurch nachträglich seine sittliche Rechtfertigung, ebenso wie die Herrschaftsrechte[139]; der Ursprung der Macht liegt tief in unsrer Natur und gründet sich auf das wesentliche Bedürfnis der Entwicklung des ganzen Geschlechts . . . „Nicht die Macht: der Mensch, der sie in der Hand hat, ist schuld an dem Verderben seines Geschlechts. Alle Folgen der Macht sind heilig und gut, so lange der Mensch, der sie in seiner Hand hat, treu ist . . . Aber auch im Kampf der Lügen und des Unrechts bildet sich unser Geschlecht und erhebt sich zum Gefühl jeder Würde und zum Besitz jeder Kraft, die in seiner Natur liegt[140]. In demselben Sinne ist die Besitzungleichheit notwendig, obgleich gegen unsere tierische Natur[141]. Im Naturzustand greife ich das Recht des Eigentums an, im gesellschaftlichen das Unrecht seines Gebrauchs; im sittlichen Stande suche ich den Zweck des Eigentums auch mitten im Chaos seines gesetzlosen, ungesellschaftlichen, unrechtmäßigen Gebrauchs mir selbst und meinem Geschlecht durch Weisheit und Mäßigung sicherzustellen[142]. Es ist dieselbe Grundanschauung, die er wenig später in den kurzen und klaren Satz faßt: daß das Eigentum um des Menschen, nicht der Mensch um des Eigentums willen da ist.

Er verfehlt auch nicht die besondere Anwendung auf das Verhältnis von Arbeitgeber und Arbeiter zu machen[143]: Im Naturstand sieht der Kaufmann (Arbeitgeber) die von ihm abhangenden Arbeiter als bloße in seiner Hand befindliche Mittel zur Bearbeitung seiner Fonds an; im bloß gesellschaftlichen Zustand sieht er sie, durch den Zwang der Gesetze genötigt, als selbständige, einen befriedigenden Ersatz ihrer Naturansprüche mit gleichem Recht fordernde Geschöpfe an;

im sittlichen Zustand sieht er sie ohne Zwang der Gesetze also an. „Was ist in einem Staat das Verhältnis der Eigentümer gegen die Nichteigentümer, des Besitzstandes gegen die Menschen, die keinen Teil an der Welt haben? Gehört diesen unseren Mitmenschen, die, mit gleichen Naturrechten wie wir geboren, uns, den Besitzern der Erde, mit gleichen Ansprüchen ins Angesicht sehen, gehört diesen Staatsbürgern, die jede Last der gesellschaftlichen Vereinigung siebenfach tragen, keine ihre Natur befriedigende Stellung in unserer Mitte“[144]? Die Pflicht gegen den Eigentumslosen ist auch nicht erschöpft in der gewöhnlichen Fürsorge für die Armen und Kranken: „Es ist hierin wahrlich mehr um Grundsätze als um Almosen, mehr um Rechtsgefühl als um Spitäler, mehr um Selbständigkeit als um Gnaden zu tun“. Ein andermal[145] spricht er noch etwas unverblümter von einem „Verscharren des Rechts in die Mistgrube der Gnade“.

29. Die „Nachforschungen“ und die „soziale Frage“. Ich habe anderwärts[146] die Frage erwogen, welches Licht von diesen Grundsätzen auf die heutige „soziale Frage“ fällt; ich habe diese Betrachtung auch in die Form einer Antwort auf die Frage gekleidet: wie Pestalozzi im heutigen Kampfe dastehen würde. Genau wie er sagt: getreu seiner Wahrheit, aber keiner Partei. Sicherlich würde er sich heute wie damals als „parteiisch fürs Volk“ zu denunzieren haben. Sicherlich würde heute wie damals „sein ganzes Herz an der Hoffnung hängen, die Welt werde nicht endlich dahin kommen zu fragen: was ist das Recht des Volkes, und zu behaupten: es sei keines unter der Sonne“. Der revolutionäre, selbst anarchische Zug der heutigen sozialen Bewegung würde ihn so wenig irre machen wie die gleichen Züge der damaligen Bewegung; er würde bei seiner Behauptung bleiben, daß die Anarchie der Wenigen ganz natürlich nur in der Anarchie der Vielen ihre Grenzen finde; und daß die anarchische Raserei der Völker stets die Folge des Zustandes sei, aus dem sie herausgehen, und nicht dessen, in den sie hineintreten wollen[147]. Aber er würde darum nicht alles Tun des Volks und seiner

[illegible] Grundsatzes: „So viel sehe ich, die Umstände machen den Menschen; aber ich sehe ebenso bald: der Mensch macht die Umstände; er hat eine Kraft in sich selbst, selbige vielfältig nach seinem Willen zu lenken. So wie er dieses tut, nimmt er selbst Anteil an der Bildung seiner selbst und an dem Einfluß der Umstände, die auf ihn wirken"[148]. Aufs eigene Wollen des Menschen also kommt zuletzt alles an. Die Arbeit an der Erhebung des Menschen zu seinem wahren Menschentum und damit zu einem reinen menschlichen, auch sozialen Wollen, das ist die wahre soziale Arbeit. Über Träume von Welt- und Staatenverbesserungen dagegen würde er heute wie damals urteilen: Wenn so etwas reif ist, so kommt es von selbst[149].

„Es ist seine Größe, die Frage der Bildung auf sozialen Grund, die soziale Frage auf den Grund der Menschenbildung zurückgeführt zu haben. Beides ist in der Tat untrennbar eins. So wenig wie eine Gesellschaft Kopf und Herz in Ordnung haben kann ohne ein gesund geregeltes System ihrer Ernährung, ganz so wenig sind bei einer gesunden Regelung des sozialen Ernährungsprozesses Kopf und Herz unbeteiligt. Und so gewiß die Gesundung nur von unten auf, durch Her-

stellung eines gerechten Verhältnisses von Arbeit und Genuß des Arbeitsertrags, erfolgen kann, so gewiß ist eben dazu die Leitung von Verstand und Willen, von Wissenschaft und Sittlichkeit unentbehrlich." Das allgemeine Bildungsideal Pestalozzis: Harmonie der physischen, geistigen und sittlichen Kräfte des Menschen, gilt für die Gemeinschaft der Menschen wie für den Einzelnen. Es ist für das Individuum nicht anders erfüllbar als auf dem Boden einer diesem Gesetz gemäß organisierten, harmonischen und damit humanen Gemeinschaft, und für eine Gemeinschaft nicht anders, als wenn seine Erfüllung ehrlich und redlich für jedes einzelne Mitglied erstrebt und, soviel möglich, erreicht wird. Beide Aufgaben sind völlig eine, und jeder Versuch, die eine ohne die andre zu lösen, muß aus klar einzusehender Notwendigkeit scheitern.

30. „Figuren zu meinem ABC-Buch". Im selben Jahr wie die „Nachforschungen" erschien noch eine andere, kaum minder merkwürdige Schrift: „Figuren zu meinem ABC-Buch oder zu den Anfangsgründen meines Denkens". Im Neudruck von 1803 trägt sie den einfachen Titel: „Fabeln", der insofern nicht ganz zutrifft, als manche Stücke eher Parabeln sind. Der ursprüngliche Titel, den die Cotta-Ausgabe wiederhergestellt hat, erklärt sich aus dem Vorwort des dritten Teils von „Lienhard und Gertrud", wo dieser Roman im Hinblick auf seine didaktische Absicht ein ABC-Buch der Menschheit genannt wird. Wie man den Kindern das Lernen des ABC durch Figuren anlockender und anschaulicher zu machen sucht, so gedachte er, nach einem Briefe an Escher von der Linth[150] „durch diese Darstellung die wesentlichen Gesichtspunkte der Staatskunst den Menschen näher ans Herz zu bringen, als durch kalte Philosophie"; zugleich verschaffte er sich durch diese figürliche Darstellung die Möglichkeit, manches zu sagen, das er auf dem Herzen hatte und das ganz unverhüllt auszusprechen damals nicht ohne Gefahr gewesen wäre[151]. Von der persönlichen Stimmung, in der er diese *Fabeln* schrieb, gibt die erste ein deutliches Bild:

„Der Menschenmaler.“

„Er stand da; sie drängten sich um ihn her, und einer sagte: Du bist also unser Maler geworden? Du hättest wahrlich besser getan, uns unsere Schuhe zu flicken. Er antwortete ihnen: Ich hätte sie euch geflickt, ich hätte für euch Steine getragen, ich hätte für euch Wasser geschöpft, ich wäre für euch gestorben, aber ihr wolltet meiner nicht, und es blieb mir in der gezwungenen Leerheit meines zertretenen Daseins nichts übrig, als malen zu lernen.“

Die Schrift will durchaus nach ihrer lehrhaften Absicht beurteilt sein; dieser ist das Dichterische der Darstellung gänzlich untergeordnet: „diese Gedankenfolgen sind mein Zweck, die Mittel sind mir nichts,“ sagt er selbst in dem erhaltenen Entwurf einer Vorrede[151]. Vom bloß dichterischen Standpunkt ist das starke Vorwalten des Lehrhaften freilich nicht günstig; auch hat es ihn vielfach verleitet, den Tiercharakter nicht festzuhalten, sondern unter den Tiermasken direkt menschliche Charaktere und Gedanken sich aussprechen zu lassen. In der Cotta-Ausgabe wird die dichterische Wirkung noch mehr dadurch gestört, daß den Fabeln Erklärungen beigegeben sind, die sich manchmal fast zum Umfange von Abhandlungen dehnen. Manche seiner Bilder sind gleichwohl von packender Kraft. Doch beruht die Gesamtwirkung des Buches weniger darauf, als auf der rückhaltlosen Wahrhaftigkeit der Zeichnung des sozialen Lebens. Die treffendste Kritik des Buches hat Pestalozzi selbst geliefert in einem der letzten Stücke der ursprünglichen Sammlung[152]:

„Die Felsmasse.“

„Sie stand plötzlich und schauerlich ihnen gegenüber. Eine Weile schwieg alles. Doch jetzt begann ein Gerede. Einer sagte: Wenn sie jetzt auch noch mit Geschmack angelegt wäre! Ein anderer: Ich kann nicht begreifen, was man Schönes daran sehen kann. Und noch ein anderer: Ihre Wildnis ist schauerlich; man könnte in ihrem Anschauen zum Narren werden. Lasset uns von hinnen ziehen!“

31. Die Stäfner Unruhen. Er schrieb an diesen

Fabeln[153] „in den Tagen der annähernden französischen Revolution und in den ersten Spuren der Gefahren, die ihr Einfluß auf die Schweiz haben könnte", hingerissen von seiner Volks-, Vaterlands- und Freiheitsliebe. Aber er hat an der tiefen Bewegung, die damals, wie in aller Welt, so in der Schweiz die Volksmassen ergriff, nicht bloß als Schriftsteller Anteil genommen. Gerade in seinem Heimatkanton, an den Ufern des Zürichsees, entstand unter den Eindrücken der Pariser Ereignisse eine gefährliche Erregung des Landvolks gegen die Stadt, welche durch eine den tatsächlichen Verhältnissen längst nicht mehr entsprechende zünftige Verfassung die wirtschaftliche Entwicklung des ersteren in einer immer schärfer als ungerecht empfundenen Weise zurückhielt. Einige an sich sehr maßvolle Äußerungen der Unzufriedenheit wurden seitens der Stadtregierung mit drakonischer Strenge bestraft; mehrere sehr würdige Männer, die man als Aufrührer vor Gericht stellte, entgingen mit genauer Not dem Todesurteil und wurden mit lebenslänglicher Haft belegt. Pestalozzi, der in der dadurch betroffenen Gegend wohlbekannt war und sich eben in jener Zeit öfter und länger dort aufhielt, wurde in diese Ereignisse auch persönlich verwickelt. Zwar nur irrtümlich kam er im Jahre 1794 selbst bei Freunden wie Lavater in Verdacht, eine Denkschrift verfaßt zu haben, welche die Wünsche der Landbevölkerung gegen die Züricher Regierung zum Ausdruck brachte, und deren Bekanntwerden den ganzen Zorn der „gnädigen Herren" entfesselt hatte[154]. Dagegen hat dann in Gemeinschaft eben mit Lavater, der bei dem vorerwähnten Anlaß (dem „Stäfner Handel") hauptsächlich durch seine zu Herzen dringende Beredsamkeit erwirkt hatte, daß man es wenigstens nicht zum Äußersten trieb, Pestalozzi die größten Anstrengungen gemacht, eine Amnestie durchzusetzen, um der immer wachsenden Erregung des Landvolks womöglich noch Einhalt zu tun. Die zwischen den beiden Patrioten gewechselten Briefe[155] und die sonst erhaltenen Schriftstücke aus dieser Zeit[156] geben rühmliches Zeugnis von seiner ebenso u[illegible] *schrockenen* wie besonnenen Haltung dem Volk

Regierung gegenüber. Man ersieht daraus, daß gerade er es damals gewesen ist, der gegen den „französischen Idealismus" der bedingungslosen Gleichmachung, der im schweizerischen Volke damals Boden zu fassen begann, einen Halt suchte. Die Amnestie wurde nach langen Kämpfen durchgesetzt; aber sie kam, wie Pestalozzi vorausgesagt hatte, bereits zu spät. Die Flut der Volkserregung war inzwischen so hoch geschwollen, daß jetzt auch Pestalozzi zu der Überzeugung kam, es sei dem Vaterlande nicht mehr zu helfen „ohne die Anerkennung des Freiheitsgrundsatzes in seiner ganzen Ausdehnung"[157]. Der Gang der Weltereignisse kam allem zuvor; kaum war die Amnestie erlassen, da erfolgte der Einmarsch der französischen Truppen in die Schweiz; am 7. März 1798 kapitulierte Bern, am 22. März proklamierte der französische Oberbefehlshaber die eine unteilbare helvetische Republik, der nun Zürich notgedrungen beitrat.

32. Die helvetische Republik. Pestalozzi und wer seine Gesinnungen teilte, hatte den Sieg der Freiheit nicht von dieser Seite und nicht unter dieser Form herbeigewünscht oder gar befördert. Es galt aber jetzt aus der wie über Nacht gekommenen Umwälzung das beste zu machen, was sich daraus machen ließ. Zum wenigsten entfachte der politische Sturm ein neues Bestreben auf Hebung der Volkserziehung; und so durfte endlich, endlich auch Pestalozzi hoffen, wieder „brauchbar" befunden zu werden. Es war der Augenblick, wo der schon über 50 jährige, wie der Leutnant seines Romans, den fröhlichen Entschluß faßte: Ich will Schulmeister werden. Er säumte nicht, sich den Männern der neuen Regierung, die durchweg seine Gesinnungsgenossen und zum Teil seine Freunde waren, zu einem neuen Versuch der Erziehungsarbeit am niedersten Volk zur Verfügung zu stellen[158]. Der hochgesinnte Stapfer aus Bern, Minister der Künste und Wissenschaften bei der helvetischen Regierung, brachte seiner Absicht warmes Verständnis entgegen. Man versprach seinen [...]nsch bei nächster sich bietender Gelegenheit zu erfüllen. [...]ischen benutzte die Regierung seine fleißige Feder und

das wohlverdiente Vertrauen, das er beim Volke genoß, um durch Flugschriften die Bevölkerung über ihre Absichten und Maßnahmen aufzuklären und es in vorsichtiger Weise für diese zu gewinnen. Seit dem 8. September 1798 gab Pestalozzi, der in dieser Zeit in Aarau, dem Sitze des Direktoriums, Wohnung nahm, mit Regierungsunterstützung eine Wochenschrift, das „Helvetische Volksblatt", heraus, zu dem er eine Reihe von Aufsätzen selbst beisteuerte.

Aber kaum war die erste Nummer erschienen, als ein Ereignis eintrat, welches, an sich auch für sein patriotisches Gemüt tief erschütternd, doch für ihn dadurch hochbedeutend wurde, daß es seinem heißen Sehnen nach einem unmittelbaren praktischen Wirken als Erzieher endlich die Erfüllung brachte. Es war die Einäscherung von Stanz (9. September). Der kleine katholische Kanton Nidwalden hatte sich geweigert, den Eid auf die neue Verfassung zu leisten, und mußte mit Waffengewalt bezwungen werden. Nach einem entsetzlichen Blutbad gab es in dem Kanton über 400 Kinder, deren Eltern im Kriege umgekommen oder gänzlich verarmt waren. Pestalozzis Bitte, ihn nun eben dorthin, wo Hilfe so dringend not tat, zu senden, damit er sich der Erziehung der verlassenen Kinder annehme, wurde von der Regierung mit Freuden gewährt, und er begab sich alsbald (7. Dezember) an Ort und Stelle, um das Nötige ins Werk zu setzen.

Damit beginnt eine neue Periode seines Lebens. Ehe wir uns mit ihr beschäftigen, haben wir nur noch auf die politischen Schriften dieser Jahre einen kurzen Blick zu tun.

33. Politik, Volkswirtschaft und Erziehung. Pestalozzi war durchaus kein Revolutionär. Noch wenige Jahre vorher beruft er sich in einem Briefe an Fellenberg[159] mit allem Recht auf „Lienhard und Gertrud" als „ein ewiges Denkmal, daß er seine Kräfte erschöpft, den reinen Aristokratismus zu retten"; und noch ein Jahr später schreibt er an denselben[160]: den höhern Ständen sei doch ein gewisser Grad von Edelmut eigen, an den alle Wo[illegible] anknüpfen lasse. „Lachen Sie nicht über mei[illegible]

herzigkeit, ich rede von jungen Leuten; von alten Praktikanten weiß ich so gut als Sie, was ihr Magen verdaut." Der Gang der Ereignisse mußte ihn wohl belehren, daß von dieser Seite nichts zu hoffen war. Die Schrift „Ja oder Nein?", die „Nachforschungen", die „Figuren zu meinem ABC-Buch", die bald zu erwähnenden „Zehntenblätter" lassen von solcher Hoffnung kaum eine Spur mehr erkennen. Aber ebenso weit bleibt er davon entfernt, von einer bloßen Änderung der politischen Verfassung alles Heil zu erwarten. In wachsender Bestimmtheit erkennt er, daß eine sehr „reale", nämlich wirtschaftliche, in den Berufs- und Erwerbsverhältnissen des Volks wurzelnde Änderung der Lage der verschiedenen Volksklassen gegen einander den tieferen Grund der politischen Umwälzung bildete[161]. Die alte Zunftverfassung war durch die Entwicklung der Industrie und des Handels längst tatsächlich unhaltbar[162], die Gewerbefreiheit eine unabweisbare Notwendigkeit geworden; ihr offenes Zugeständnis würde alle Vorteile der Revolution ohne ihre Übel gebracht haben[163]. Die Änderung der politischen Verfassung ist also nicht allein entscheidend. „Ich will nicht mit deinen Regenten reden", ruft er dem Volke zu, „sie vermögen ohne dich nichts, du mußt dir dein Heil selbst bereiten. Das Beste, was sie dir geben können, eine gute Verfassung, ist zwar von einer schlechten, wie ein guter Acker von einem schlechten, verschieden; aber es wächst weder auf dem guten noch auf dem schlechten nichts um des Ackers selbst willen, sonders alles nur um der Arbeit und des Samens willen, die du darauf verwendest"[164]. Auf die „innere Erhebung unsrer Sittlichkeit und Bürgerkraft"[165] kommt alles an. Es ist „schändlich, in einem Lande von der Freiheit der Menschen zu reden, in dem man gar nichts tut, das niedere Volk durch diejenigen Mittel zur Menschenwürde zu erheben, durch die es allein dazu erhoben werden kann, wo man im Gegenteil alles darauf anlegt, seine Unvernunft auf Kind und Kinds-
[illegible] zu erhalten, um auf Kind und Kindskinder Gewerbe
[illegible]en und Gewinn daraus zu ziehen"[166]. Die frei-

heitliche Verfassung legt allerdings eben zu dieser inneren Erhebung des Volkes den Grund; darum tritt er mit Entschiedenheit, ja mit Begeisterung für sie [167], und um ihretwillen selbst für den Anschluß an Frankreich ein [168], das „bei allen Menschlichkeiten seines erhabenen Kampfes dennoch immer das Wohl der Menschheit zu seinem Ziel und das Recht der Menschheit zu seinem Schilde hat" [169].

34. Die Zehntenblätter. Daß aber der notwendige erste Schritt die wirtschaftliche Befreiung des Volkes sein müsse, darüber konnte der Verfasser von „Lienhard und Gertrud" nicht lange im Zweifel sein. So kämpft er mit dem ganzen Feuer seiner Beredsamkeit besonders für die Abschaffung des Zehnten. Zwei Blätter über den Zehnten sind erhalten, von denen aber das zweite damals nicht zum Druck gelangte, weil selbst seine Freunde es „ganz wütend" fanden. Er sieht in dem Zehnten nicht eine rechtmäßige Schuld, die etwa zu ihrem vollen Betrage abgelöst werden müßte, sondern ein ewiges Unrecht, das auch nicht durch jahrhundertelange Übung Recht werden kann. An seine Stelle muß eine Staatssteuer streng nach dem Verhältnis der Leistungsfähigkeit treten. „Wer viel hat, ist dem Staate viel schuldig: das wird, ob Gott will, auch von denen wahr sein, die, durch eine egoistische Staatsorganisation begünstigt, seit Jahrhunderten gewonnen, was sie von Rechtswegen nicht hätten gewinnen sollen. Wer wenig hat, ist dem Staate wenig schuldig: das wird, ob Gott will, auch von denen wahr sein, die, durch eine egoistische Staatsorganisation übervorteilt, seit Jahrhunderten mangelten, was sie nicht hätten mangeln sollen" [170]. Beruft man sich auf die Heiligkeit des Eigentums, so antwortet er: Das Eigentum wird doch um des Menschen und der Mensch nicht um seinetwillen in der Welt sein [171] . . . Das Volk muß wissen, daß das Eigentum nicht durch sich selbst, sondern nur um seines Zweckes willen heilig ist. Das Menschengeschlecht hat das Gemeinrecht nur darum aufgehoben und sich für Eigentum eingerichtet, damit es in größerer Anzahl

und bequemer auf seinem Wohnplatz leben konnte. Wenn aber das Eigentum diesem Endzweck entgegenwirkt, muß man es dann doch für heilig halten? Insoweit gewiß nicht. Dies aber ist beim Zehnten und Bodenzins der Fall[172]. „In einem Staate, in welchem die Auflagen nicht bloß nicht gleich, sondern so weit ungleich sind, daß sie auf der einen Seite den Berufen der niedern Volksklassen am Herzen nagen, auf der andern aber die Einkünfte der höhern Stände bis zum Mutwillen unbelastet lassen[173], in einem solchen Staate sind Freiheit und freie Verfassung bloße Worte.“ Es ist ganz vergebens, den Staat zu revolutionieren, „ohne daß auch nur das Geringste getan wird, um eine allmähliche sittliche und bürgerliche Emporhebung des Volkes anzubahnen“[174].

Auf diese, auf den „Vorschritt der innern Veredlung“ des Volks[175] kommt also zuletzt alles an; von ihr hängt der Grad des Rechts, den sich der Mensch wirklich zu Nutze machen kann, folglich auch derjenige, den er mit Vernunft ansprechen darf, gänzlich ab. Darum betont er unermüdlich immer wieder die Notwendigkeit besserer Erziehungsanstalten für das ganze, besonders für das auch in dieser Hinsicht bis dahin arg vernachlässigte niedere Volk[176]. Und so bewies er den tiefen Ernst seiner Volksliebe, wenn er die wundervollste Fügung seines Schicksals darin erkannte, daß es ihm beschieden war, nochmals zur erbarmenswertesten Klasse des Volks hinabzusteigen, um an seinem Teil gegen ihr schier hoffnungsloses Elend den Kampf aufzunehmen. Aus dieser Stimmung schreibt er damals[177]: „Was beklage ich mich? Alles, was mir durch mein Leben begegnet, war gut, alles war mir selbst gut. Mit dieser Überzeugung erhebe ich mich über alles Unrecht und über alles, was hinter mir ist, und strebe mit Ruhe jetzt immer nach dem Ziel, das ich mir vorgesetzt.“

Fünftes Kapitel. Stanz. Burgdorf. Buchsee.

1. Die Waisenanstalt in Stanz. Die äußere Ge-
hte von Pest 'ozzis Wirken in Stanz ist bald erzählt.
if, war der für die Anstalt be-

stimmte Anbau am dortigen Frauenkloster noch ganz unfertig. Erst am 14. Januar 1799 konnten die ersten Zöglinge, etwa 50 an der Zahl, notdürftig untergebracht werden; aber noch störte die Fortdauer der Bautätigkeit die ganze Erziehungsarbeit; sie bedrohte sogar die Gesundheit der Zöglinge und Pestalozzis selbst. Dennoch hören wir schon nach wenigen Wochen von schönen Erfolgen. Von den beiden Männern, die mit ihm die Sorgen der Anstalt teilten, berichtet am 11. Februar der Regierungskommissar Truttmann: es sei zum Erstaunen, was der gute Mann leiste, und wie weit die Zöglinge in dieser kurzen Zeit schon vorgerückt seien. Gewiß werde der Staat für diese wohltätige Anstalt in wenig Jahren mit Wucher entschädigt. Und der Pfarrer Businger, der sich Pestalozzi als Leiter der Anstalt ausgebeten hatte, schreibt: „Bürger Pestalozzi arbeitet rastlos . . . und man traut seinen Augen und Ohren kaum, wenn man sieht und hört, wie weit er es in einer so kurzen Zeitfrist gebracht hat".[1] Pestalozzi selbst war von dem Erfolg seines Tuns überrascht, ja hingerissen. Er bestärkte ihn in der Überzeugung, daß er alles allein tun müsse, wenn sein Zweck erreicht werden solle. Über die ungeheure Anstrengung trug ihn die Begeisterung, die ihn wieder zum Jüngling machte, hinweg. Aber alles erschien noch allzu planlos. In der Tat, mit vollem Bewußtsein ging er ganz ohne vorgefaßten Plan zu Werke; dieser sollte ihm aus den Erfahrungen seines Tuns vielmehr erst erwachsen. Er hätte daher auch jetzt gar keinen Gehilfen brauchen, er hätte, wie er selbst schreibt, keinem einen bestimmten und sicheren Faden an die Hand geben können; er wollte, er mußte erst „eine Tatsache durch sich selbst aufstellen", ehe er fremde Unterstützung auch nur annehmen konnte; es konnte ihm kein Mensch helfen, er mußte sich selbst helfen.[2]

Es ist nicht zu verwundern, daß die redlichen Männer, die die Mitverantwortung für die Unternehmung t
über ein so beispielloses Vorgehen mehr und meh
lich wurden. Schon am 25. März äußert Truttm

Schreiben an den Minister Rengger ernste Besorgnisse. Er bewundert den Eifer des Bürgers Pestalozzi und seine rastlose Tätigkeit für die Anstalt; er verdiene Ehre und Dank; aber die Anstalt werde ihren Zweck verfehlen, wenn sie nicht nach einem Plane organisiert werde; Pestalozzi aber habe sich in den Kopf gesetzt, alles allein und ohne Plan durchzusetzen. Pestalozzi selbst gesteht (19. April) in einem Schreiben an denselben Minister: er erliege unter der Last dessen, was augenblicklich zu tun sei und jetzo nur von ihm allein getan werden könne; mitten im großen Erfolg hemmen ihn tausend kleine Nebenumstände. Er schmachtet nach dem Augenblick, in dem der Minister selbst Augenzeuge sein werde, was mitten in den namenlosen Schwierigkeiten dieser Anfangsanstalt geleistet worden, und was mit moralischer Gewißheit durch die Befolgung der angenommenen Grundsätze und Methoden geleistet werden könne.[3]

Inzwischen war er nun doch selbst bemüht, Gehilfen zu gewinnen. Aber die Tage der Anstalt waren bereits gezählt. Noch am 24. Mai machte er mit den Zöglingen einen Ausflug nach Luzern; das Direktorium ließ jedem der jetzt 70 Kinder einen neuen Zehnbätzner überreichen — da bereiteten die Kriegsunruhen dem merkwürdigen Versuch ein vorzeitiges Ende. Einige benachbarte Kantone standen in offenem Aufruhr gegen die helvetische Regierung; die Unruhen drohten sich nach dem kaum beruhigten Unterwalden hinüberzuziehen. Französische Truppen mußten zum Schutz der Regierung einrücken, und da diese für sich ein Militärlazaret forderten, verfügte der helvetische Kommissar Zschokke, ohne mit Pestalozzi auch nur Rücksprache genommen zu haben, daß die von der Anstalt eingenommenen Räume für das Lazaret hergegeben werden mußten. Die Mehrzahl der Waisenkinder wurde zu ihren Verwandten heimgeschickt, nur eine kleine Zahl gänzlich Heimatloser durfte bleiben. Pestalozzi, durch die fast über-
che Anstrengung dieser fünf Monate bis zum Blut-
oft, sah durch diesen Schlag seine ganze, unter
rkeiten doch an hohen Hoffnungen reiche Arbeit

wieder einmal vernichtet. Er ging (den 8. Juni), um zunächst auf dem Gurnigel Erholung zu suchen. Er war entschlossen, zurückzukehren, sobald die Kriegsunruhen sich verzogen hätten. Als aber nach Abzug der Truppen die armen Waisen sich wieder zahlreich zur Aufnahme meldeten, erklärten Zschokke und Businger Pestalozzi für nicht geeignet zur Leitung der Anstalt; und obgleich Stapfer in einem Gutachten[4] warm und nachdrücklich für ihn eintrat, entschied der Minister Rengger gegen seine Rücksendung. Seine Methode möge wohl gut sein, aber sie sei noch nicht genug erprobt und zu Experimenten gerade hier nicht der Ort. Außerdem erscheine er als Protestant in dem streng katholischen Ländchen für ein solches Amt nicht geeignet.[5]

2. Die Idee der Elementarbildung in ihrem Ursprung. Über die Art seines Vorgehens in Stanz hat Pestalozzi in einer seiner packendsten Schriften: „Pestalozzis Brief an einen Freund über seinen Aufenthalt in Stanz", Rechenschaft gegeben[6]. Was war denn das unerhört Neue in seinem Vorgehen? Es war der Rückgang auf die schlechthin ersten Elemente, von denen die Menschenbildung ausgehen muß. Es ist überaus belehrend, wie er die Erfahrung machte, daß gerade dies keiner verstehen zu können noch auch nur zu wollen schien; gerade je gelehrter einer war, um so unfähiger zeigte er sich, die Anfangspunkte, auf die er zurückzugehen suchte, auch nur theoretisch festzuhalten.[7] So war sein Beginnen ein ganz einziges, und daß es Erfolg hatte, nicht das am wenigsten Merkwürdige dabei. Es war „das Pulsgreifen der Kunst, die ich suchte — ein ungeheurer Griff; ein Sehender hätte ihn gewiß nicht gewagt; ich war zum Glücke blind, sonst hätte ich ihn auch nicht gewagt. Ich wußte bestimmt nicht, was ich tat; aber ich wußte, was ich wollte, und das war: Tod oder Durchsetzung meines Zwecks . . . Ich spielte auf eine Art mit der Not, trotzte ihren Schwierigkeiten, die wie Berge vor mir standen, setzte dem Anschein der physischen Unmöglichkeit die Gewalt eines Willens entgeg
den nächsten Augenblick, der ihm vorstand, nicht s

achtete, aber sich in den gegenwärtigen einklammert, wie wenn er allein wäre und Leben und Tod an ihm hinge".[8]

Es ist die Geburt der Idee, die Pestalozzi fortan unablässig als die Grundlage seiner Erziehungsmethode betont: der Idee der „Elementarbildung".

3. Kein Sprung in seiner Entwicklung. Niederer, der die Schrift zuerst herausgab, sah in ihr den Ausdruck einer „völligen Revolution" in Pestalozzis Persönlichkeit, einer Reformation in seinen Ansichten von der menschlichen Natur, und einer Wiedergeburt seiner sämtlichen früheren Bestrebungen. „Von der Anstalt in Neuhof zu der von Stanz ist ein unermeßlicher Sprung .... Er setzte den Mittelpunkt des Unterrichts und der Erziehung, statt in die Außenwelt und in die Industrie, nun in die kindliche Natur selbst, in die in den Kindern gegebenen ursprünglichen Anlagen, Fähigkeiten und Kräfte".[9] So gewiß hierin etwas Richtiges liegt, so ist es in dieser schroffen Fassung eine Übertreibung. Ein Sprung war es schon insofern nicht, als Pestalozzi in Stanz eben die Grundidee zu verwirklichen gedachte, die ihn bei seinem ersten Versuch auf dem Neuhof schon geleitet, und die er in „Lienhard und Gertrud" tief und überzeugend entwickelt hatte. Beruft er sich doch ausdrücklich in dem „Briefe" auf den 3. und 4. Teil des Romans.[10] Insbesondere sollte der Arbeitsunterricht auch hier in die Mitte treten, der wörtliche Unterricht sich an diesen nur anschließen, ja während der Handarbeit zugleich erteilt werden[11]. Es sollte die Erziehung seines Armenhauses, wie dort, zur Wohnstubenerziehung gestaltet, es sollten deren Vorzüge von der öffentlichen Erziehung nur nachgeahmt werden; denn „Schulunterricht ohne Umfassung des ganzen Geistes, den die Menschenerziehung bedarf, und ohne auf das ganze Leben der häuslichen Verhältnisse gebaut, führt ... nicht weiter als zu einer künstlichen Verschrumpfungsmethode unsres Geschlechts". Die Kraft des Erziehers muß reine und durch das Dasein des ganzen Umfangs der häuslichen Verhältnisse allein belebte Vaterkraft sein. Diese Überzeugung hat Pesta-

lozzi kaum irgendwo stärker ausgesprochen als in dieser Schrift[12], und nie ist er ihrer tatsächlichen Bewährung so nahe gewesen wie in Stanz. Mit höchstem Recht also lebt er im Gedächtnis des Volks und in den wundervollen Denkmälern fort als der Inbegriff dieser „Vaterkraft". Insoweit war es nicht etwas überhaupt Neues, sondern es war der „große Traum seines Lebens", an dessen Verwirklichung er endlich Hand anlegen durfte[13]. Nur äußere Gründe ließen es zu der beabsichtigten Verbindung, ja Ineinanderschmelzung des Lernens mit dem Arbeiten, der Unterrichts- mit der Industrieanstalt nicht kommen: kurze Zeit vor der Auflösung der Anstalt erst hatten einige Kinder mit Spinnen angefangen[14]. Ja er ist „mehr als je" überzeugt, daß die Lehranstalten mit Arbeitsanstalten verbunden, und das Verfahren des Unterrichts so vereinfacht werden müsse, daß jede Mutter ohne fremde Hilfe selber lehren und dadurch zugleich immer selbst lernend fortschreiten kann; auch, daß eine sehr starke Anzahl Kinder selbst von sehr ungleichem Alter auf einmal in Masse mitten unter der Arbeit in sehr vielem unterrichtet werden könne[15].

Aber allerdings hat er jetzt begriffen, daß, ehe von einer solchen Zusammenschmelzung des Lernens mit der Arbeit die Rede sein konnte, „erst die Elementarbildung des Lernens und des Arbeitens in ihrer reinen Sonderung und Selbständigkeit aufgestellt, und die besondere Natur und Bedürfnisse eines jeden dieser Fächer klar gemacht sein mußten"[16]. Auch faßt er jetzt, bestimmter noch als früher, beides, die Arbeit wie das Lernen, als Übung und dadurch harmonische Entfaltung der Seelenkräfte, und nicht lediglich in Rücksicht auf ihre künftige oder gar augenblickliche praktische Anwendung insbesondere zum Zweck des Erwerbs ins Auge. Insoweit ist Niederer ganz im Recht: weder vom Ökonomischen noch von irgend einem anderen Äußeren wollte er in seinem Gange ausgehen, sondern „erst ihr Inneres selbst und eine rechtliche und sittliche Gemütsstimmung" in den Kindern n
leben[17], wozu Erfahrung und eigenes Tun der

4. Anschauung und Grundsätze, Fundamente. Namentlich aber zeigt sich ein wesentlicher Fortschritt darin, daß die „Anschauung" nach ihrer fundamentalen Bedeutung in der Erziehung jetzt bestimmt erkannt ist[18]. Nirgends läßt sich so gut wie hier studieren, was er bei diesem viel mißdeuteten Ausdruck eigentlich im Sinne hat. Gewiß betont er an der Anschauung immer zuerst den Charakter sinnlicher Unmittelbarkeit. Er verbindet häufig „Anschauung" und „Erfahrung"[19]; deutlicher noch: „Anschauung" und „Tatsache"[20]; das „Bewußtsein intuitiver, an Realverhältnisse angeketteter Erfahrung"[21]; wodurch erst jeder „Lehrsatz" sich dem Lernenden „selber als wahr darstelle". Aber unmittelbar daneben spricht er ganz klar aus: daß große, vielumfassende Begriffe zur Entwicklung weiser Gesinnungen und standhafter Entschlossenheit wesentlich und unersetzbar[22], e das Ganze unserer Anlagen und unserer Verhältnisse umfassende Sätze notwendig sind, die allerdings mit reiner Psychologie, das ist, mit Einfachheit, Liebe und Ruhe (Cotta-Ausgabe: ruhiger Kraft) in die Seele des Menschen gelegt werden müssen; einfach zu einem tief entwickelten und wortleeren Wahrheits- und Rechtsgefühl führende Hauptsätze der menschlichen Erkenntnis[23]. Solche sind „wie reines Gold, gegen welches die ihnen untergeordneten und von ihnen abhängenden Wahrheiten als bloße Scheidemünze anzusehen sind". Sie gewähren die „Sicherheit der Fundamente", von denen alle menschlichen Kenntnisse und alles Wissen ausgehen und auf denen sie ruhen; sie geben dem Menschen den einfachen, geraden, mit sich selbst einstimmigen Sinn. Damit erst vollendet sich die Pestalozzische Idee der Elementarbildung, denn diese „Fundamente" der Erkenntnis, die sich in gewissen „Hauptsätzen" müssen aussprechen lassen, das und nichts andres sind die „Elemente"; nach ihnen bestimmen die einfachen „Urgrundlagen" und „Urngen"[24] eines jeden Unterrichtsgebiets. Und das iten auf diese Urgrundlagen durch den Gang der Er-

ziehung, das und nichts anderes ist die „Psychologie" des Erziehungs- und Unterrichtsganges, die er zuerst hier, und von da ab unablässig fordert. Eine „Anschauung" aber, welche diese „Urgrundlagen" und „Urfügungen" fest und sicher in die Seele des Lernenden legen und damit die „Fundamente der Menschenweisheit"[25] in ihr, nein aus ihr entwickeln soll, eine solche Anschauung — darin behält Niederer ewig Recht — muß etwas ganz andres sein als ein passives Entgegennehmen von außen. Es ist Betätigung innerer, selbsteigener Kraft, wiewohl am sinnlichen Stoff. Dies ist wenigstens an der einzigen Stelle auch ganz klar gesagt, wo es heißt: notwendig habe er in den Kindern „erst ihr Inneres selbst wecken und beleben müssen, um sie dadurch auch für das Äußere tätig, aufmerksam, geneigt, gehorsam zu machen"; getreu dem erhabenen Grundsatz Jesu: Macht erst das Inwendige rein, damit auch das Äußere rein werde[26]. So war, sagt er in der „Gertrud", die Stimmung seiner Zöglinge nicht die Stimmung der Lernenden, es war die Stimmung aus dem Schlaf erweckter unbekannter Kräfte; es zeigte sich bei ihnen „eine Kraft der Anschauung und ein festes Bewußtsein des Anerkannten und Gesehenen, von der unsere ABC-Puppen auch nur kein Vorgefühl haben." Gern gesteht er, daß diese „psychologische" Idee seines Tuns damals zwar in seinem Gefühle lag, aber ihm selbst noch nicht deutlich bewußt war; aber doch fühlte er, daß er das Problem „dem Manne von Tiefblick und unbefangener Kraft" auflösen konnte. Der befangenen Menge freilich konnte er „noch nicht weis machen, was er wohl wußte". Das habe er erst in Burgdorf gelernt[27].

5. Die Anfänge in Burgdorf. Pestalozzi „konnte nicht leben ohne sein Werk". Nach kurzer Rast auf dem Gurnigel finden wir ihn sogleich wieder in voller Tätigkeit. Der getreue Stapfer hatte ihm[28] die Erlaubnis erwirkt, an den Schulen des Städtchens Burgdorf im Kanton Bern seine Experimentalstudien über die Methode fortzusetzen. Freie Wohnung wurde ihm auf dem dortigen S[illegible], wo be-

reits Johann Rudolf Fischer seinen Wohnsitz genommen hatte, um eine Lehrerbildungsanstalt daselbst zu begründen. Pestalozzi begann seine Versuche an der sogenannten Hintersassen- oder Bauernschule, wo die eine Hälfte der Schüler ihm überwiesen wurde, während die andere dem bisherigen Lehrer Dysli verblieb. Dieser konnte der neuen Art keinen Geschmack abgewinnen; er fürchtete für seinen Posten, und vielleicht für den Heidelberger Katechismus; durch ihn veranlaßt, erklärten die braven Hintersassen, „sie wollten mit der neuen Lehre die Probe nicht an ihren Kindern machen, die Bürger sollten es an ihren eigenen probieren“ [29]. Zum Glück hatte Pestalozzi eine zuverlässige Stütze an dem Distriktsstatthalter Schnell und einem Dr. Grimm; durch ihre Verwendung bei der Bürgerschaft durfte er fortan in der Buchstabier- und Leseschule der Jungfer Stähli, und seit dem Mai des nächsten Jahres an der zweiten Knabenschule des Orts, hier, wie es scheint, als alleiniger Lehrer [30], unterrichten.

Rückgang auf die einfachsten Elemente, möglichst unmittelbare Anknüpfung des Lese-, Schreib- und Rechenunterrichts an die Anschauung und die Sprache, zur Entwicklung der Anschauung Übungen im geometrischen Zeichnen, das sind die Hauptpunkte, auf die seine Forschung in dieser Zeit gerichtet ist. Von außen mag wohl sein Tun sich wunderlich ausgenommen haben, nach seiner eigenen Schilderung wie nach dem Bericht Ramsauers, der damals sein Schüler, später sein Gehilfe war [31]. „Ein eigentlicher Schulplan“, so erzählt dieser, „war nicht vorhanden, auch kein Stundenplan, weshalb sich auch Pestalozzi an keine bestimmten Stunden band, sondern meistens zwei bis drei Stunden dasselbe trieb.“ Während der Sprachübungen „sollten wir zu gleicher Zeit zeichnen, was wir wollten. Wir wußten aber nicht, was zeichnen; daher kam es, daß die Einen Männchen und Weibchen, andere Häuser, noch andere Striche, Schnörkel und Arabesken und was ihnen in den Sinn kam, zeichneten. Auch sah Pestalozzi nie nach, was wir gezeichnet oder vielmehr verschmiert hatten“ . . . Es wurde bei den Sprachübungen

singend und überhaupt schnell und undeutlich vorgesprochen; „zudem schrie Pestalozzi so entsetzlich laut und anhaltend, daß er uns auch nicht nachsprechen hören konnte, und das um so weniger, da er nie auf uns wartete, wenn er einen Satz vorgesprochen hatte, sondern ununterbrochen fortfuhr und eine ganze Seite in einem fort vorsprach. Was er uns so vorsprach, war auf einen halben Bogen großen Karton aufgezogen . . .“ Beim Rechnen ließ Pestalozzi nur der Reihe nach vor- und nachsprechen, fragte nie, gab auch keine Aufgaben. „Er war auch nicht geduldig genug, um wiederholen zu lassen oder Fragen zu geben, auch schien er sich in seinem ungeheuren Eifer gar nicht um den einzelnen Schüler zu bekümmern“. Ramsauer erwähnt weiter, als besten Bestandteil des Unterrichts, wie Pestalozzi die Figuren und eingerissenen Löcher der Tapeten des Schulzimmers benutzte, um die Kinder, was sie daran sahen, genau nach Form, Zahl, Lage und Farbe in Sätze fassen zu lassen; und dergleichen mehr. Pestalozzi selbst schreibt[32]: Ich krähete wieder täglich mein ABC vom Morgen bis zum Abend, und fuhr planlos in dem empirischen Gange fort, den ich in Stanz abbrechen mußte. Ich setzte unermüdet Silbenreihen zusammen; ich beschrieb ganze Bücher mit ihren Reihenfolgen und mit Reihenfolgen von Zahlen, und suchte auf alle Weise die Anfänge des Buchstabierens und Rechnens zu der höchsten Einfachheit und in Formen zu bringen, die das Kind mit der höchsten psychologischen Kunst vom ersten Schritt nur allmählich zum zweiten, aber dann ohne Lücken, und auf das Fundament des ganz begriffenen zweiten, schnell und sicher zum dritten und vierten hinaufbringen müssen. Aber anstatt der Buchstaben, die ich die Kinder in Stanz mit dem Griffel zeichnen machte, ließ ich sie jetzt Winkel, Vierecke, Linien und Bogen zeichnen.“ Hierbei entwickelte sich ihm allmählich die Idee des „ABC der Anschauung“.

6. Fischers Bericht an Steinmüller. Der „Mechanismus“ der Methode. Hier ahnt man sc
Sinn und Zweck des äußerlich gewiß sonderbe

Vorgehens. Einen ersten Versuch, den inneren Plan seines Tuns sich theoretisch klar zu machen, unternahm der wissenschaftlich sehr gebildete Fischer — der indessen erklärt, diesen Plan nur aus den vor seinen Augen angestellten Versuchen abstrahiert zu haben — in einem Briefe vom 20. Dezember 1799 an Pfarrer Steinmüller in Gais, auszugsweise von Pestalozzi selbst wiedergegeben in der Schrift „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“ [33]. Fischer legt mit Recht alles Gewicht auf die „psychologische Basis“, auf der sich die Pestalozzische Methode aufbaue. „Diese bewährt sich gewiß, wenngleich die Außenseite des Baues noch manche Unebenheiten und Disproportionen darbieten sollte.“ Wir entnehmen seiner Darstellung hier nur das Tatsächliche. Fischer bestätigt das neben den Sprachübungen gleichzeitig hergehende zwanglose Zeichnen oder Buchstabenmalen mit dem Griffel auf Schiefertafeln. Pestalozzi setzt aber in seiner Wiedergabe sogleich hinzu, daß er damals schon, zur Vorbereitung des Schreibens, vorzüglich Linien, Winkel, Bogen habe zeichnen lassen, indem er sich auf den „Erfahrungsgrundsatz“ stützte, daß die Kinder mehrere Jahre früher zur Kenntnis der Proportionen und zur Führung des Griffels fähig seien, als zur Führung der Feder und Verfertigung von kleinen Buchstaben. Auf den Gebrauch des Griffels und der Schiefertafel war Pestalozzi bereits in Stanz gekommen. Fischer berichtet weiter von der Einführung der dünnen durchsichtigen Hornplättchen mit darin eingegrabenen Strichen und Buchstaben, welche den Kindern zugleich als Vorlagen und zur Nachprüfung ihrer eigenen Zeichnungen auf der Tafel dienten. Er erwähnt sodann das planmäßige Komponieren und Dekomponieren von Wörtern und Redensarten, die Einprägung fester Erklärungen sinnlicher Gegenstände, wodurch das Kind lerne sich von seinen Vorstellungen Rechenschaft geben und so über sie herrschen, indem es ihrer, „die schon in ihm lagen, erst jetzt deutlich bewußt wird“.

Aus dem Weiteren ist besonders hervorzuheben, daß ...ozzis ganzes Verfahren, nach dem Begriff, den Fischer ... machte, darauf zielte, daß das Kind „die Wissen

schaften, welche es erlernen soll, sich selbst konstruiere". Das in der Tat ist es, was Pestalozzi bei allem im Sinn hat, was er das „Psychologisieren", das „Organisieren" des Unterrichts, das Befolgen der „physisch-mechanischen Gesetze" der geistigen Entwicklung in ihm nannte, und wofür ihm der Erziehungsrat Glayre den wunderlichen Ausdruck an die Hand gab: er wolle also den Unterricht „mechanisieren". Damit schien er ihm [34] „den Nagel auf den Kopf zu treffen"; weil er nämlich dachte, es sei damit gemeint das strenge Befolgen der inneren, eigenen Gesetze der geistigen Bildung, die er „physische", „mechanische", aber ebenso gut „psychologische", „organische" zu nennen pflegt; wir möchten sie schlicht „methodische" nennen, sofern sie eben die Gesetze des ursprünglichen Verfahrens sind, nach welchem der Geist alle seine Gebilde in sich selber, vermöge seiner eigenen Funktionen, aufbaut. Wenn wir von einem Aufbauen auf Grundlagen, Fundamenten, von der Struktur, der Konstruktion eines solchen Aufbaus und deren Gesetzen reden, so bedienen wir uns im Grunde desselben Vergleichs, der Pestalozzi bei dem Ausdruck der „mechanischen" Gesetze vor Augen steht; es sind keine andern als die Gesetze, gemäß welchen jedes Glied des geistigen Aufbaues von andern getragen und gestützt wird und wiederum andre, und damit den ganzen Bau, tragen und stützen hilft. Der andre, geläufigere Vergleich des organischen Wachstums ist ihm ebenso wohl bekannt und vielleicht ebenso oft von ihm gebraucht worden. Man darf jedoch nicht vergessen, daß schließlich auch das nur ein Vergleich ist. Um aber jeden Zweifel über den Sinn des Ausdrucks auszuschließen, sei gleich hier eine wenig spätere Äußerung angeführt, die darüber volle Klarheit gibt. Schon Gruner [35] hat in dieser Absicht treffend hingewiesen auf die schlichte Erklärung in der Vorrede der „Anschauungslehre der Zahlverhältnisse", wo es [36] heißt: „Diese Ordnung aller Anschauungen in solche Reihenfolgen und dieses Ineinandergreifen derselben zur wechselseitigen Unterstützung ihrer Zwecke ist das ganze Geheimnis

meiner Methode; *ich heiße es den Mechanismus* derselben. Aber indem wir .... den Mechanismus, *oder wenn ihr lieber wollt, den Organismus* der Methode vollendet glaubten ...“

Entspricht aber der Gang des Unterrichts und der Erziehung den wahren Gesetzen des Aufbaus der geistigen Welten im sich bildenden Geiste, der Welt der Erkenntnis wie der der sittlichen Beziehungen zwischen Mensch und Mensch und endlich der ästhetischen Schöpfung, so müssen die ersten Stufen eines solchen Erziehungs- und Unterrichtsganges in der Tat für alle Menschenbildung gemeinsame sein, und sie müssen zu einer solchen Einfachheit gebracht werden können, daß jede Mutter und jeder noch so schlichte Lehrer sie fassen und völlig beherrschen und danach seine Kinder muß erziehen und lehren können. Es lautet wiederum befremdlich und ist begreiflich vielen Wohldenkenden anstößig gewesen, wenn Pestalozzi dies damit ausdrückt, daß der Lehrer, wenigstens für die Elementarstufe, zum „bloßen mechanischen Werkzeug der Methode“ werden müsse[37]. Aber nach dem, was über den Pestalozzischen Sinn des Wortes „mechanisch“ soeben bemerkt worden ist, wird man auch das nicht mehr mißverstehen und nicht, wie fast regelmäßig geschehen, den Zusatz außer Acht lassen: „einer Methode, deren Resultate durch die Natur ihrer Formen und nicht durch die Kunst des sie leitenden Mannes hervorquellen müssen.“ Durch die „Natur“ ihrer Formen, nämlich als der Formen, in denen der Inhalt der Bildung in dem sich bildenden Geiste selbst und durch ihn sich gestalten muß. Diese selbsteigene Gestaltung des Bildungsinhalts, das ist die „Natur“, die durch die „Kunst“ des Lehrers so wenig gestört, gemodelt oder eingeengt werden darf, wie ein weiser Gärtner die natürliche Wuchskraft der Pflanze nach „Kunst“-Rücksichten, die um die eigenen Gesetze des pflanzlichen Wachstums sich nicht kümmern, stören, modeln oder beengen wird.

7. Der Bericht Herbarts. Macht man sich auf

...zzi mit seinen noch wie im Dunkeln

tappenden Versuchen hinzielte, so begreift man eher, wie er bei aller Unsicherheit des Tappens doch „mit jeder Stunde mehr fühlte, daß er vorwärts rückte und stark vorwärts rückte“ [38]. Auch war Fischer nicht der Einzige, der zu dem Fortrücken seiner Arbeit Zutrauen faßte. Wir haben vor allem das Zeugnis eines so kritischen Beurteilers wie Herbart, der, von Jena her mit den Bernern Fischer und Steck befreundet, 1797—99 als Hauslehrer in Bern wirkte, schon dort mit Pestalozzi mannigfach in direkte und indirekte Berührung kam [39], dann auf der Heimreise im Januar 1800 ihn in Burgdorf aufsuchte. Er berichtet darüber in seiner frühesten Veröffentlichung pädagogischen Inhalts: „Über Pestalozzi neueste Schrift: Wie Gertrud ihre Kinder lehrt. An drei Frauen.“ Pestalozzi ließ (es war schon Abend) zwölf seiner Schulkinder zusammenrufen. Sie kamen ohne Spur von Widerwillen. „Eine lebendige Tätigkeit dauerte gleichmäßig fort bis zu Ende. Ich hörte das Geräusch des Zugleichsprechens der ganzen Schule; nein, nicht das Geräusch, es war ein Einklang der Worte, höchst vernehmlich, wie ein taktmäßiger Chor, und auch so gewaltig wie ein Chor, so fest bindend, so bestimmt heftend auf das, was eben gelernt wurde, daß ich beinahe Mühe hatte, aus dem Zuschauer und Beobachter nicht auch eins von den lernenden Kindern zu werden. Ich ging hinter ihnen herum, zu horchen, ob nicht etwa eins schwiege oder nachlässig spräche; ich fand keines . . . Das taktmäßige Zugleichsprechen bringt ein reines Artikulieren von selbst mit sich. keine Silbe kann verschluckt werden, jeder Buchstabe findet seine Zeit; und so formt das Kind . . . sich seine Aussprache selbst. Die allgemeine und dauernde Aufmerksamkeit war mir auch kein Rätsel; jedes Kind beschäftigte zugleich Mund und Hände; keinem war Untätigkeit und Stillschweigen auferlegt; das Bedürfnis nach Zerstreuung war also gehoben; die natürliche Lebhaftigkeit verlangte keinen Ausweg, wie der Strom des Zusammenlernens keinen gestattete. Ich freute mich über den sinnreichen Gebrauch der durchsicht
mit eingeritzten Buchstaben, die währe

lernens sich beständig in den Händen der Kinder bewegten und, ein stummer, aber behender Schreibmeister, ihnen ihre Griffelzüge augenblicklich korrigierten und sie zum Bessermachen aufforderten.“ Er freut sich der festen, geraden Linien, richtigen Perpendikel, genau runden Zirkel, welche die sechsjährigen Kinder so zeichnen lernten, mehr noch der „energischen Stetigkeit des Geistes, die sie gewinnen, indem sie die Vorstellung der Rundung so lange ohne Wanken festhalten, bis das hingespannte, zielende Auge und die gehorchende Hand, ganz langsam, aber sicher, in *einem* fehlerlosen Zuge den Kreis vollendet haben“.

Das lautet sehr anders als Ramsauers später, etwas auf den Effekt berechneter, etwas selbstgefälliger Bericht; ja man darf sagen, er wird dadurch widerlegt. Aber doch machte es auch Herbart zunächst Bedenken, warum Pestalozzi so vieles nur auswendig hersagen ließ, und warum seine Sätze so abgebrochen, seine Namen so nackt dastanden . . . wie er, der sonst auf den ersten Blick so freundliche, liebreiche Mann, ... dazu komme, unter die Kinder, die seine ganze Seele füllen, nicht mehr Freude auszugießen. Aber er begriff diesen strengen Ernst daraus, daß es auf das genaue Auffassen eben ankommt, das durch nichts, was nicht zur Sache gehört, gestört werden darf. „Kein unnützes Wort wird in der Schule gehört, also der Zug des Auffassens nie unterbrochen . . . Das rechte Gleis wird nie verlassen, und so hat jeder Moment seinen Fortschritt. — Indessen das Auswendiglernen von Namen, von Sätzen, von Definitionen, und die anscheinende Sorglosigkeit, ob es auch verstanden werde, machte mich zweifeln, und fragen. Pestalozzis Antwort war eine Gegenfrage: Würden die Kinder, wenn sie nichts dabei dächten, so rasch und munter lernen? . . . Im weiteren Gespräche aber leitete mich Pestalozzi auf die Idee: die *innere Verständlichkeit* des Unterrichts sei wohl noch etwas weit Wichtigeres [illegible] das augenblickliche Verstehen“. Die zugehörige Anschauung [illegible] das Leben außer der Schule. „Die Lehrstunde gebe [illegible] *egreifliche*, und stelle zusammen, was zusammen-

gehört; Zeit und Gelegenheit werden den Begriff nachbringen und das Zusammengestellte in einander fügen und ketten". Übrigens ist für das kleine Kind das Wort selbst eine Sache, die wechselnden Lautverbindungen als solche ein Studium; von diesem Standpunkt findet Herbart Pestalozzis alphabetische Namenregister wenigstens verständlich, deren Gebrauch er „übrigens doch auf die erste, bloß vorläufige Bekanntschaft mit den Namen einschränken würde." — So weit Herbart über seine direkten Beobachtungen. Er bemerkt selbst, dies alles betreffe nur das, was „äußerlich zunächst auffällt"; um „tiefer in die Mitte der Sache zu dringen", hält er sich weiterhin an Pestalozzis Buch, das erst später erschien.

8. Die Denkschrift „Die Methode". Stapfer besonders fand sein unerschütterliches Zutrauen zu Pestalozzi durch sein so augenscheinlich erfolgreiches Wirken in Burgdorf gerechtfertigt. Er erwirkte für ihn auf eine Zuschrift Pestalozzis vom 2. Februar 1800[40] einen neuen Beschluß der Zentralbehörde (25. Febr.), durch welchen ihm ein Vorschuß von 1600 Gulden bewilligt wurde, um den Druck seiner Elementarbücher beginnen und eine eigene Anstalt gründen zu können. Außerdem rief Stapfer eine „Gesellschaft von Freunden des Erziehungswesens" ins Leben, welche sich besonders der Förderung der Bestrebungen Pestalozzis widmen sollte. Eine erste, kurze Darlegung Pestalozzis über die Grundsätze seiner Methode war für diese Gesellschaft bestimmt. Es ist die wichtige, vom 27. Juni 1800 datierte Denkschrift „Die Methode"[41]; ein ganz knapper Entwurf dessen, was später in „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt" ausführlich entwickelt wurde; manche Sätze stimmen mit der letzteren Schrift wörtlich überein[42]; aber es ist von unschätzbarem Wert, seine Grundsätze hier noch im ersten Keimen, gleichsam noch im Status nascendi vor sich zu haben. Die Begründung alles Unterrichts auf die Anschauung, auf „unsere" Anschauung, auf die „allgemeine Grundlage unseres Geistes, vermöge welcher unser Verstand die

Eindrücke, welche die Sinnlichkeit von der Natur empfangen hat, in seiner Vorstellung zur Einheit, das ist, zu einem Begriff, auffaßt,“ mit der Folge, daß „jedes Wort, jede Zahl, jedes Maß ein Resultat des Verstandes ist, das von gereiften Anschauungen erzeugt wird“, dies und dann sein großes Gesetz der „physischen Nähe und Ferne“ der Gegenstände, das wieder um ein anderes, noch fundamentaleres „sich wirbelt“, d. h. auf es als seinen Mittelpunkt sich zurückbezieht, nämlich „um den Mittelpunkt deines ganzen Seins, und dieser Mittelpunkt bist du selbst“: alle diese Kernsätze seiner theoretischen Hauptschrift sind schon hier genau so formuliert. Sie werden besonders schön und greiflich erläutert durch den Hinweis auf das Vorbild „der hohen Natur, die aus dem Kern des größten Baumes zuerst nur einen unmerklichen Keim treibt, aber dann durch ebenso unmerkliche als täglich und stündlich fließende Zusätze zuerst die Grundlage des Stammes, dann diejenige der Hauptäste, und endlich diejenige der Nebenäste, bis an das äußerste Reis, an dem das vergängliche Laub hängt, entfaltet.“

9. Die Begründung der Burgdorfer Anstalt.

Der Plan der Begründung einer eigenen Anstalt verwirklichte sich durch ein Zusammentreffen günstiger Umstände rascher, als Pestalozzi gehofft. Der schon genannte Dr. Grimm in Burgdorf wie auch andere wohlhabende Bürger des Städtchens hatten im Januar 1800 freiwillig eine Anzahl von Armenkindern aus der Ostschweiz, wo damals infolge der Kriegswirren besonders große Not herrschte, zu sich genommen. Fischer, an den Dr. Grimm sich deshalb gewandt hatte, waren diese Kinder durch den für die Sache der Armenerziehung lebhaft tätigen Pfarrer Steinmüller in Gais (Appenzell) zugesandt worden. Zugleich hatte dieser einen jungen Lehrer, Hermann Krüsi, von dort mitgesandt, der unter Fischers Leitung die Kinder unterrichten sollte. Fischer selbst aber, dessen eigentliche Absicht, die Begrün[illegible] eines Lehrerseminars, nicht

zur Ausführung kam, kehrte anfangs April nach Bern zurück, wo er am 4. Mai dem Typhus erlag. Der so auf sich allein angewiesene Krüsi, der Pestalozzi kennen gelernt und seine Methode mit voller Wärme in sich aufgenommen hatte, war unter diesen Umständen froh, sich auf dessen Vorschlag fortab ganz an ihn anschließen und seine Schule mit der Pestalozzis vereinigen zu dürfen. Durch Regierungsbeschluß vom 23. Juli wurden nunmehr die ganzen Wohnräume des Schlosses der gemeinsamen Anstalt zur Verfügung gestellt und sofort bezogen.

Die Mitarbeit Krüsis bedeutete für Pestalozzi eine wesentliche Entlastung. Schon physisch hatte die Anstrengung des täglich von früh bis spät fortgesetzten Unterrichtens ihn abermals tief erschöpft; zugleich konnte sein unablässiges Experimentieren für einen geregelten Schulgang nicht günstig sein. Es war wohl notwendig, daß die Last des täglichen Unterrichtens hauptsächlich andere auf sich nahmen, die aber, mitsamt ihren Schulklassen, in unmittelbarer, persönlicher Berührung mit ihm blieben und zugleich das Geschick und die Selbstverleugnung besaßen, auf seine methodischen Ideen einzugehen, sie in einer den ordnungsmäßigen Gang des Unterrichts nicht allzu sehr störenden Weise in die Praxis zu übertragen und an ihr zu erproben. Diese Fähigkeit scheint in besonderem Maße Krüsi eigen gewesen zu sein. Die vereinte Schule, so berichtet dieser selbst, „gewann eine immer freundlichere Gestalt; der Frohsinn und die Lernlust unserer Kinder wendeten der neuen Schule bald eine erhöhte Aufmerksamkeit zu.“[43] Krüsi bestimmte dann, schon nach wenigen Wochen, einen ihm befreundeten jungen Theologen, Tobler, damals Hauslehrer in Basel, sich ebenfalls als Gehilfe Pestalozzi anzuschließen. Und da es noch an einem Lehrer für Musik und Zeichnen fehlte, so brachte Tobler einen jungen, aufgeweckten Buchbinder, Buß, von dort mit, der in diesen Künsten geschickt war und zum Unterrichten natürliche Gabe hatte. Beide lebten sich in die Methode trefflich ein; und *diesen Gehilfen*, wie sie sich so durch glückliche Umstä

sammengefunden hatten, wagte Pestalozzi getrost im Oktober 1800 seine Anstalt zu eröffnen.

Kurz zuvor hatte eine von der „Gesellschaft der Erziehungsfreunde“ entsandte Kommission, der ein Usteri von Zürich, Lüthi von Solothurn und andere angehörten, die Schule Pestalozzis einer sorgfältigen Prüfung unterzogen und ihre Beobachtungen in Bern vor der bei dem Minister Mohr (Stapfers Nachfolger) versammelten Gesellschaft dargelegt. Sie konnten berichten, daß die Zöglinge Pestalozzis im Buchstabieren, Lesen, Schreiben, Rechnen in einem halben Jahr so weit gebracht wurden, wie sonst vielleicht in drei Jahren, was nur die Folge der Lehrart sein könne. Diese bestehe einfach darin: daß man „der Natur allein die Hand biete; daß man sie zur eigentlichen Lehrerin mache.“ Sie führe das Kind von Anschauungen allmählich und von selbst zu Begriffen. Der Lehrer tritt dabei ganz zurück. „Wie die liebe Natur ist und webt und lebt er mit den Kindern als mit seinesgleichen und scheint eher von ihnen zu lernen, als sie etwas zu lehren.“ Der Nutzen der beweglichen Lettern, ihr Gebrauch zum Rechnen, das Zeichnen auf der Schiefertafel, das Marschieren im Takt, um den Rhytmus des Gesangs natürlich einzuprägen, wird bestätigt; aber allen diesen interessanten Einzelheiten gegenüber wird der größte Nachdruck auf das „Ganze der Lehrart“ gelegt, das freilich niemand einzusehen imstande sei, als wer sie von ihren ersten Elementen an bis zu ihrer Beendigung verfolgen und prüfen könne.[44]

Ein ebenfalls höchst günstiges Gutachten des Statthalters Schnell, welches als Broschüre gedruckt erschien[45], dann eine von der Erziehungsgesellschaft erlassene „Einladung an unsere Mitbürger und Mitbürgerinnen in Helvetien“, welche die Absicht der Pestalozzischen Anstaltsgründung dem Publikum bekannt machte und sie aufs wärmste ihm ans Herz legte, halfen mit, dem jungen Institut eine gute Aufnahme zu bereiten. Der Minister Mohr überzeugte sich im April 1801 [illegible]sönlich, daß Pestalozzis Lehrmethode gut, und „was [illegible]“, einer großen Vervollkommnung fähig.

daß der Eifer des Mannes unbegrenzt sei und in großem Verhältnis mit seinen Kräften stehe: „Er kann, was er will, und will, was er kann." Schon etwas früher (12. März 1801) berichtete die Augsburger Allgemeine Zeitung: die Pestalozzische Anstalt liefere mit jedem Tag größere Resultate, die zur Erwartung einer besseren Volkserziehung und einer wirklichen Veredelung berechtigen. Und in fast überschwänglichen Ausdrücken pries Wielands „Deutscher Merkur" (Juni 1801) das Werk, das da im Entstehen begriffen war. Geldmittel, Zöglinge, Gehilfen, neugierige Besucher, alles strömte seitdem zu; in kurzer Zeit war die Anstalt berühmt in ganz Deutschland und weit darüber hinaus.

10. „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt." So war die Stimmung schon gut vorbereitet, als im Oktober 1801 Pestalozzis theoretische Grundschrift ans Licht kam, die den freilich nicht bezeichnenden Titel führt: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt." Sie hat, ebenso wie die Schrift über den Aufenthalt in Stanz, die Form brieflicher Darlegungen, gerichtet an Heinrich Geßner, Pestalozzis Verleger und Freund in Zürich und Wielands Schwiegersohn. Der erste Brief ist datiert vom 1. Januar 1801, und das ganze Buch wohl in einem Zuge innerhalb weniger Wochen niedergeschrieben; es bringt also die Überzeugungen zum Ausdruck, die gerade um die Jahrhundertwende ihm feststanden und in ihm vorzugsweise lebendig waren.

Das Buch will nicht als ein Werk der Studierstube beurteilt sein, sondern es ist, wie alles, was Pestalozzi in dieser Zeit schrieb, der unmittelbare Niederschlag von Erfahrungen und Gedanken, wie sie inmitten seines praktischen Arbeitens sich ihm aufdrängten. Pestalozzi betont in der Vorrede, die er dem Wiederabdruck in der Cotta-Ausgabe beifügte, besonders den Unterschied seiner „Empirik" von der „der praktischen Ausführung vorgeschrittenen und sie weit überflügelnden und hinter sich zurücklassenden Deduktionsansicht", die erst sein späterer Mitarbeiter Niederer daraus gemacht habe. Aber nicht minder bestimmt spricht er ebendort

aus, daß sein Sein und sein Tun „doch nicht völlig nur ein blindes Tappen nach wirklich nicht begriffenen Erfahrungen war." Er hofft vielmehr, es werde auch in seinem empirischen Gang in Rücksicht auf seinen Gegenstand „einiges (als) philosophisch begründet klar werden, was auf irgend einem andern Gang nicht leicht zu der gleichen Klarheit hätte gebracht werden können"[46]. Diese philosophische Seite seines Forschens darf in keiner Weise verdunkelt werden. Die Absicht einer deduktiven Begründung kann doch nicht in Abrede gestellt werden, wenn es schon in der Denkschrift „Die Methode" heißt: „Ich will meine endlichen Schlußsätze gänzlich nur auf vollständige Überzeugung oder wenigstens auf vollkommen eingestandene Vordersätze gründen"[47]; oder wenn er um dieselbe Zeit an Wieland schreibt: „Im Ernst, Wieland, ich finde die ganze Erziehung, wie sie wirklich ist, ein namenloses Chaos von Grundlosigkeit und Mangel an Psychologie. Die Erziehung, wie sie allenthalben ist, hat überflüssige Mittel für einzelne Zwecke, und ihr mangeln allenthalben Fundamente für den ganzen Menschen. Ich kenne diese einzelnen Mittel kaum dem Namen nach, aber ich suchte durch mein Leben Fundamente für die Menschennatur und dachte mir, wenn diese gefunden, werden sich die Mittel des Einzelnen dann schon geben . . . Das Kind ist mit seinen Anlagen, seinen Neigungen und seinen Kräften ein Ganzes. Das sieht kein Schulmeister, er achtet mit verhärteter Einseitigkeit nur auf die Kraft, die es — braucht."[48] In allen Dokumenten aus dieser Zeit, die sämtlich jedem möglichen Einfluß Niederers vorausliegen, sucht und findet er „Grundlagen", „Gesetze", „Grundsätze" seiner Methode: er versteht sein Prinzip der Anschauung, vielleicht nicht überall gleich klar, aber an den deutlichsten Stellen ganz streng im Sinne der „reinen", der mathematischen Anschauung;[49] das „Elementare" in der Bildung genau im Sinne des in der menschlichen Erkenntnis Ursprünglichen, Grundlegenden, in der „unwandelbaren Urform der menschlichen Geistesentwicklung" Liegenden. Sein philosophi-

sches Zeitalter ist sich darüber auch von Anfang an klar gewesen[50], und es ist, neben einer historischen Unwissenheit, die nach den umfassenden Forschungen Morfs, Hunzikers, Seyffarths, Israels keiner Entschuldigung mehr fähig ist, lediglich die philosophische Unbildung unserer letzten Generation, die es möglich gemacht hat, die damals jedem offenbare Tatsache dieses philosophischen Sinnes der Pestalozzischen Methode zu übersehen, oder diesen gar wegleugnen und als bloße entstellende Zutat Niederers behaupten zu wollen.

11. Pestalozzis Prinzip der Anschauung. Diesem ihrem philosophischen Sinne nach aber bedeutet Pestalozzis Erziehungsmethode in der Tat eine radikale Umwälzung in der ganzen Auffassung der Erziehungsaufgabe. Von der „Anschauung" ist auszugehen und von da erst zu „Begriffen" emporzusteigen. So lehrt Pestalozzi. Aber so hatten schon sehr viele Pädagogen vor ihm gelehrt. Wäre das das Ganze, dann wahrlich wären die Männer von der alten Schule völlig im Recht gewesen, die, wie zuerst Steinmüller in Gutsmuths Bibliothek[51], in seiner Schrift durchaus nichts Neues, sondern bestenfalls die immerhin willkommene Bestätigung dessen fanden, was man „in unsren neuern pädagogischen Werken seit Basedow tausendmal wiederholt" finden könne, ja was Comenius schon 150 Jahre früher beinahe mit denselben Worten ausgesprochen habe; nämlich nichts als die auch damals schon Jahrtausende alte, abgedroschene Wahrheit, welche man in den philosophischen Schulen in die bequeme Formel zu fassen pflegte, daß „nichts im Verstande sei, das nicht zuvor in den Sinnen gewesen." Und doch sollte der Unterschied auch dem Blindesten nicht verborgen bleiben können[52]. Von sinnlichen Anschauungen geht Pestalozzi aus; aber merkwürdiger Weise nun gerade nicht vom Sinnlichen dieser Anschauungen, sondern vom Formalen darin: der räumlichen Gestalt und Zahl; und hierbei läßt er, wiederum auffallend, die Zahl, im Unterschied von der Gestalt, aus der „nicht mehr bloß sinnlichen Vorstellungskraft" entspringen; mit der noch merkwürdigeren Unterscheidung, daß

diese allein bestimmt, die bloß sinnliche Vorstellungskraft dagegen, der er das Bewußtsein der räumlichen Gestalt zuweist, in sich unbestimmt und nur durch die Zahl (nämlich durch Messung, die ja nur Zählung gleicher Raumgrößen ist) zur deutlichen Bestimmung und untrüglichen Richtigkeit zu bringen sei.[53] Die „Form" des Unterrichts hat für ihn also nicht ihren Ursprung etwa im Sinnlichen der Anschauung, sondern ausdrücklich in der „allgemeinen Einrichtung" — die „Methode" sagt dafür schärfer: Grundlage — „unseres Geistes, vermöge welcher unser Verstand die Eindrücke, welche die Sinnlichkeit von der Natur empfängt, in seiner Vorstellung zur Einheit, das ist, zu einem Begriff, auffaßt." Auf Grund dessen ist ihm „jede Linie, jedes Maß, jedes Wort", ebenso wie (nach der „Methode") jede Zahl, ein „Resultat des Verstandes", und die Grundsätze des Unterrichts also von der „unwandelbaren Urform der menschlichen Geistesentwicklung"[54], und mit nichten von den gar sehr wandelbaren Präsentationen der Sinne zu abstrahieren. Sein Unterrichtsgang soll „reiner Verstandesgang" sein; durch ihn wird die „Anschauung selber dem Schwanken ihrer bloßen Sinnlichkeit entrissen und zum Werk der höchsten Kraft meines Wesens, des Verstandes gemacht".[55] Es wäre allenfalls verständlich, wenn man gesagt hätte, dies sei nichts Neues gewesen — nicht seit Basedow oder Comenius, aber seit — Kant. Diese Übereinstimmung hat Pestalozzi selbst und haben die verständnisvollsten seiner Anhänger anerkannt und sehr merkwürdig gefunden[56]. Aber abgesehen davon, daß dieser auch damals noch sehr neue, erst von wenigen sicher erfaßte, dem naiven Sensualismus eines Comenius oder Basedow aber schnurstracks entgegengesetzte Kantische Begriff der Erkenntnis bei Pestalozzi mit allen Zeichen selbständiger Entdeckung auftritt, so hat seine umwälzenden Folgen für die Grundlegung der Erziehung und des Unterrichts genau nur er begriffen, und das ist die Wurzel seiner ganzen neuen Methodik. Und nirgendwo anders liegen die neuen „Fundamente [des] ganzen Menschen," die er gesucht und gefunden hat.

12. Pestalozzi und Herbart. Man kann insofern auch Herbart nicht Recht geben, wenn er [57] einen „frappanten Kontrast" findet zwischen der wirklich bestehenden, so ausgezeichnet blühenden Anstalt zu Burgdorf und der „nichts weniger als tiefen Überlegung, worauf sie, der Theorie nach, gegründet" sei. Herbart verrät auch in der Einleitung seiner feinen und gelehrten Schrift über Pestalozzis Idee eines ABC der Anschauung, daß er den wesentlich Kantischen Sinn dieses Terminus nicht gefaßt hat. Zwar so weit ist er über Comenius und Basedow hinaus, daß er einsieht: nicht nur durch Anschauung wird der Mensch gebildet, sondern die Anschauung selbst bedarf vor allem erst gebildet zu werden. Das Anschauen muß gelernt werden, das Sehen ist eine Kunst. Aber doch: man sieht nichts, was nicht dasteht und sich den Sinnen präsentiert; und man sieht dies schon „gleich anfangs vollkommen", so wie es ist; nur daß es leider nicht haften, sondern von den beständig neu zuströmenden Eindrücken immer wieder verdrängt werden würde. Einzig darum bedarf es einer Kunst, um das, was der Geist, „der Natur unterwürfig", „nicht umhin kann zu sehen", wie es ist, durch äußere Mittel, nämlich vom Erzieher planmäßig eingeleitete Fixationsübungen, so zu unterstützen und zu „verstärken", daß es nun auch unverwirrt festgehalten werden kann. Einzig darauf zielen die höchst künstlichen Hilfen, die Herbart sich aussinnt. Auch die mathematischen Gesetze der räumlichen Gestalten werden durch dieses Verfahren von den äußerlich sich darstellenden sinnlichen Gegenständen abgelernt, indem durch jene künstlichen Hilfen von außen bewirkt, ja erzwungen wird, daß die Aufnahme des Sinnenbildes bestimmte mathematische Bahnen verfolgen muß, und so systematisch in sie hineingewöhnt wird. Nirgends verrät sich auch nur eine entfernte Erinnerung daran, daß das Sinnliche, als in sich unbestimmt, der Bestimmung durch den „Verstand", und zwar durch das als „wesentliche Urform" rein in ihm selbst liegende Mittel der Zahl, erst bedürftig ist; daß überhaupt die ganze zusammengesetzte räumliche Gestalt des sinnlichen Objekts aus

ihren „einfachen Grundteilen“ [58] sich erst von Anfang an aufbauen muß nach einem ABC der Formen, welches, weil „das Ganze aller möglichen Anschauungen umfassend“,[59] alles, was überhaupt zur Form gehört, so sicher auszubuchstabieren gestattet, wie das richtig aufgestellte Lautsystem einer Sprache zu allen in ihr vorkommenden Wörtern ausreichen muß. Diesen Pestalozzischen Sinn des „ABC der Anschauung“ und so überhaupt der „Elemente“, auf die alle Bildung zurückzuführen, aus denen sie, mathematisch gesprochen, zu konstruieren ist — welcher Sinn völlig eins ist mit dem des Kantischen „Buchstabierens der Erscheinungen, um sie als Erfahrung lesen zu können“, und der ganzen Kantischen Aufsuchung der „Elemente“ der Erkenntnis — dies ist es, was Herbart so wenig gefaßt hat wie die Schüler Basedows. Und darum vermochten diese in Pestalozzi überhaupt nichts Neues zu finden, und vermißte jener, der das „ABC der Anschauung“ immerhin doch als etwas Neues anerkennt und selbst weiter zu entwickeln bemüht ist, wenigstens die Tiefe der Begründung für dies Neue; es sei damit mehr „durch eine sehr glückliche Idee der Pädagogik eine schöne Aufgabe vorgelegt, als durch klassische Ausführung der Kunst ein reiner Gewinn erworben.“ Dies letztere ist ja richtig; auch daß, was Pestalozzi in seiner Schrift vorlegt, als bloßes „Beispiel“ anzusehen sei, würde dieser selbst unterschrieben haben; wenn nur nicht daneben die Anerkennung fehlte, daß es zwar bloß das Fundament, aber doch nichts geringeres als das „Fundament aller Erkenntnisse“ war, auf das Pestalozzi mit seiner Forderung des ABC der Anschauung gestoßen war [60]; daß das „Fundament der Maß- und Zahlverhältnisse, das im menschlichen Geist eines und ebendasselbe ist“, daß die „wesentlich mathematische“ Form der Anschauung, daß — noch näher an Kant anklingend — Zeit und Raum als der „Urstoff aller menschlichen Ausbildung“, als Fundamentalmittel, den Menschen zur Wahrheit zu führen, erkannt sind, worin die Methode „die Fundamente alles [men]schlichen Wissens unbedingt und in ihrer ganzen Fassung“

lege; wie es nur wenig später in der Pariser Denkschrift[61] heißt. Dieser Anspruch einer allumfassenden Grundlegung mag noch so unzulänglich begründet sein; wir werden sehen, wie Pestalozzi selbst ihn nachträglich einschränkt; aber schon eine solche Grundlegung für die Pädagogik zu fordern und sie in solcher Richtung zu suchen, war eine philosophische Tat. Ohne Würdigung dieser Tat wird man Pestalozzi nicht gerecht, bleibt man überhaupt unter dem Gesichtspunkt, aus dem er gewürdigt zu werden beanspruchen darf.

13. Die drei Elementarpunkte. Von hier aus begreift sich nun ganz, welche Bedeutung die Entdeckung der „drei Elementarpunkte": Zahl, Form und Wort, für ihn hatte, die ihm wie ein „Deus ex machina" mit einem Schlage alle Verwickelungen, in denen er sich noch befangen gesehen hatte, zu lösen schien.[62] Es liegt auf der Hand, daß diese drei Elemente oder „Grundmittel" nicht etwa gleichwertig nebeneinander stehend zu denken sind; es heißt ausdrücklich, daß durch die Sprache nur die „Vergegenwärtigung eines Gegenstandes nach Zahl und Form — verdoppelt und unvergeßlich gemacht" werde.[63] Also die ursprüngliche Schöpfung des sinnlichen Gegenstandes in der Erkenntnis beruht auf Zahl und Form; erst eine wiederholende Nachschöpfung dieser ersten Schöpfung, also dieser gänzlich untergeordnet, ist die Leistung des Sprachworts; nicht etwa der bloßen Lautverbindung, sondern der Prägung und Fixierung des Wortsinns. Nur in letzterer Bedeutung kann das Wort der Zahl und Form in Hinsicht der Erkenntnis des Gegenstandes überhaupt beigeordnet werden; so aber ist es gemeint, wenn es z. B. hieß, „jede Linie, jedes Maß, jedes Wort" sei Resultat des Verstandes aus gereiften Anschauungen. Das Wort vertritt wesentlich die Begriffsfassung, geradezu die kategoriale Bestimmung des Gegenstandes; seine Prägung als Größe, als im Wechsel seiner Bestimmungen doch identisches Ding, in diesem Wechsel gegen andres so und so bestimmt und wiederum es bestimmend (Ursache anderer Veränderungen oder selber durch anderes verändert), und so fort.[63] Gewiß verm

man besonders hier eine planmäßige logische Durcharbeitung, die ein sehr ernstes philosophisches Studium erfordert hätte. Es tritt daher in der Behandlung der Sprachlehre (im 7ten Brief) das bloß Lautliche zu einseitig in den Vordergrund. Was er nach dieser Seite erreicht, ist fast nur eine unvollkommene Vorstufe der um dieselbe Zeit von Stephani wiedergefundenen, von den Pestalozzianern dann meist aufgenommenen Lautiermethode [64], der ungefähr gleichzeitig auch Olivier nahe kam, ohne sie ganz zu erreichen. Hier ist also Pestalozzis Verdienst nicht ein durchaus einziges; die heutige Sprachlehre ist hier bereits eine gute Strecke weiter gekommen. Von Wichtigkeit ist es aber, sich klar zu machen, daß die seither erreichten Fortschritte nur das Prinzip der Pestalozzischen Pädagogik verwirklichen wollen: daß das Kind die Wissenschaften, die es erlernen soll, sich selbst konstruieren muß; so aus den Grundlauten die Silben, aus den Silben die Wörter. Auch in dem zweiten Stück, der Namenlehre, hat Pestalozzi nichts, was nicht etwa schon bei Comenius zu finden wäre. Ganz zutreffend bezeichnet er, was er hier vorschlägt, in einem Zusatze der Cotta-Ausgabe [65] als das bloße chaotische Zusammentragen von Materialien für ein Haus, das man später bauen will. Er hat nachmals in dies Chaos etwas mehr System zu bringen gesucht, doch ohne sich selbst darin ganz genug zu tun. Dagegen nähert er sich in dem Dritten, der eigentlichen Sprachlehre, wieder tiefen und richtigen Einsichten, so sehr er auch empfindet, daß es gerade hier der „höchsten Psychologie“ bedürfte; daß, was er darüber zu sagen weiß, zu dem, was er eigentlich will, sich nicht anders verhalten kann als die ersten rohen Ansätze zur Erfindung des Pflugs zu dem, was dann entwickeltere Zeiten Vollkommneres zu schaffen vermochten. [66] Was ihm aber vorschwebt, ist deutlich das soeben Gesagte: die kategoriale Bestimmung des Gegenstands, als Einheit, d. i. als Gegenstand, als durch die und die bleibenden Bestimmungen charakterisiert, und als im „Wechselzustand derselben“ (der Gegenstände; man beachte hier den Pluralis) so und so näher (insbesondere der Zeit nach)

sich bestimmend.[67] Hierbei werden nun Zahl und Form als die „eigentlichen Elementareigenheiten aller Dinge" und somit die „umfassendsten Allgemeinheitsabstraktionen" oder „physischen Allgemeinheiten" zu Grunde gelegt, die dem Kinde „frühe, nicht bloß als einwohnende Eigenschaft einzelner Dinge, sondern *als* physische Allgemeinheit zum geläufigen Bewußtsein gebracht werden" sollen; das will sagen: „es muß nicht nur frühe eine runde und eine viereckige Sache als rund und viereckig benennen können"; dies würde noch der zweiten Stufe, der bloßen Namenlehre, angehören; „sondern es muß, wenn es möglich ist, beinahe noch voraus den Begriff *des* Rundes, *des* Vierecks, der *Einheit* als einen *reinen* Abstraktionsbegriff sich einprägen, damit es *dann* alles, was es in der Natur als rund, als viereckig, als einfach, als vierfach u. s. w. antrifft, an das bestimmte Wort, *das die Allgemeinheit dieses Begriffes ausdrückt*, anschließen könne." Hierin liegt die ganze Originalität der Pestalozzischen Sprachlehre; das Weitere sind wieder bloß tastende Versuche, die in manchem, besonders in der alphabetischen Anordnung seiner Wörterreihen, seinem eigenen recht verstandenen Prinzip offenbar nur mangelhaft entsprechen.

14. Form und Zahl. Bezüglich der Formenlehre bedarf besonders noch die Wahl des „gleichseitigen Vierecks" (er meint das Quadrat) als „Urform aller Ausmessungsformen"[68] eines erläuternden Worts. Bekanntlich hat Herbart dies beanstandet und das Viereck durch das Dreieck ersetzen wollen, indem er an die trigonometrische Bestimmung eines dritten Punktes von zwei gegebenen aus dachte. Der Kunstgriff der Trigonometrie besteht darin, Lagenverhältnisse durch Längenverhältnisse, den Winkel durch das Verhältnis zweier Längen, als Seiten im rechtwinkligen Dreieck, zu ersetzen, und dadurch die Lage als selbständigen Faktor im Aufbau der Raumbeziehungen zum Schein zu sparen; nur zum Schein, denn die Gerade und der rechte Winkel wenigstens ist immer stillschweigend vorausgesetzt [illegible] ist aber eine spezielle und zwar künstliche, es ist [illegible] meine und

fundamentale, also natürliche Art des gesetzmäßigen Aufbaus der Raumbeziehungen. Denn die Lage ist an sich nicht weniger fundamental als der Abstand; der Abstand ist gar nicht identisch bestimmt ohne die Identität der Lageverhältnisse der Punkte in der „Geraden"; nur sie macht es möglich, eine Identität des Abstands zweier Punkte überhaupt zu setzen. Lageverhältnisse müssen also auch durch sich selbst bestimmbar sein so gut wie Längenverhältnisse. Also tat Pestalozzi recht, seine Kinder von Anfang an gerade Linien, Winkel und Bogen zeichnen, durch Augenmaß vergleichen und bestimmen, und nicht etwa bloß Abstände schätzen zu lassen. Das Quadrat als allgemeine Ausmessungsform tut nun nichts weiter, als daß es das einfachste Abstands- und Lageverhältnis, nämlich Gleichheit der Längen und Winkel, verbindet; denn die Gleichheit ist die notwendige Beziehungsgrundlage zur Bestimmung aller Ungleichheit, und diese zweifache Gleichheit ist gefordert, wenn alle Beziehungen im Raum, die des Abstands und der Lage, bestimmbar werden sollen. Es ist im Grunde die Bestimmung durch rechtwinklige Koordinaten, was Pestalozzi bei seinen Vierecken im Sinne hat.

Es ist sehr belehrend, in dem verständnisvollen Bericht von Buß[69] nachzulesen, wie das ABC der Anschauung entstand; wie besonders die Schwierigkeit ihn drückte, daß über den Umrißlinien anfangs die vollen Gegenstände ihm verschwanden; was Pestalozzi durchaus verwarf: denn „die Natur gibt dem Kind keine Linien, sie gibt ihm nur Sachen, und die Linien müssen ihm nur darum gegeben werden, damit es die Sachen richtig anschaue, aber die Sachen müssen ihm nicht genommen werden, damit es die Linien allein sehe." Daher ließ dann Buß den Kindern nebeneinander Umrißzeichnungen von Gegenständen und rein geometrische zum Nachzeichnen vorlegen, die sich in der Art wechselseitig entsprachen, daß sie zu jeder geometrischen Zeichnung „immediat auch Gegenstände der Anwendung" zur Hand hatten, deren richtige Zeichnung jetzt wesentlich nur

Wiederholung der Ausmessungsformen war, die ihnen auf dem erstern Wege schon geläufig geworden waren.

Von neuem beweist sich Pestalozzis philosophischer Blick für das Fundamentale in den menschlichen Erkenntnissen in der Einsicht, daß „das Fundament der Maß- und Zahlverhältnisse im menschlichen Geist eines und eben dasselbe", beide also auch im Unterricht innigst zu vereinigen sind [70]. Und zwar gilt ihm die Zahl und Rechnung noch in dem bestimmteren Sinne als fundamental, daß sie einzig und allein von allen Unterrichtsmitteln „keine untergeordneten Mittel an sich anschließt", sondern bis in ihre äußersten Konsequenzen immer nur „einfache Folge der Elementarkraft" ist, „durch welche wir das Verhältnis des Mehrs und des Minders in allen Anschauungen uns selbst zum klaren Bewußtsein zu bringen und uns dieses Verhältnis bis zur deutlichsten Bestimmung vorzustellen im Stande sind." [71] Auch alle Messung beruht auf Zählung und Rechnung; die Meßkunst ist nur darum untrüglich, weil sie rechnet; er hätte hinzufügen dürfen: und nur insoweit, als sie es tut; denn keine sinnliche Messung ist exakt; exakte Maßverhältnisse werden nur gedacht, nur denkend den sinnlichen zu Grunde gelegt, in Zahlbestimmungen, die wir vom Sinnlichen nicht ablesen können, sondern ihm unterlegen müssen.

Nur für einen Augenblick kann man eine Schwierigkeit, wo nicht einen Widerspruch darin finden, daß Pestalozzi gleichwohl das Zählen und Rechnen zuerst an Gegenständen, an „Realitäten" üben läßt, „die dem Kinde den Begriff des Eins, Zwei .... in bestimmten Anschauungen vor Augen legen." [72] Dann erst treten an die Stelle der Realitäten die sie symbolisierenden Striche und Punkte, und erst nachdem so die „wirklichen" Zahlverhältnisse zum bestimmten Bewußtsein gebracht sind, werden als bloße „Verkürzungsmittel" (abgekürzte Ausdrücke) dieser schon bekannten Verhältnisse die gewöhnlichen „Zahlen", d. h. Zahlwörter und Zahlzeichen eingeführt. Es werden ferner die Zahlverhältnisse am eingeteilten Quadrat zur Darstellung gebracht; dadurch

soll erreicht werden, daß die Grundlage des Anschauungs-ABC, eben das Quadrat, zugleich als Rechnungs-ABC dient; oder vielmehr, daß „die Elementarmittel der Form und Zahl in eine solche Harmonie gebracht" sind, „daß unsre Ausmessungsformen als erste Fundamente der Zahlverhältnisse, und die Fundamente der Zahlverhältnisse als erste Fundamente der Ausmessungsformen gegenseitig gebraucht werden können." [73]

Dieser letzte Satz führt wieder auf die Identität der Grundlage von Form und Zahl zurück; und durch sie löst sich die angedeutete Schwierigkeit völlig auf. Nämlich die reine Bestimmtheit der Zahlverhältnisse kann allerdings nur zum Bewußtsein gebracht werden an dem in sich Unbestimmten, als welches schon oben [74] die bloß sinnliche Form der Gegenstände erkannt war. Denn nur dies in sich Unbestimmte zur bestimmten Erkenntnis zu bringen dient die Funktion der Bestimmung, die sich ganz rein nur in der Zahl darstellt. Die Funktion kann nicht anders entwickelt werden als in der Ausübung; auszuüben aber ist sie am Sinnlichen, als eben dem, was bestimmt werden soll. Nur so — d. h. der Materie nach — stützt sich Pestalozzis Methode aufs Sinnliche, und kann auch irgend welche noch so reine Methode der Erkenntnis nicht anders als sich aufs Sinnliche stützen. So aber ist alles, was an diesem Sinnlichen aus aller seiner chaotischen Unbestimmtheit heraus erkannt wird, dennoch reines „Resultat" (Erzeugnis) des Verstandes, d. i. des Verstehens; reines Resultat der Grundfunktionen des Bestimmens, deren letzte, rein formale Grundlage die Zahl darstellt.

15. Bedeutung der „Gertrud". So ist es gerade die große Fundamentansicht der menschlichen Erkenntnis, in der Pestalozzi um so mehr gerechtfertigt erscheint, je tiefer man ihn ergründet; während die Spezialausführungen überall an leicht erkennbaren, auch längst erkannten und verbesserten Mängeln leiden. So erging es ihm ja auch in allen seinen

praktischen Bestrebungen: was jeder konnte, das mißriet ihm gewiß; dagegen, was kein andrer konnte, vollbrachte er. Zwar war er gerade in den mathematischen Fächern durch seine Mitarbeiter gut unterstützt und wurden nachmals unleugbar große Resultate auch in der Praxis erzielt. Aber schon bei ihnen geriet die Ausführung leicht ins Pedantische und Einseitige; so gerade bei seinem nach dieser Seite befähigtsten Mitarbeiter Josef Schmid; und das nahm nur zu bei den Späteren, die schon nicht mehr Pestalozzi, sondern den Pestalozzianern folgten. Ist dadurch die ganze Pestalozzische Richtung in der Pädagogik nach anfänglich großer Begeisterung bei den Praktikern bald allgemein in Mißkredit gekommen, und hat man dann, angesichts der praktisch unbrauchbar scheinenden Konsequenzen, die Grundlagen selbst überhaupt nicht mehr einer ernsten Prüfung gewürdigt, so ist es heute die Aufgabe, vor allem jene große Fundamentansicht seiner Erziehungslehre in ihrer Reinheit wiederherzustellen, dann aber in voller Freiheit, unter sorglicher Benutzung des Vielen, was durch fleißige und genaue Einzelforschung in den besonderen Unterrichtsfächern seither errungen worden, auf dieser Grundlage fortzubauen. Die Grundlage aber bleibt unerschütterlich, das hat er, wie jedes echte Genie, gewußt und in aller oft namenlos gegen sich selbst ungerechten Bescheidenheit doch auszusprechen sich nie gescheut. „Es gibt und kann nicht zwei gute Unterrichtsmethoden geben . . . Ich weiß wohl, daß die einzige gute weder in meinen, noch in den Händen irgend eines Menschen ist; aber ich suche mich mit der Kraft, die in meiner Hand liegt, dieser einzigen, wahrhaft guten zu nähern." [75] — „Wenn ich sage, es gibt im Unterricht einen reinen Verstandesgang, so sage ich um deswillen nicht, ich habe die Gesetze dieses Ganges in ihrer hohen Vollendung dargelegt. Ich habe . . . . weit mehr die Sicherheit meiner Grundsätze heiter zu machen gesucht, als das höchst gehemmte Tun meiner schwindenden Individualität zum Maßstab dessen aufstellen wollen, was durch die vollendete Entwicklung dieser Grundsätze fü-

Menschengeschlecht herauskommen kann und herauskommen muß."[76]

Gundert (in Schmids Geschichte der Erziehung) meint, Pestalozzi sei auf seine drei Elementarpunkte nur gekommen, indem er von der üblichen Dreizahl der Elementarfächer: Lesen, Schreiben, Rechnen, ausging. Selbstverständlich ging Pestalozzi von diesen anerkannten Grundfächern des Elementarunterrichts aus, in dem Sinne, daß er sich fragte: Sind sie etwa die wirklich elementaren? Aber er begriff sehr bald, daß sie nicht wirklich elementar, sondern in fundamentaleren erst zu begründen seien. Das Lesen und Schreiben hätte ihn nun allenfalls auf Sprache und Begriff geführt; aber nicht auf die Anschauung und zwar die mathematische Anschauung, als letzte Grundlage aller Verstandesbildung. Sondern nachdem er aus eigner, längst von vielen Seiten in ihm vorbereiteter Einsicht, allenfalls unter direkter oder indirekter Mitanregung durch Kantische Gedanken, die ihm durch Fichte, Fischer, Steck, Stapfer, Ith, kurz auf sehr vielen Wegen zugeführt werden konnten, über diese Grundlage sich klar geworden war, wurde ihm deutlich, wie das Schreiben, sofern es sich bloß um das Hervorbringen der Schriftzeichen handelt, sich auf das Zeichnen und zwar Linearzeichnen, und dieses auf die geometrische Anschauungslehre zurückführt. Ohne jene Fundamentaleinsicht hätte er selbst so noch nichts geahnt von der schließlichen Einheit der geometrischen Anschauungslehre mit der Zahllehre; es hätte andrerseits der Zusammenhang der Sprache als Ausdruck der Begriffsfunktion mit der reinen Funktion der Anschauung ihm verborgen bleiben müssen; er hätte also allenfalls wohl durch gut Glück auf jene Dreiheit, aber um so weniger auf die von ihm mindestens ebenso entschieden behauptete Einheit des Fundaments aller menschlichen Erkenntnis und also aller menschlichen Bildung kommen können. Sondern eben diese Erkenntnis forderte ganz den philosophischen Tiefblick, ohne den die Schiefertafel, die Hornplättchen, das Chorsprechen und was sonst noch allenfalls ihm gelten lassen mag, weiter

nichts als Kuriositäten, von einer radikalen Neubegründung der Pädagogik durch Pestalozzi aber zu reden eine Lächerlichkeit wäre.

Dagegen muß allerdings jedem auffallen und ist von Anfang an auch den verständnisvollsten Beurteilern als ein schwerer Mangel aufgefallen, daß seine Methode einseitig nur auf die ersten Elemente, und zwar bisher fast nur die der Verstandesbildung, gerichtet schien. Die Pestalozzischen Schüler leisteten Erstaunliches in der Sicherheit des geometrischen Zeichnens und im Kopfrechnen, nach den Berichten aller Augenzeugen. Aber schon die Behandlung der Sprache wurde bereits sehr bald als künstlich und ungenügend empfunden. Allenfalls als Gedächtnisübung konnte sie in Erstaunen setzen, ohne doch zu befriedigen. Und das war zunächst alles. Man verwundert sich, daß nicht entschiedener die Bildung zur technischen Arbeit mit den übrigen Grundfaktoren der Bildung in Verbindung gesetzt wird. Ein „ABC der Kunst" wird im 12. Brief nur als Desiderat aufgeführt. Im Keime zwar ist die Verbindung da: die Elementarübungen, die auf die Entwicklung der Form zielen, werden durchweg ans Zeichnen geknüpft; damit wird der Anschauungsunterricht unmittelbar zugleich Vorübung zur Technik, die, wie Pestalozzi richtig sagt, das Mittel ist, unsere Anschauungen an unsere bestimmten Lagen und Verhältnisse zu knüpfen. Hier stand die weitere Entwicklung offen und ist dann auch mit Ernst weiter gearbeitet worden. Ebenfalls war zur ästhetischen Elementarbildung in der Anschauungslehre nur die erste Grundlage gegeben; auch in dieser Richtung werden wir bald von weiteren beachtenswerten Fortschritten zu reden haben. Pestalozzi wollte ja gar nichts mehr als die Anfangspunkte aller Künste und Wissenschaften dem Volke allgemein erleichtern, nicht selber Kunst und Wissenschaft lehren.[77]

Kein Vorwurf aber ist bodenloser, als daß Pestalozzis Methode im einseitigen Interesse an der Bildung des Verstandes die sittliche und religiöse Bildung vernachlässigt habe. *In der „Gertrud"* ist diese allerdings (in den beiden letzten

Abschnitten) nur „berührt“. Aber schon in der bald (1805) unternommenen Neubearbeitung der Schrift wird sie eingehend behandelt; und wer den ganzen Pestalozzi vor Augen hat, muß vielmehr sagen, daß das Sittliche stets, von den frühsten Schriften bis zu den spätesten, im Mittelpunkt seiner Forschungen gestanden hat, und weit eher die besondere Beachtung der Verstandesbildung in der „Gertrud“ als einzelnes Stadium seiner Entwicklung sich darstellt. Davon wird im weiteren noch zu reden sein.

16. Die Elementarbücher. Das Buch der Mütter. Das theoretische Grundwerk wurde ergänzt durch eine Reihe praktischer Schul- und Hausbücher. Zuerst erschien (noch 1801) die „Anweisung zum Buchstabieren- und Lesenlehren“.[78] Es folgte 1803 und 1804 das „Buch der Mütter oder Anleitung für Mütter ihre Kinder bemerken und reden lehren“ (1. Heft, weitere sind nicht erschienen); ferner das „ABC der Anschauung oder Anschauungslehre der Maßverhältnisse“ (in zwei Heften) und die „Anschauungslehre der Zahlenverhältnisse“ (in drei Heften).

Von einem „Buch der Mütter“ oder „für die erste Kindheit“ ist schon in der „Gertrud“ die Rede;[79] es sollte aus dem Wörterbuch erst die wichtigsten (zunächst konkreten) Substantiva, dann Adjectiva und so fort ausziehen, zu jenen die Adjectiva, die ihre Merkmale ausdrücken, zu diesen umgekehrt die Substantiva, denen sie als Merkmale zukommen, hinzusetzen, und so fort; dann sollten mit Hilfe des so gewonnenen Materials der in der Sprache niedergelegten gemeinen Erkenntnis nach sachlicher Einteilung erst Gegenstände aus dem Gebiete der Erdbeschreibung, dann der Geschichte, der Naturlehre und Naturgeschichte, zuletzt der Mensch nach seinem physischen, gesellschaftlichen und sittlichen Wesen vorgeführt werden, jedes dieser sechs Hauptgebiete in zahlreiche Unterabteilungen gegliedert. Innerhalb jeder der so erhaltenen 70 bis 80 Rubriken sollten die Wörterreihen erst bloß alphabetisch, dann mehr sachlich geordnet, die Rubriken durch Zahlen, [Ab]kürzungen oder willkürliche Zeichen bezeichnet und dann das

Kind geübt werden, jedes vorkommende Wort in seine gehörige Rubrik zu stellen. Es folgen systematische Übungen im synthetischen Aufbau von Sätzen aller Art; besonders wird die Form der Namenerklärung (Wortdefinition) hierzu und zugleich zur Übung im genauen Beschreiben (zunächst immer sinnlicher Gegenstände) benutzt; endlich wird ein Register von Zeitwörtern verwendet, um bei jedem wichtige praktische Wahrheiten, welche „die Erfahrungen seines Lebens ihm in Rücksicht auf die Gegenstände, die sie bezeichnen, besonders auffallen machten", einzuprägen, also zu einer Sammlung von Sentenzen, vorwiegend aus dem Gebiete der praktischen Lebensweisheit [80] Krüsi [81] spricht von einem dreifachen Lehrgang des Sprachunterrichts, von welchem der erste nur Stammwörter mit einigen der wesentlichsten Ableitungen enthielt; diesen bestimmte er für die Mütter als Vorbereitung für den Schulunterricht; der zweite erweiterte diese Ableitungen zu Wörterfamilien, bei welchen die einzelnen Glieder in Sätzen vorkamen, die irgend eine dem Kinde nahe liegende Lebenserfahrung als eine für den Geist gewonnene Wahrheit ausdrückten; der dritte deckt sich mit dem, was aus der „Gertrud" soeben (an letzter Stelle) angeführt wurde. Krüsi hat einen Teil dieser „Vaterlehren in sittlichen Wortbedeutungen" als „ein Vermächtnis vom Vater Pestalozzi an seine Zöglinge" 1829 herausgegeben, Seyffarth die ganze erhaltene Manuskriptmasse, mit dem Titel: „Der natürliche Schulmeister oder Praktische Anweisung in den einfachsten Grundsätzen des Kinderunterrichts in allen Vorkenntnissen, die ihnen unter dem sechsten Jahre beizubringen notwendig sind." [82] Dieser Titel paßt freilich nicht auf das Ganze, welches unmöglich für Kinder unter sechs Jahren bestimmt sein kann, sondern er würde nur auf das zutreffen, was Krüsi als den ersten der drei Lehrgänge bezeichnet; in jener Schrift ist aber unter jedem Wort das zu allen drei Lehrgängen Gehörige zusammengestellt; es ist also wohl die Meinung, daß dasselbe Lehrbuch in dreifacher Art von der Mutter und vom Schullehrer durch die drei [illegible] des Sprachunterrichts gebraucht werden solle.

„Alle diese Versuche sind in der Folge als Resultate unreifer Ansichten liegen geblieben", sagt eine Anmerkung der Cotta-Ausgabe zu der bezüglichen Darlegung in der „Gertrud".[83] Das 1803 erschienene „Buch der Mütter" schlägt einen neuen Weg ein. Diesmal aber ist selbst der Grundgedanke nicht Pestalozzis Eigentum, sondern es war Krüsi der zuerst darauf verfiel, und von dem auch die Ausführung großenteils herrührt. Der Ursprung dieses von den Pädagogen gleich damals verworfenen Versuchs ist genau bekannt.[84] Man hatte in Burgdorf zu dem, was heute Anschauungsunterricht heißt, ursprünglich Abbildungen gebraucht; durch einen der Knaben selbst aufmerksam gemacht, verwendete man dann zum gleichen Zweck die „umgebenden Gegenstände des Lebens" selbst; man „lernte den Tisch am Tisch, und so mit allen Gegenständen des Zimmers; dann ebenso mit denen des Hofes; dann holte man Pflanzen von der Wiese und Steine aus der Emme", und so fort; die Lebendigkeit des Unterrichts gewann dadurch sichtlich, und so glaubte man endlich den rechten Faden ergriffen zu haben. Aber Krüsi vermißte den rechten Mittelpunkt, und verfiel darauf, dem Menschen sei kein Gegenstand so nahe und so wichtig als der Mensch selbst. Er trug das Pestalozzi vor; eine Weile in sich gekehrt, sagte dann Pestalozzi mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit: Der ist's und kein andrer." Er erinnerte sich des Wortes in der „Gertrud": „Alles, was ich bin, alles, was ich will, und alles, was ich soll, geht von mir selbst aus; sollte nicht auch meine Erkenntnis von mir selbst ausgehen?" und: „Dieser Mittelpunkt aller deiner Anschauungen, du selbst, bist dir selbst ein Vorwurf deiner Anschauung . . . folglich ist der Gang deiner Erkenntnisse, sofern er dich selber berührt, eine Stufe kürzer, als insofern er von etwas außer dir ausgeht."[85] Hiermit war nun die Aufgabe gestellt, und Krüsi ging sofort an die Ausführung. Nur die Vorrede und ein Teil der 7. Übung rührt von Pestalozzi selbst her, das übrige gehört

an.

17. Zur Kritik des Buches der Mütter. In der Vorrede[86] weist Pestalozzi ausdrücklich das Mißverständnis zurück, als ob die Mutter beim Unterricht des Kindes sich einseitig und ununterbrochen mit dem Kinde am menschlichen Körper aufhalten solle; im Gegenteil muß sie am Faden dieser Wegweisung lernen, den ganzen Kreis der Gegenstände, die die Sinne des Kindes nahe berühren, nach eben diesen Gesichtspunkten ins Auge zu fassen. Und in der 7. Übung wird bei Gelegenheit des Gebrauchs der Augen sehr eingehend von allem, was das Kind „zuerst und täglich sieht", gehandelt.[87] Damit ist schon treffliche Anleitung gegeben, das Kind von dem „Mittelpunkt" — ihm selbst und der Mutter, ja eigentlich vorzugsweise ihr — schrittweis weiter zu leiten durch die ganze sich sichtbar ihm darstellende Welt.

Hierdurch wird ein Teil der Einwände bereits entwaffnet, die gegen den im „Buch der Mütter" zwar nicht ursprünglich von Pestalozzi, aber doch mit seiner vollen Billigung eingeschlagenen Weg sich begreiflich erhoben. Aber doch muß gesagt werden, daß der ganze Einfall auf einem Selbstmißverständnis Pestalozzis beruhte. Der Satz, daß der Mensch selbst der Mittelpunkt aller seiner Erkenntnisse sei, ist einer der tiefsten, die bei Pestalozzi zu finden sind; aber in der Selbstunbewußtheit des Genies übersah er bei der Anwendung, die er davon auf Krüsis Einfall machte, gerade das, was das Tiefste daran war. Der Mittelpunkt der menschlichen Erkenntnis ist nicht der Mensch als ein Erkenntnisgegenstand wie andere, sondern als Erkennender. Schon in der Fassung jener Sätze in der „Gertrud" ist eine gewisse Zweideutigkeit in dieser Hinsicht zu bemerken. Es heißt anfangs: die äußeren Gegenstände sind dem Menschen in dem Grade erkennbarer, als sie näher seine fünf Sinne „das ist, dich selber oder den Mittelpunkt, in dem sich deine Vorstellungen in dir selbst vereinigen, berühren". Hier ist das „Ich" — um für einen Augenblick die Schulsprache der Philosophie zu gebrauchen — zweifellos das erkennende und nicht das erkannte. Gleich darauf aber: „Dieser Mittelpunkt aller

deiner Anschauungen, du selbst, bist dir selbst ein Vorwurf deiner Anschauung": hier ist das Ich zum erkannten geworden, zum „Vorwurf" d. i. Gegenstand einer Anschauung, die dann übrigens in Kants Sinne „innere", und nicht mehr die äußere der fünf Sinne sein müßte. Weiter dann wieder: „Alles, was (wes?) du dir von dir selbst bewußt bist, dessen bist du dir bestimmt bewußt; alles, was du selbst kennest, das ist in dir selbst, und an sich durch dich selbst bestimmt." Und so bleibt auch der Schlußsatz zweideutig: „Die Kenntnis der Wahrheit geht bei dem Menschen von der Kenntnis seiner selbst aus." Das scheint sagen zu wollen: von der Bekanntschaft mit sich selbst durch den inneren Sinn; während nach dem ersten Ausgangspunkt der Betrachtung als Schlußsatz erwartet werden müßte: die Erkenntnis der Gegenstände geht aus von dem Menschen als dem Erkennenden; sie ist also in sichere Wege zu leiten durch Weckung des Bewußtseins der eigenen inneren Gesetze des Erkennens. Das ist es auch gewiß, was Pestalozzi nicht bloß hier, sondern überhaupt vorschwebt, aber zu ganz reinem Ausdruck auch hier nicht gekommen ist. In der Anwendung nun aber, die er von diesen Sätzen auf die Idee Krüsis macht, wird 1. das erkennende Ich mit dem erkannten, und 2. gar das Ich als Gegenstand der inneren Anschauung mit der äußeren Anschauung des eigenen Leibes vertauscht, womit das wahre Prinzip der Selbsterkenntnis ganz entstellt ist. Und so ist der früh schon erhobene Einwand allerdings berechtigt: daß den äußeren Sinnen der eigene Körper durchaus nicht näher oder zentraler ist als der fremde. Der nächstliegende, natürlichste Gebrauch der fünf Sinne ist der zur Wahrnehmung der umgebenden Gegenstände; was sich ihnen, sehr zufällig und zerstückt, vom eigenen Körper darbietet, steht dem Kinde zunächst ganz in einer Reihe mit den äußeren Gegenständen; es macht mit seinen Händchen und Füßchen Bekanntschaft ganz wie mit fremden Dingen, und diese Bekanntschaft ist anfangs genau so unbestimmt und lückenhaft wie die andrer Dinge; sie berichtigt sich erst allmählich, wie sie, kaum früher

und kaum mehr. Ziemlich spät erst hebt sich die Gruppe der Wahrnehmungen, die sich auf den eigenen Körper beziehen, durch ihre enge und beständige Verknüpfung mit den Lust- und Unlustgefühlen als eine eigenartige und vorzüglich wichtige heraus; aber der gesunde Mensch hat wenig Grund, mit seinem Körper sonderlich Verkehr zu pflegen: er braucht ihn, um sich durch ihn in der sinnlichen Welt zu orientieren und auf sie zu wirken, aber verweilt nicht bei ihm als einem eigenen Objekt seiner Erkenntnis oder Zielpunkt seines Wirkens. Es ist also weder Grund, ihn an den Anfang, noch gar dauernd in die Mitte der sinnlichen Erkenntnis zu stellen. Wirklich fundamentale und zentrale Bedeutung hat dagegen das erkennende Ich mit seinen Funktionen des Erkennens. Aber dieses ist überhaupt kein Gegenstand sinnlicher Erkenntnis, daher im Entwicklungsgange der Erkenntnis keinesfalls an den Anfang zu stellen. Diese „Selbsterkenntnis" gehört erst der höchsten Reife der Entwicklung der Erkenntnis an; vorbereitet und eingeleitet wird sie, was das Gebiet der Anschauung betrifft, aufs vorzüglichste durch die von Pestalozzi mit so hohem Recht betonte systematische Herausbildung der formalen Faktoren der Anschauung, Zahl und Form, die er als „Resultate" des Verstandes, als Grundarten, wie er die von der Sinnlichkeit empfangenen Eindrücke „in seiner Vorstellung zur Einheit auffaßt", so klar bezeichnet.

So hat in diesem Punkte Pestalozzi selbst durch die Ausführung, die er seinem Gedanken gab oder durch seinen Mitarbeiter geben ließ, seine eigene Idee verdunkelt; es ist ihm damit ganz ergangen, wie er im Vorwort des „Buchs der Mütter" vorausgesagt hat: „Ich weiß es, die arme Hülle meiner Formen wird von tausenden . . . als ihr Wesen angesehen werden": aber „der Geist ist's, der da lebendig macht".

18. Die Anschauungslehre der Maß- und Zahlenverhältnisse. Auch die beiden „Anschauungslehren" der Maß- und der Zahlenverhältnisse rühren, was die Ausführung betrifft, von den Mitarbeitern her. Von diesen Büchern gilt indessen nicht, was vom „Buch der Mütter" ge-

sagt werden mußte, daß die Idee Pestalozzis durch die Ausführung wesentlich entstellt sei. Höchstens ist zu sagen, daß die Ausführung durch die zu buchstäbliche Erfüllung der Forderung der „Lückenlosigkeit“ etwas ins Pedantische geraten ist. Eine sehr sorgfältige Nachprüfung der Pestalozzischen Rechenmethode hat noch jüngst einen achtbaren pädagogischen Forscher [88] zu der Überzeugung geführt, daß diese Methode fast in allen Stücken wohlbegründet und praktisch brauchbar ist; er hat zugleich Verbesserungen an ihr angebracht, für die jeder, dem am „Geist“ der Pestalozzischen Methode mehr als am Buchstaben gelegen ist, nur dankbar sein wird. Begründet sind die beiden Bedenken: daß der begriffliche Faktor im Rechenunterricht, Definition und Regel, gar zu sehr zurückgedrängt, und daß auch die Anschauungsgrundlage etwas vereinseitigt wird durch die zu äußerlich bleibende Behandlung des Rechnens als Messen. Verleitet hat dazu die an sich richtige und tiefe (von jenem Forscher leider nicht gewürdigte) Überzeugung von der Einheit des Fundaments für Zahl und Form. In richtiger Durchführung hätte gerade aus dieser Überzeugung heraus jene Einseitigkeit überwunden werden müssen. Gerade in der Geometrie wird klar, daß der Begriff des Maßes allein zum Fundament der Mathematik nicht ausreicht, sondern das qualitative Moment der Stellung oder Lage, das sich in Hinsicht der Zahl im Plus und Minus ausdrückt, hinzutreten muß. Die Auffassung der Zahl als Verhältnis (die jener Forscher gleichfalls ablehnt) wird dadurch nicht berührt; der allgemeine Begriff des Verhältnisses erweist sich vielmehr jener doppelten Grundlage übergeordnet, indem neben das Maßverhältnis gleichberechtigt das Lageverhältnis tritt. An diesen Andeutungen muß es hier genug sein; es bedarf diese Frage einer sehr gründlichen Neuuntersuchung, die nicht hier nebenbei geliefert werden kann.[89]

19. Berichte Bonstettens und Mohrs. Es ist nun von der weiteren Entwicklung der Burgdorfer Anstalt, dem wachsenden Kreise der Mitarbeiter, den Eindrücken der

zahlreichen Besucher und den Urteilen Außenstehender zu berichten.

Noch in den November des Jahres 1801 fällt der Besuch Bonstettens, in Begleitung von Wessenberg und Mohr. Bonstetten berichtete über seine Wahrnehmungen in einem Briefe an Friederike Brun, der in Wielands Teutschem Merkur (wo im Dezember 1801 schon eine begeisterte Anzeige der „Gertrud" erschienen war) gedruckt wurde.[90] Er bekennt, die Prinzipien der Methode nicht zu begreifen, ist aber hingerissen von den Resultaten. „Ich weiß nicht, ob Pestalozzis Methode gut ist, ich weiß nicht einmal, ob er eine räsonnierende Methode hat, aber ich sehe deutlich, daß er auf unbekannten Wegen wandelt und zu unbekanntem Resultat anlangt, und dies ist wichtiger als alles." Er rühmt das intuitive Rechnen, das erstaunlich vollkommene Linien- und Zirkelzeichnen. Das lange Verweilen dabei schien ihm erst albern und zeitmordend, allein der Erfolg davon wies ihn zurecht, denn „gegen Erfahrung muß jeder schweigen . . . Da alle Formen und Figuren, die wir erschaffen, in gerade und krumme Linien aufgelöst werden, so entsteht aus der Vollkommenheit dieser Elemente die Vollkommenheit jeder Nachahmung von Form und Figur . . . Darin scheint die Vortrefflichkeit der Pestalozzischen Methode zu liegen: die Urteilskraft in ihren ersten Elementen zu üben. Die Kinder waren stundenlang beschäftigt, Zirkel und gerade Linien zu kombinieren. Ich beobachtete genau diese arbeitenden Kinder; sie wischten wohl 20 mal eine gerade oder krumme Linie aus, bis sie vollkommen ward. Der Geist war in beständiger Tätigkeit . . . Es gehen bei dieser Arbeit in ihrer jungen Seele Dinge vor, die wir gar unvollkommen kennen . . . . Ich sehe die Pestalozzische Methode als einen reichen, kostbaren Keim an, der aber noch jung und wenig entwickelt ist. Der Erfolg davon muß jeden unbefangenen Denker von ihrer Vollkommenheit überzeugen, die aber, wie ich glaube, noch sehr undeutlich in ihrem Wesen bekannt ist . . . . Da Pestalozzi seinesgleichen nicht leicht finden wird, so ist es zu be-

fürchten, daß der ganze Reichtum und die volle Ernte seiner Erfindung erst künftigen Geschlechtern aufbehalten sei." Im Hinblick auf seine politische Richtung, die er gar nicht teilt, sagt er: „Wer mehr als er für die Menschheit getan hat, hebe den ersten Stein gegen ihn auf." Dies Urteil ist besonders deswegen wertvoll, weil es von keiner vorgefaßten theoretischen Meinung ausgeht, sondern sich rein auf die vor Augen liegenden Resultate stützt. — Ähnlich lautet der Bericht „eines hochstehenden Schweizers", wahrscheinlich des Exministers Mohr, erschienen im „Republikaner", und darauf in der Allgemeinen Zeitung 1802.[91] Auch er meint: „Es geht in Burgdorf etwas vor, das der größten Aufmerksamkeit wert ist . . . Es ist ein Werk, das einer solchen Vervollkommnung fähig ist, deren Fortschritte, deren Ziel jetzt noch nicht abgesehen werden; es ist eines jener Werke, das mit der Zeit seinem Anfange nicht mehr gleichen wird." Besonders sollten erfahrene Schulmänner kommen, um „das Unermeßliche, was da vor dem Auge erscheint, aufzunehmen, mit ihren Erfahrungen zu vergleichen . . ." Allen Besuchern in dieser Zeit fällt die Gesundheit und Munterkeit der Schüler, die Freude und Lebhaftigkeit, mit der sie dem Unterricht folgen, das unverwirrte Zusammensprechen, das ungestört neben dem Lernen hergehende Zeichnen, überhaupt die ununterbrochene Beteiligung jedes Schülers auf.

20. Ith. Im Auftrage der neuen Regierung wurde die Anstalt auf Pestalozzis eigenes Ersuchen durch eine Kommission geprüft. Ihre Beobachtungen teilte der Dekan Ith, Präsident des Berner Erziehungsrates, in einem amtlichen Bericht[92] mit. Ith war „äußerst mißtrauisch" gekommen, er ging als vollständig Überzeugter. Die Grundsätze der Methode gibt er wieder in immerhin zu stark Kantischen Anklängen. Das anfängliche Chaos der sinnlichen Eindrücke fügt sich im „innern Sinn" unter die Form von Zeit und Raum . . . „Da ist nichts von Anlehren, Dozieren. Alles, was das Kind lernt, erwirbt es sich durch selbsttätige Anschauung, durch Erfahrung." Die Methode steigt

„gleichsam durch drei Stufen zu ihrem Ziel. Die erste ist bloße Naturanschauung wirklicher Gegenstände und Benennung derselben; die zweite ist reine Anschauung durch Aufmerksamkeit auf die Maß- und Zahlverhältnisse, für welche letzteren die Einheit als Typus dient, so wie das Quadrat für die ersteren; die dritte ist Übung des Auges und der Hand in Kunstformen, verbunden mit Redeübungen über diese Formen, ihre Entstehung, ihre Konstruktion, ihre Zergliederung und Verhältnisse." Über die Resultate wie über den sittlichen Zustand der Anstalt ist der Bericht voll Lobes. Der Vorwurf einer gewissen Ärmlichkeit in der ganzen Ökonomie scheint ihm eher „ein rührender Lobspruch für den Stifter und Vorsteher des Instituts", da die Anstalt ohne alle Hilfe und Kredit angefangen und mit sehr schwachen Unterstützungen unterhalten werden mußte, der siebente, beinahe der sechste Teil der Zöglinge auf Kosten der Anstalt lebt . . . Nach allem werde man „den Ausdruck nicht zu stark finden, daß ein verzweifelter, nur aus den Eigenheiten des Mannes, dem er einwohnt, erklärbarer Mut zur Besiegung aller physischen, ökonomischen, intellektuellen und moralischen Schwierigkeiten und, ich darf wohl sagen, Gefahren erfordert wurde, die von allen Seiten entstanden, sich auf jedem Schritte zum Berge anhäuften. Daß das Unternehmen dennoch gelang und so gelang, davon liegen die Ursachen teils in der Wahrheit und Güte der Sache, teils in der innigen Überzeugung und dem unerschütterlichen Willen des Unternehmers, teils in gewissen begünstigenden Umständen", die sich der fromme Mann „nur aus einer gewissen Zustimmung der Vorsehung zu erklären weiß". Auf die sehr energischen Mahnungen an die Regierung, mit denen das Gutachten schließt, erfolgte die Gewährung weiterer, ziemlich ansehnlicher Geldmittel für den Druck der Elementarbücher sowie die Remuneration der Mitarbeiter.

21. Sohaux. Plamann. Ein Bericht über den Besuch von Sohaux[93] aus Berlin (im August 1802) ist besonders interessant wegen der persönlichen Schilderung Pestalozzis „Es ist eine harte, törichte Beschuldigung, ihn einen

oder ruhmsüchtigen Reformator zu schelten. Weil Pestalozzi tiefer fühlt, kühner denkt und mutiger will, als die Mehrheit unter uns, so soll er zu den Schwärmern gehören .... Das Triebrad seiner Gedanken ist in beständigem und heftigem Umschwung; er lebt mehr in sich als außer sich, mehr in seiner Ideenwelt als in der Wirklichkeit. Ein Geist der Unruhe, ein innerer Drang treibt ihn manchen Tag aus einem Zimmer in das andere, von einem Hausgenossen zum andern. Es scheint dann, als ob er einem fliehenden Gedanken nachjagen und verwickelte Zweifel mit Gewalt ins Klare setzen wollte." Ihn bei einem Gespräch festzuhalten ist schwierig; „vermag man indessen seine Aufmerksamkeit auf gründliche Einwürfe und Zweifel zu lenken, so wird er lebhaft und mitteilsam. Er spricht rasch, bestimmt, scharfsinnig, mit Nachdruck und Zuversicht. Widerspruch reizt ihn nicht, aber hat auch selten eine andere Wirkung als, ihn noch fester in seiner Meinung zu begründen. Liebe und Freundschaft füllen sein ganzes Herz aus. Es scheint, als redete er lieber durch Gefühle, als durch Gedanken und Worte zu seinen Freunden und Zöglingen. Ein herzlicher Schlag, ein kräftiger Händedruck, ein wohlwollender Blick, ein teilnehmendes oder dankbares Ergreifen der Hand sind ihm natürlicher als wortreiche Anmerkungen und flüchtige Einfälle ... Er ist still, wahr, ernst, vollherzig, fest mit Bescheidenheit, lebhaft ohne sinnliche Zerstreuung, aufmerksam aus Teilnahme, ohne Feinheit, ohne fremden Anspruch in Wort und Tat ..." Der Grundsatz seiner moralischen Erziehung ist: „Handle vor dem Kinde und gegen dasselbe nach Gesinnungen, die du auch in ihm erzeugen möchtest; setze dich in ein solches Verhältnis zu ihm, daß es dich liebt, dir ganz vertraut. Lehrer und Schüler leben daher in einer beglückenden Harmonie". Ihm scheint indessen, die Knaben seien doch zu wenig eingeschränkt; es gibt fast gar keine Regel. Auch das zu laute Schreien mißfällt ihm. „Das ...titut ist jung. Pestalozzis Grundsätze sind mehr im Keim ...twurf als in männlicher Reife und Vollständigkeit

ausgebildet; daher darf man noch keine vollendete Organisation erwarten. Vorsteher und Lehrer arbeiten mit konzentrierter Kraft an dem Bau des Ganzen. Der eine verbessert die Tabellen, der andere sucht die Spuren der Natur auf bei dem Unterrichte im Lesen und Rechnen . . . Möchte alle Anstalten dieser schöne Geist der Eintracht und dieser rastlose Verbesserungstrieb beseelen!"

Immerhin unterscheidet Soyaux in seinem schließlichen Urteil sehr bestimmt zwischen Tendenz und Ausführung, welche letztere er sogar (im falschen Sinne) „mechanisch" findet: sie bilde den Geist nur, indem sie seine Äußerungen bestimme; sie erzeuge nicht die Regel in ihm, sondern unmittelbar das, was sich aus der Regel entwickeln sollte; sie veranlasse nicht selbst zu denken! Also das volle Gegenteil dessen, was er als ihren „Geist" und ihre „Tendenz" doch anerkennen muß. Und so begreift sich, daß er meint, „der Unterricht, so wie er jetzt in Burgdorf erteilt wird, möchte sich schwerlich zur Allgemeingültigkeit erheben, wir können vielmehr diese Methode nur als die Schale, als die sterbliche Hülle des Geistes betrachten, der alle Methoden beseelen sollte" . . .

Von Juni bis September 1803 weilte in Burgdorf Plamann, der darauf in Berlin ein Pestalozzisches Institut begründete, welches zu hohem Ruf gelangte. Gleichzeitig mit ihm besuchten das Institut zwei Dänen, Torlitz und Ström, welche beide auch Berichte veröffentlichten,[94] ferner ein Schwede, ein Franzose, im ganzen 20 Fremde, darunter auch Frauen, welche die Methode erlernen wollten.

22. Gruners „Briefe aus Burgdorf." Den stärksten Eindruck aber machte der Bericht Anton Gruners, dessen „Briefe aus Burgdorf über Pestalozzi, seine Methode und seine Anstalt" mit Widmung an Salzmann 1804 erschienen.[95] Als eifriger Anhänger der Philanthropinisten kam er im Oktober 1803 geradeswegs von Schnepfenthal nach Burgdorf, mit starkem Vorurteil gegen Pestalozzis Methode, ja „mit dem geheimen Vorsatze, alles Mögliche zu tun, sie in *ihrer Nichtigkeit* kennen zu lernen und der Welt sie so zu

zeigen." Schon nach wenigen Tagen „errötete er über diesen noblen Vorsatz"; er blieb über ein Vierteljahr und wurde gründlich bekehrt. Ohne Zweifel war es zunächst der „höchst originelle Gefühlsmensch", der „Mann von genialischer Tiefe" und dabei herzgewinnender Anspruchslosigkeit und Freundlichkeit, der es ihm antat. Die Darstellung seiner Persönlichkeit (besonders im 2., 3. und 25. Brief) ist daher besonders anziehend und überzeugend. Es seien nur die sehr bezeichnenden Sätze herausgehoben: „Die ungemein ausgebreitete Fülle von Beobachtungen und Erfahrungen, denen er seine unverschrobene, kindliche Seele hingab, verschaffte ihm einen glücklichen, unglaublich sicheren seelenkundigen Takt. So bekam er die Eigentümlichkeit, die Wahrheit zu fühlen, und dadurch zuweilen mehr und sicherer in ihren Besitz zu kommen, als es andern durch Nachdenken gelingt. Er fühlte Ideen."

Mit nicht minderem Ernst aber sucht er sich die Prinzipien der Pestalozzischen Methode klar zu machen. Man kann sagen, daß in dieser Hinsicht seine Auffassung geradezu maßgebend geworden ist für das Urteil des philosophisch gebildeten Deutschland. Die kurze, treffende Formel, daß sich die Pestalozzische Lehrart zur bisherigen verhalte wie „intensive" Bildung zu „extensiver"[96], wie „formale" zu „materialer", begegnet seitdem überall wieder. Jene verhält sich zu dieser, sagt er ein andermal, wie die Denk- und Erkenntniskraft zu dem zu erkennenden Objekt. Von seiner (hauptsächlich im 20. Brief enthaltenen) theoretischen Untersuchung darf gesagt werden, daß sie in den Kern der Sache dringt. Das Zeitalter war Pestalozzi in der Beobachtung vorangegangen, „daß Anschauung das Mittel der Entwickelung des kindlichen Geistes ist. Aber warum genügte denn dazu die Anschauung des äußeren, körperlichen Auges nicht, welche durch den Kenntnisunterricht in den sinnlichen Gegenständen der Außenwelt bisher so meisterlich geübt wurde? Warum hielt Pestalozzi ein tiefer eingreifendes Elementarunterrichtsmittel im Ahnen seines seelenkundigen Taktes für so nötig? Und

warum fand sich dieses in den festliegenden Grundverhältnissen der innern, abstrakten Anschauung in Zeit und Raum?" Deswegen, weil der Mensch nach Vollendung, nach Notwendigkeit strebt,[97] aber nie vollendet ist; „deswegen also, weil Streben nach Notwendigkeit im Denken zur Bestimmung des Menschen gehört, deswegen weil nur die Form des Denkens, nicht sein Stoff, Notwendigkeit hat, mußte der Unterricht, wie es Pestalozzi will, formal sein; und insofern die Form des Denkens zugleich Anschauung war, konnte der Elementarunterricht formal und zugleich anschaulich sein. Die einzige Form des Denkens aber, die sich anschaulich darstellen läßt, waren die allgemeinen Eigenschaften aller anschaulichen Gegenstände, nämlich Zahl und Maß. Der Unterricht in den Verhältnissen derselben gewann dadurch, daß er formal war, die großen Vorteile, die Zweckmäßigkeit und den festen, notwendigen Stufengang, den wir an ihm fanden." Er forscht weiter, weshalb noch nicht ein ebenso formal-anschaulicher Unterrichtsgang zum Behuf der Bildung der moralischen und ferner der ästhetischen Kraft gefunden sei. Er verkennt nicht, daß hier noch eigentümliche Schwierigkeiten verborgen liegen. Vielleicht lasse sich ein Stufengang der moralischen (und ästhetischen) Anschauungen gar nicht objektiv, sondern nur subjektiv bestimmen. Selbst dann müßte sich dadurch sehr viel leisten lassen. Übrigens hat er bereits (im 18. Briefe) diese Frage gewissermaßen beantwortet: „Da der Mensch ein Ganzes ist, da durch eine Grundkraft das, was wir psychologisch so oft Kräfte nennen, in ihm zu einem Wesen verbunden wird, da das Moralische und Intellektuelle im Menschen in der genauesten Verbindung, in der engsten Verwandtschaft steht, so muß auch die Art ihrer Entwickelung und Bildung die größte Ähnlichkeit haben und nach denselben Gesetzen vor sich gehen." Und er findet mit Recht diesen Parallelismus tatsächlich in Pestalozzis Ideen über den
tellektuellen Elementarunterricht einerseits, die moralische
wicklung andrerseits deutlich erkennbar.

Nach so tiefer und richtiger Erfassung des Eigentümlichen der neuen Methode darf er denn auch ein Urteil fällen über ihre Grenzen (21. Brief). Er findet sie in jedem Stück ihrem Zweck angemessen, und diesen Zweck gut, aber doch nur einseitig gut. Es fehlte der bisherigen Lehr- und Erziehungsweise am Fundament; dieses hat Pestalozzi ihr gegeben. Aber über der eifrigen und gründlichen Pflege des formalen „Elementarunterrichts“ hat man zu sehr vergessen, wie unnachläßlich notwendig doch auch der „Kenntnisunterricht“ mehrerer Fächer sowohl für die allseitige Bildung der Seele als für die künftige Bestimmung der Zöglinge sei. Im Grundsatz zwar erkenne man dies in Burgdorf auch an, aber man verfahre bisher nicht genug danach. Allerdings müsse der Elementarunterricht nach der Pestalozzischen Methode auch auf die Förderung und Erleichterung des Kenntnisunterrichts indirekt den wohltätigsten Einfluß haben; denn alle seine Übungen haben zur Absicht, die Geisteskraft zu wecken und zu erhöhen, und Gruner hat sich durch den Augenschein überzeugt, daß und wie diese Absicht auf dem eingeschlagenen Wege auch erreicht wird; beim Kenntnisunterricht aber komme es doch schließlich nur eben hierauf an. Könnte man nun nicht mit diesem mittelbaren Einfluß sich begnügen, wenn etwa sich zeigen sollte, daß an ein unmittelbares Einwirken jenes (Elementar-) Unterrichts auf diesen (den Kenntnisunterricht) nicht zu denken sei, sondern daß für diesen, nachdem das Fundament richtig gelegt ist, die bisherige Lehrweise ausreicht? „Müssen wir denn durchaus einseitig sein?“ Kann man nicht den formalen Elementarunterricht Pestalozzis „mit dem trefflichen Kenntnisunterricht der großen Methodenlehrer, die schon vor ihm in Deutschland so gemeinnützig wirkten, zur Erreichung des hohen Ziels“ der allseitigen und ebenmäßigen Entwicklung der ganzen Menschenkraft „vereint wirken lassen?“ Er erkennt hierbei übrigens an, daß die Mitarbeiter Pestalozzis eifrig bemüht waren, die Methode auch nach Seite der ein-
[...] Fächer weiter auszubauen, und er erweist sich ein-
[...] meisten Kritiker Pestalozzis, wenn er un-

teilt, daß selbst der Geschichtsunterricht durch Pestalozzis „tiefgegriffene“ Ideen, die moralisch-religiöse Entwicklung des kindlichen Herzens betreffend, sehr gewinnen könne. Immerhin muß gesagt werden, daß der formale Elementarunterricht und der Kenntnisunterricht in seiner Vorstellung zu äußerlich nebeneinander stehen bleiben.

23. Pestalozzi und die Philanthropinisten. Gruners besonnenes Urteil mußte gerade darum tiefen Eindruck machen, weil es mitten aus dem Lager der Basedow'schen kam. Daß diese, stolz auf ihre eigenen Errungenschaften, vielfach keine sonderliche Neigung verrieten, die Lorbeeren, auf denen sich's seit dreißig Jahren so behaglich ruhte, an den Schweizer gutwillig abzutreten, ist menschlich begreiflich. So erschien in Guts-Muths Bibliothek der Pädagogischen Literatur, dem Hauptorgan der Philanthropinisten, schon im Jahre 1802 jene Rezension Steinmüllers, welche zuerst die Parole ausgab: Pestalozzi habe nur „uns längst bekannte Wahrheiten erst jetzt eingesehen“; daß die Anschauung das Fundament der Erkenntnis sei, habe man längst gewußt, und dergleichen.[98] Steinmüller erfuhr von allen Seiten, auch von seinen Freunden, zum Teil derbe Zurechtweisungen. Gleichwohl wiederholt Wolke (1803), der einer der ersten Mitarbeiter Basedows in Dessau gewesen war, dasselbe törichte Urteil: was er (Wolke) Versinnlichung genannt, heiße bei Pestalozzi Anschauung, Anschauungskunst; daß er seine (Wolkes) seit 40 Jahren gehegten und ausgeübten Grundsätze zum Teil auch gefunden und zu neuem Ansehen gebracht habe, das und nur das sei „sein großes Verdienst.“ Die schlagende Antwort gab ihm kein geringerer als der theoretischste Kopf unter den Philanthropinisten selbst: Trapp, der sich in mehreren ausführlichen Aufsätzen und Besprechungen[99] mit ganzer Entschiedenheit für Pestalozzi aussprach: Er habe den Sieg der natürlichen Lehrart entschieden, indem er in der Lehrkunst des 18. Jahrhunderts mehrere schädliche Lücken ausgefüllt habe. „Die eine befand sich in dem Fundament: wir wußten, daß man den Unterricht mit der Anschauung

anfangen muß, aber womit nun die Anschauung anfangen? Welches sind ihre Elemente, welches ihr ABC? Pestalozzi hat es gefunden, und somit den Grund unsres Baues, der Materie oder den Lehrmitteln nach, vollendet. Die zweite Lücke fand sich in der Bauart oder dem Lehrgange. Wir wußten, daß man Kenntnisse, Einsichten und Fertigkeiten durch Übung erwerben muß; auch übten wir Gedächtnis, Verstand und Hand. Aber wir trennten diese Übungen . . . Pestalozzi zeigt uns das Vereinigungsmittel dieser Übungen in seiner Methode, lesen, schreiben und rechnen zu lehren. Sein Zögling wächst pädagogisch, wie wir physisch wachsen, in allen Teilen zugleich von demselben Nahrungsstoff, ebenso allmählich, ebenso ununterbrochen. . ." So freut er sich redlich, daß „Cook-Pestalozzi noch mehr unbekanntes Land entdeckt, oder doch das von andern entdeckte genauer und besser beschrieben und besser benutzt hat" als er, und geht in seinem Alter noch ebenso willig bei ihm in die Schule, als er vor 30 Jahren bei v. Rochow, Resewitz, Basedow, Wolke tat. „Daß sich Pestalozzis Schule mir zuletzt noch auftat, erheitert den Abend meines Lebens, ich kann nicht sagen, wie sehr." Er nimmt auch die Elementarbücher, selbst das Buch der Mütter gegen Wolkes herunterreißendes Urteil in Schutz. Pestalozzi dankte es dem edlen Manne aus vollem Herzen.[100] „Es ist ganz wider meinen Sinn, irgend einem meiner Gesichtspunkte Gewicht zu geben, weil er neu ist . . . Ich bin überzeugt, jeder gute Pädagog war mehr oder weniger auf der Spur meiner wesentlichen Gesichtspunkte . . . Rousseau träumte sich ganz in den Geist meiner Elemente hinein," aber kam nicht dazu, in den Mitteln des Unterrichts sich des Weges zu einer natürlichen Bildung des Menschen „in seiner ganzen Umfassung bewußt zu werden, ungeachtet er demselben äußerst nahe stand, und in vielen Teilen davon unübertrefflich redete. Rochow, Basedow und ihre Schüler suchten allgemein diese Mittel", aber auch sie sind nicht bis auf den Grund gekommen, haben nicht entschlossen genug alles Andre bei Seite gestellt, „bis das

Erste, das einzig Notwendige, zu Stande gebracht und gesichert ist . . . Ich bin so froh Vorgänger zu haben als Nachfolger zu finden; ich würde mir selbst mißtrauen, die zweiten zu suchen, wenn ich die ersten nicht hätte."

24. Die Pariser Reise. Im Oktober 1802 wurde Pestalozzis Tätigkeit unterbrochen durch die Ausübung einer patriotischen Pflicht; er mußte als Deputierter der „Consulta", die über die neue Verfassung Helvetiens zu beraten hatte, nach Paris reisen, von wo er erst anfangs Februar 1803 zurückkam. Kurz vorher hatte er einen Aufsatz: „Ansichten über die Gegenstände, auf welche die Gesetzgebung Helvetiens ihr Augenmerk vorzüglich zu richten hat" veröffentlicht.[101] Die Schrift, wie er selbst sagt, mitten unter den Sorgen, Anstrengungen und Zerstreuungen seines Lebenswerks mehr hingeworfen als ausgearbeitet, bleibt wohl etwas zu sehr im allgemeinen; die Grundsätze sind die uns bekannten. In Paris waren Adrien Lezay, der Pestalozzis Institut 1802 besucht hatte, sowie sein warmherziger Beschützer Stapfer für seine Methode lebhaft interessiert. An den letzteren hatte er sich noch vor der Reise gewandt, um sich das Eigentumsrecht seiner Elementarbücher auch für Frankreich zu sichern.[102] In einem meisterhaften, schon oben von uns benutzten Aufsatze (Dezember 1802) legte er gleichzeitig den Pariser Freunden den Sinn seiner Methode fast schärfer und treffender als irgendwo sonst dar. Der Consulta aber reichte er ein Schriftstück[103] ein, in welchem er seinen Wünschen in Hinsicht der neuen Verfassung ungleich bestimmter, als in der Druckschrift, in fast schneidender Schärfe Ausdruck gab. Er fordert Gleichheit der politischen Rechte, Abschaffung des Zehnten, streng gleichheitliche Besteuerung, d. h. progressive Einkommensteuer mit Steuerlosigkeit des „auf keinen Fonds ruhenden Verdienstes, der nicht dreimal den niedersten Wert von 365 ganzen Tagelöhnen hat", als äußersten Notpfennigs für die Existenz. Da der Sieg des Föderalismus (trotzdem die Mehrzahl der Deputierten unitarisch gesinnt war) und damit der Geldaristokratie bereits entschieden war, so hatte die Ein-

gabe mehr den Sinn eines Protestes als eines Antrags, der auch nur auf ernste Durchberatung hätte hoffen dürfen. Seine Forderung der Aufnahme eines Artikels in die Verfassung betreffend die allgemeine Volksbildung soll Bonaparte mit dem Worte abgetan haben, er könne sich nicht in das ABC-lehren mischen.

Einen schönen Gewinn trug Pestalozzi von dieser Reise heim: er fand dort Johannes von Muralt, einen jungen hochgebildeten Mann aus einem Züricher Patriziergeschlecht, der nach Abschluß seiner wissenschaftlichen Studien (in Zürich und Halle) damals zur Vollendung seiner Bildung in Paris weilte und aus reiner Begeisterung für Pestalozzi die ihm angebotene Erzieherstelle bei Madame de Staël ausschlug, um im Mai 1803 als schlichter Lehrer in das Burgdorfer Institut einzutreten. Er wurde bald einer der ausgezeichnetsten Mitarbeiter an diesem.

25. Pestalozzis erste Mitarbeiter. Es sei denn hier sogleich über die bedeutenderen unter den älteren Mitarbeitern in Kürze berichtet. Tobler war zunächst nur ein Jahr geblieben, hatte dann in Basel ein eigenes Institut begründet, kehrte aber, da dieses nicht recht gedieh, im Sommer 1803 zu Pestalozzi zurück. Sonst wirkten in Burgdorf Neef, Barraud, Weiß und einige andere. Blendermann aus Bremen wurde durch den Prediger Ewald dort, der durch die Schrift „Wie Gertrud“ auf Pestalozzi aufmerksam geworden war, ihm zugeschickt; er verblieb ein ganzes Jahr und wirkte dann in seiner Vaterstadt in Pestalozzis Sinne. Ewald selbst stattete später der Anstalt einen Besuch ab und legte seine Beobachtungen in zehn Vorlesungen nieder, die er hernach veröffentlichte.[104]

Noch in Burgdorf traten auch die beiden Männer zu Pestalozzi in Beziehung, die auf ihn und auf die Geschicke seiner Anstalt wechselnd den größten, leider nicht durchweg heilsamen Einfluß gewinnen sollten: Schmid und Niederer. Joseph Schmid, aus dem Vorarlbergschen, kam 1801 mit 14 Jahren als Zögling in die Anstalt. Er bewies große

Anlagen namentlich für die mathematische Seite der Methode, und wurde bereits nach zwei Jahren als Unterlehrer beschäftigt. Die spätere Umgestaltung der Pestalozzischen Form- und Zahlenlehre ist ganz sein Werk. Johannes Niederer aus dem Dörfchen Brenden in Appenzell (1779 geb.) hatte gründliche theologische und philosophische Studien gemacht und bekleidete um jene Zeit in Sennwald bereits seine zweite Pfarrstelle. Als naher Freund Toblers wurde er schon im Sommer 1800 mit Pestalozzi bekannt. Bereits sein erster, sehr merkwürdiger Brief an Pestalozzi[105] läßt erkennen, wie stark in ihm das Bedürfnis war, sich die Gründe des Pestalozzischen Vorgehens theoretisch klar zu machen, sie philosophisch zu durchdringen; wie er in diesem „Sokrates der Pädagogik" den Urheber einer politisch-pädagogischen „Revolution der Denkart" sieht; ein Ausdruck, der direkt der berühmten (zweiten) Vorrede zu Kants „Kritik der reinen Vernunft" entnommen ist, also ersichtlich die pädagogische Reform Pestalozzis als Gegenstück zur philosophischen Reform Kants in Beziehung setzen will. Dabei erkennt er aber zugleich mit großer Feinheit die unvergleichliche Eigentümlichkeit Pestalozzis darin, daß er vom Individuellen ausgeht, mit Allgemeinheiten nichts zu schaffen haben will, daher aus der ganzen Zeitphilosophie — selbst Fichte nicht ausgenommen, an den sich Niederer besonders angeschlossen hat und den er in den „Endurteilen" mit Pestalozzi ganz einig findet — durchaus nichts gewinnen könne; wohl aber sie aus ihm. „Ihre (Pestalozzis) Unternehmung ist jener ganz entgegengesetzt: an Ort und Stelle geknüpfte stille Tat und Wirkung, die sich an jeden guten Keim der menschlichen Natur anknüpft, die in jede menschliche Hütte dringt und das Elend aus derselben verbannen will." Dieser „Sinn für individuelle Menschheit hat sich unter den großen Geistern unserer Zeit verloren; daher sind sie Wohltäter für die Wissenschaften und nicht für die Menschen." So erstaunlich treffend dies Urteil des 20jährigen Jünglings über Pestalozzi ist, so läßt es doch erkennen, daß Niederer selbst ganz in den philo-

sophischen Allgemeinheiten lebte und von jenem Pestalozzi so eigenen Sinn für „individuelle Menschheit" zu wenig in sich hatte, um in die „stille Tat und Wirkung" seines schwärmerisch verehrten Meisters ganz miteinzutreten, zumal in der selbstlosen Unterordnung eines Gehilfen, auf gleicher Linie mit so schlichten Männern wie Krüsi und Buß. Indessen war es sein brennender Wunsch, sich mit Pestalozzi auf immer zu verbinden. Das forderte nichts geringeres als den Verzicht auf das Amt, das ihn nährte; ein Verzicht, der aus ökonomischen Gründen ihm nicht sofort möglich war. Im Juli 1803 aber hat er alle Brücken hinter sich abgebrochen und kommt nach Burgdorf.

26. Pestalozzi über Christus und Christentum. Es war natürlich, daß der gewesene Pfarrer sich in der Anstalt besonders des Religionsunterrichts anzunehmen hatte. Hier fand er gleich eine ihm gemäße Aufgabe. Es gehörte zu den wirksamsten, obgleich nicht saubersten Kampfmitteln der Gegner Pestalozzis, seine Religiosität zu verdächtigen. Daher bemühte sich Niederer besonders, nun gerade am Religionsunterricht das Recht der Elementarmethode zu erweisen. So sucht er schon in einer an den Kirchenrat zu Bern gerichteten Zuschrift[106] vom 22. September 1803 jenen Verdacht zu entkräften: Pestalozzi erkenne die Unentbehrlichkeit des Religionsunterrichts nicht bloß ebenso an wie die „religiöse Stimme", das „religiöse Publikum", sondern sei mit dem, was in andern Anstalten bisher dafür geleistet worden, nicht einmal zufrieden; er wolle mehr tun, nämlich dem Religionsunterricht sein psychologisches Fundament schaffen; er arbeite an der Ausführung dieses Gedankens „mit stiller, aber großer Tätigkeit".

Merkwürdige Spuren dieser Tätigkeit sind erhalten. Erst nach Pestalozzis Tode hat Niederer zwei Bruchstücke eines Manuskripts aus dieser Zeit veröffentlicht[107], welches bereits im Dezember 1802[108] ihm fertig vorgelegen hat und mals einen außerordentlich starken Eindruck auf ihn Der erste Aufsatz, „Epochen" betitelt, ist den „Nach-

forschungen" nahe verwandt, in der Darstellung der Revolution und ihrer Folgen vielleicht noch um eine Schattierung greller und schneidender. Das zweite Stück ist bei Niederer „Religiöse Menschenbildung, Pestalozzis Blicke auf Christus und seine Lehre" betitelt. Noch zwei anderweitig erhaltene Stücke[109] gehören vielleicht derselben Schrift, jedenfalls derselben Zeit und demselben Bemühen an, sich über die Bedeutung der Person und des Wirkens Jesu klar zu werden und die Absicht seines eigenen Tuns damit in Beziehung zu setzen.

In welchem Geist und Sinn dies geschehen wird, läßt sich voraussehen. Es ist eine ganz ausschließlich sittliche Deutung der Gestalt und Sendung Jesu, die Pestalozzi in strenger Folgerichtigkeit durchführt, als solche sehr original und jedenfalls von tiefster subjektiver Wahrheit. Besonders wichtig ist ihm dabei, den Einklang seines auf die Befreiung des Verstandes gerichteten Bestrebens mit dem sittlichen Geiste des Christentums zu erweisen. „Der Heiland hat besser als jemand das Verderben der Gemütsstimmung, der Geistesrichtung und der Vernachlässigung der Urkräfte des Wahren und Guten der von Gott abgefallenen Menschennatur gekannt, deren Gepräge Geistesfinsternis, Herzlosigkeit, Furcht, Niederträchtigkeit und Gewalttätigkeit war;" und er hat „dieser Gemütsstimmung . . . besser als jemand entgegengearbeitet und ihre Quellen: Täuschung im Wissen, Verwirrung im Wollen, Anmaßung im Können und Dürfen, verstopft. Der Heiland war der erste, der die Begriffe von Gott von der barbarischen Furcht reinigte, die die Götter der Vorwelt ansprechen . . . der unser Geschlecht durch den Glauben an Gott zur Freiheit einer innern Selbständigkeit zu erheben suchte" . . . Er ist der „Hohepriester, der das Verderben, das die Welt auf sich geladen, anstatt es als eine Weltlast auf die Menschheit fortzupflanzen, ihr ab und auf sich nimmt, der der Welt Sünde trägt, indem er die Wahrheit, das Recht und die Liebe des Menschengeschlechtes in ihrem Wesen wiederherstellt und das Wollen, Können und Wissen der Menschen in

seiner ursprünglichen Reinheit, Einfalt und Güte wiederbringt . . ." Er setzte der politischen und priesterlichen Gewalt „keine Gewalt entgegen, aber er untergrub die Achtung des Volks gegen ihren Wahn und ihr Unrecht durch die Achtung gegen die Wahrheit und das Recht der Menschennatur, die er in das Innerste seiner Jünger hineinlegte. Er zerriß keine Bande der Welt, aber er setzte das Gefühl der innern Freiheit und Selbständigkeit: die Kindschaft Gottes, hoch über alle Bande der Erde."[110] „Der Krieg Christi, der Krieg der Wahrheit und des Rechts gegen Irrtum und Gewalt ist nichts anderes als der Streit zwischen den Ansprüchen der sittlichen Selbständigkeit und denjenigen der sinnlichen Glückseligkeit, und das ganze Gift, das die Finsternis gegen das Licht ausspeit, ist nichts anderes als eine einfache Folge der gänzlichen Unverträglichkeit der sittlichen Prinzipien und der sinnlichen". Die absoluten Forderungen der christlichen Vereinigung: Verzicht auf alle Eigentums- und Herrschaftsrechte, „stoßen und empören die sinnlichen Menschen; es scheint ihnen unmöglich, Eigentum, Ehre und Gewalt Gott, der Liebe und dem Gefühl seiner Pflicht aufzuopfern; aber Gott im Menschen, dem göttlichen Sinn meiner veredelten Natur ist leicht, was meiner sinnlichen Natur noch unmöglich scheint und insoweit wirklich unmöglich ist"[111] . . .

In demselben Geist hat Pestalozzi einige Jahre später[112] in dem Entwurfe eines Briefes an den Bischof Sailer den inneren Einklang der intellektuellen und der sittlichen Elementarbildung sehr schön dargelegt. „Die Elementarbildung in Zahl und Form führt das mathematische Genie zur Heldenkraft im Denken und Darstellen, aber die Elementarbildung des Herzens führt ebenso das religiöse und sittliche Genie zur Heldenkraft im Lieben und Glauben". Gewiß soll „der sittliche und religiöse Sinn der menschlichen Bildung wesentlich Richtung geben, er soll der Ausbildung der mathematischen und Kunstanlagen vorausgehn und ihnen zu Grunde liegen". Aber wenn es an der ersteren mangelt, so soll man darum nicht auch

die Verstandesbildung lahm legen, sondern den Mangel auf der anderen Seite ausgleichen. „Eine jede Wage", sagt er in seiner anschaulichen Sprache, „ist nur dadurch Wage, daß etwas darin liegt, und die Wage der Menschenbildung ist nur dadurch, was sie sein soll, wenn die Bildungsmittel der Menschennatur in ihrem ganzen Umfange, in ihrer ganzen Reinheit und Kraft auf ihren Schalen liegen . . . und wenn in einer Schale nichts oder nur Schaum liegt, so muß man wahrlich nicht die volle Schale leeren, sondern die leere füllen." — „Alles Gute steht mit allem Guten und alles Böse steht mit allem Bösen in einem für dasselbe entscheidenden Einflusse. Jede wahre Vollendung irgend einer Kraft steht durch sich selbst mit der wahren Vollendung jeder andern Kraft in Harmonie und unterstützt dieselbe"; so die Ausbildung der mathematisch-logischen Verständigkeit mit der wahren Ausbildung der religiösen Anlagen unserer Natur. „Die Elementarlehre ist in ihrem Wesen zu wahrhaft, als daß sie in ihren Folgen die Kräfte der Menschennatur unter sich selbst in Widerspruch bringen könnte; sie ist das einzige Mittel, diesen Widerspruch zu verhüten und die vielseitigen Kräfte und Anlagen der Menschennatur mit Sicherheit unter sich zu vereinigen . . . Sie faßt im ganzen Umfang ihres Tuns den Menschen immer als ein Ganzes ins Auge; ihre Einzelmittel sind darin in allen Fächern sich selbst gleich, sie gehen mir alle aus der Menschennatur selber hervor . . . So innig verbrüdert, wie die Anlagen unsrer Natur in uns selber, stehen die Elementarmittel ihrer Entfaltung verbrüdert in der Reinheit ihrer vollendeten Kunst".

27. Münchenbuchsee. Die Tage von Burgdorf näherten sich ihrem Ende. Im März 1803 zerfiel die helvetische Republik. An die Stelle der Zentralregierung, die von Anfang bis zuletzt mit Einsicht und Wärme für Pestalozzi eingetreten war und sein Unternehmen mit ihrem moralischen Einfluß und mit Geldmitteln, die in Anbetracht der Zeitlage ansehnlich genannt werden müssen, unterstützt hatte, trat wieder die alte Kantonalverfassung. Schon an

sich war nicht darauf zu rechnen, daß der Bundesstaat die vom Einheitsstaat übernommenen Verpflichtungen ohne weiteres anerkennen werde. Eine Eingabe Pestalozzis an die eidgenössische Tagsatzung wurde dahin entschieden: die Unterstützung seines Unternehmens könne, da eine allgemeine Staatshaushaltung nicht existiere, nur Sache der einzelnen Kantone sein. Diese gestanden in ihrer Mehrheit zu, daß der von der Zentralregierung bewilligte Vorschuß für den Druck der Bücher nicht zurückgefordert werde; im übrigen verwies man ihn an Bern. Dort aber war man Pestalozzi nicht sonderlich günstig gestimmt. Er war, obgleich schon über dreißig Jahre auf Berner Gebiet ansässig, doch nicht Berner, sondern Züricher Bürger, überdies einer der entschiedensten Demokraten, während in Bern jetzt die alte Geldaristokratie wieder fest am Ruder saß. So hätte man ihm am liebsten sogleich jede Staatshilfe entzogen; nur aus Gründen der „Staatsklugheit", um nicht den „unangenehmen Verdacht und Vorwurf" auf die Berner Regierung fallen zu lassen, „dieselbe habe aus individuellem Widerwillen gegen die Person oder die Grundsätze des Unternehmers den Wert der Anstalt nicht zu schätzen gewußt," aus Rücksicht auf den europäischen Ruf des „Modeinstituts" und die „Intoleranz" der für ihn eintretenden „gelehrten Armee Deutschlands" [113] verstand man sich dazu, ihm das Schloß Burgdorf einstweilen zu lassen oder, falls dies anderweitig gebraucht würde, ihm sonstwo ein Unterkommen zu gewähren. Wirklich wurde das Schloß vom Oberamtmann von Burgdorf beansprucht, und da dieser auf dem Anspruch bestand, mußte Pestalozzi zufrieden sein, daß ihm das arg zugerichtete, an sich aber für seinen Zweck wohl brauchbare Schloß Münchenbuchsee, zunächst nur auf ein Jahr, für seine Anstalt bewilligt wurde. Die Übersiedelung dorthin erfolgte Ende Juni 1804.

28. Pestalozzis Verbindung mit Fellenberg. Der Ortswechsel hatte tiefer greifende Folgen, als sich zunächst hatte vorhersehen lassen. In nächster Nähe von Münchenbuchsee liegt Hofwyl, der Sitz Fellenbergs, der sein

dortiges großes Landgut zu einer landwirtschaftlichen Muster- und Lehranstalt umgewandelt hatte. Fellenberg war, wie wir wissen, ein warmer Verehrer Pestalozzis; er hatte bei der Begründung seiner Anstalt zum Teil ähnliche Ziele wie dieser im Auge. So begreift es sich, daß bei einigen der Mitarbeiter Pestalozzis, besonders Tobler und Muralt, der Gedanke entstand, es könnten die beiden Anstalten in einen äußeren Verband derart treten, daß Pestalozzi die volle geistige Leitung der seinigen behielte, die äußeren, ökonomischen Sorgen derselben aber ihm abgenommen und auf die Schultern des jüngeren, nach dieser Seite ausgezeichnet fähigen Mannes gelegt würden. Sie hatten längst und mit gutem Grunde gewünscht, Pestalozzi von den wirtschaftlichen Nöten des Instituts ganz losgelöst zu sehen, damit er sich ungeteilt dem Wesentlichen seines Werks, dem weiteren praktischen und theoretischen Ausbau der Methode widmen könne. Pestalozzi war einmal kein Rechner; er gab nur immer mit vollen Händen; er unterhielt in seiner Anstalt stets eine viel zu große Zahl von Zöglingen, die nichts oder sehr wenig zahlten; und so war durch seine grenzenlose Uneigennützigkeit das Institut in beständiger Gefahr des Bankerotts. Pestalozzi hatte[114] in Burgdorf trotz des guten Besuches der Anstalt und der mannigfachen Unterstützungen, die ihm zuflossen, nicht bloß nichts gewonnen, sondern noch etwa 20 000 Fr. zugesetzt. Das durfte, zumal jetzt, wo jede staatliche Unterstützung wegfiel und selbst der dauernde Genuß des freien Wohnsitzes fraglich geworden war, unmöglich so weiter gehen; und so konnte der Ausweg, auf den seine Genossen verfallen waren, leicht als ein sehr glücklicher erscheinen.

Fellenberg, dem sie zunächst ohne Vorwissen Pestalozzis ihren Vorschlag eröffneten, ging bereitwillig darauf ein, aber wohl in etwas anderem Sinne, als er von ihnen gemeint war. Der von ihm aufgesetzte Vertrag ließ zwar das Institut unter dem Namen Pestalozzis bestehen und Tobler und Muralt in dessen Auftrag die physische, intellektuelle und *moralische* Erziehung der Zöglinge besorgen; aber Fellenberg

behielt sich nicht nur die alleinige, unverantwortliche Disposition über die gesamte äußere Verwaltung des Instituts, sondern zugleich eine entscheidende Stimme bei der Anstellung der Gehilfen und einen „unbedingten Einfluß" auf das Institut in Hinsicht der Moral und Religion vor. „Infolge davon sollen alle seine Weisungen zum Behuf der Lebens- und Unterrichtsordnung im Institut von jedem dabei Beteiligten respektiert und befolgt werden".

Pestalozzi fühlte sich durch das zwischen Tobler, Muralt und Fellenberg vorläufig getroffene Abkommen überrumpelt. Er konnte nicht wohl anders als einwilligen; aber er zog daraus für sich die Konsequenz, daß das Institut damit tatsächlich aufgehört hatte, das seine zu sein. Er fühlte sich beiseite gesetzt, vertraute indessen auf Fellenbergs Gesinnungen noch so weit, daß er hoffte, dieser werde die Anstalt, wenn auch ohne ihn, doch in seinem Sinne weiterführen. Fellenberg wollte herrschen; das war einmal seine Natur; mochte er denn herrschen, wofern es nur in gutem Geiste geschah. Hart zwar war es, daß er seine Angehörigen, die nach langer, durch seine ungewisse Lage bedingter Trennung erst in der letzten Burgdorfer Zeit sich mit ihm wieder vereinigt hatten, jetzt abziehen und den Angestellten Fellenbergs den Platz räumen sehen mußte. Es hatte namentlich die Witwe seines i. J. 1801 verstorbenen Sohnes, die sich dann mit dem Landwirt Custer wiederverheiratete, in Burgdorf die ganze große Wirtschaft ausgezeichnet versehen; sie kehrte jetzt mit Frau Pestalozzi nach dem Neuhof zurück. Er selbst wurde in Buchsee nicht warm. Schon wenige Wochen nach dem Abschluß des Vertrags verreiste er und kam nur noch einige Male zu kurzem Aufenthalt zurück. So war auch äußerlich sichtbar, daß die Anstalt nicht mehr die seine war.

29. Zwist und Trennung von Fellenberg. Auch die Mitarbeiter hatten es bald zu bereuen, daß sie sich selbst und die Anstalt so ganz in die Hände eines Andern gegeben hatten. Niederer namentlich hat es scharf erkannt und mit erstaunlichem Mute Fellenberg selbst ins Gesicht gesagt, welche

Anlagen namentlich für die mathematische Seite der Methode, und wurde bereits nach zwei Jahren als Unterlehrer beschäftigt. Die spätere Umgestaltung der Pestalozzischen Form- und Zahlenlehre ist ganz sein Werk. Johannes Niederer aus dem Dörfchen Brenden in Appenzell (1779 geb.) hatte gründliche theologische und philosophische Studien gemacht und bekleidete um jene Zeit in Sennwald bereits seine zweite Pfarrstelle. Als naher Freund Toblers wurde er schon im Sommer 1800 mit Pestalozzi bekannt. Bereits sein erster, sehr merkwürdiger Brief an Pestalozzi[105] läßt erkennen, wie stark in ihm das Bedürfnis war, sich die Gründe des Pestalozzischen Vorgehens theoretisch klar zu machen, sie philosophisch zu durchdringen; wie er in diesem „Sokrates der Pädagogik" den Urheber einer politisch-pädagogischen „Revolution der Denkart" sieht; ein Ausdruck, der direkt der berühmten (zweiten) Vorrede zu Kants „Kritik der reinen Vernunft" entnommen ist, also ersichtlich die pädagogische Reform Pestalozzis als Gegenstück zur philosophischen Reform Kants in Beziehung setzen will. Dabei erkennt er aber zugleich mit großer Feinheit die unvergleichliche Eigentümlichkeit Pestalozzis darin, daß er vom Individuellen ausgeht, mit Allgemeinheiten nichts zu schaffen haben will, daher aus der ganzen Zeitphilosophie — selbst Fichte nicht ausgenommen, an den sich Niederer besonders angeschlossen hat und den er in den „Endurteilen" mit Pestalozzi ganz einig findet — durchaus nichts gewinnen könne; wohl aber sie aus ihm. „Ihre (Pestalozzis) Unternehmung ist jener ganz entgegengesetzt: an Ort und Stelle geknüpfte stille Tat und Wirkung, die sich an jeden guten Keim der menschlichen Natur anknüpft, die in jede menschliche Hütte dringt und das Elend aus derselben verbannen will." Dieser „Sinn für individuelle Menschheit hat sich unter den großen Geistern unserer Zeit verloren; daher sind sie Wohltäter für die Wissenschaften und nicht für die Menschen." So erstaunlich treffend dies Urteil des 20jährigen Jünglings über Pestalozzi ist, so läßt es doch erkennen, daß Niederer selbst ganz in den philo-

sophischen Allgemeinheiten lebte und von jenem Pestalozzi so eigenen Sinn für „individuelle Menschheit" zu wenig in sich hatte, um in die „stille Tat und Wirkung" seines schwärmerisch verehrten Meisters ganz miteinzutreten, zumal in der selbstlosen Unterordnung eines Gehilfen, auf gleicher Linie mit so schlichten Männern wie Krüsi und Buß. Indessen war es sein brennender Wunsch, sich mit Pestalozzi auf immer zu verbinden. Das forderte nichts geringeres als den Verzicht auf das Amt, das ihn nährte; ein Verzicht, der aus ökonomischen Gründen ihm nicht sofort möglich war. Im Juli 1803 aber hat er alle Brücken hinter sich abgebrochen und kommt nach Burgdorf.

26. Pestalozzi über Christus und Christentum. Es war natürlich, daß der gewesene Pfarrer sich in der Anstalt besonders des Religionsunterrichts anzunehmen hatte. Hier fand er gleich eine ihm gemäße Aufgabe. Es gehörte zu den wirksamsten, obgleich nicht saubersten Kampfmitteln der Gegner Pestalozzis, seine Religiosität zu verdächtigen. Daher bemühte sich Niederer besonders, nun gerade am Religionsunterricht das Recht der Elementarmethode zu erweisen. So sucht er schon in einer an den Kirchenrat zu Bern gerichteten Zuschrift [106] vom 22. September 1803 jenen Verdacht zu entkräften: Pestalozzi erkenne die Unentbehrlichkeit des Religionsunterrichts nicht bloß ebenso an wie die „religiöse Stimme", das „religiöse Publikum", sondern sei mit dem, was in andern Anstalten bisher dafür geleistet worden, nicht einmal zufrieden; er wolle mehr tun, nämlich dem Religionsunterricht sein psychologisches Fundament schaffen; er arbeite an der Ausführung dieses Gedankens „mit stiller, aber großer Tätigkeit".

Merkwürdige Spuren dieser Tätigkeit sind erhalten. Erst nach Pestalozzis Tode hat Niederer zwei Bruchstücke eines Manuskripts aus dieser Zeit veröffentlicht [107], welches bereits im Dezember 1802 [108] ihm fertig vorgelegen hat und damals einen außerordentlich starken Eindruck auf ihn machte. Der erste Aufsatz, „Epochen" betitelt, ist den „Nach-

Pestalozzi schon bald nach dem Abzug von Burgdorf, dort eine neue Anstalt, zunächst neben der alten, in Buchsee noch bestehenden, zu begründen. Sie wurde bereits im August 1804 mit wenigen Zöglingen und den Lehrern Buß und Barraud eröffnet. Da das Schloß, welches die Stadt eigens für die Anstalt gekauft hatte, erst in wohnlichen Stand gebracht werden mußte, so wurde sie einstweilen in einem Privathause untergebracht. Pestalozzi lebte in dieser Zeit meist in Iferten; nur einige Wochen verbrachte er mit Krüsi in Cossonay, in dessen Nähe er (Ende Oktober oder Anfang November 1804) durch einen Zufall fast sein Leben eingebüßt hätte; er wurde an einem dunklen Abend auf der Landstraße von den Pferden eines ihm entgegenfahrenden Wagens niedergeworfen und kam unter ihre Hufe, konnte aber noch rechtzeitig seitwärts springen, so daß die Räder nicht über ihn weggingen.[117]

30. Schriftstellerische Arbeiten 1804—5. Er benutzte die unfreiwillige Muße, welche die schiefen Verhältnisse in Buchsee ihm verschafften, um seine schriftstellerischen Arbeiten zu fördern. Zunächst sind zwei kleinere Stücke zu nennen, die in Seyffarths Gesamtausgabe leider fehlen: 1. eine Anzeige von Gruners Briefen aus Burgdorf[118]; 2. Bemerkungen zu Wittes Schreiben in der Halleschen allgemeinen Literaturzeitung: „Das Pestalozzische Institut zu Burgdorf, jetzt in Buchsee" vom 25. Sept. 1804[119]. Pfarrer Witte aus Lochau bei Halle war 1804 in Burgdorf gewesen. Sein Bericht, der im übrigen mit Wärme für Pestalozzis Methode eintrat, betonte dabei viel zu einseitig deren Abzweckung auf die Erziehung der armen Volksklassen. Das konnte zu Mißverständnissen führen; es konnte die falsche Meinung bestärken, „die Ansprüche der menschlichen Natur im Armen könnten und müßten auf einem andern Wege und durch andere Mittel befriedigt werden als die Ansprüche der menschlichen Natur in den Kindern des Glücks; als liege es in Pestalozzis Geist und Tun, die Scheidewand anerkennen, welche die vornehme Welt zwischen sich

Masse der Menschen von jezeiten her aufgerichtet"[120]. Da irrige Vorstellungen über diesen Punkt immer noch verbreitet sind und sich Pestalozzi kaum an einer andern Stelle mit so lichter Klarheit darüber ausgesprochen hat, so ist der Aufsatz auch heute noch voller Beachtung wert. Gleichzeitig richtete Pestalozzi persönlich an Witte ein Schreiben, das auch übrigens von Wichtigkeit ist wegen der Berichtigung biographischer Angaben des Pfarrers[121]. In diesem Briefe nennt er die einseitige Beziehung seiner Methode auf die Absicht, dem Armen aufzuhelfen, eine zwar wahre, aber beschränkte Ansicht des Gegenstandes; man dürfe um des Vorteils einer früheren Einführung willen oder aus anderen, ähnlichen Gründen „der Reinheit und der Allgemeinheit des Gegenstands auch kein Haar vergeben".

31. Neubearbeitung der „Gertrud". In einer glücklichen, beruhigten Stimmung, wie sie ihm selten zuteil wurde, ging er dann an eine neue Darstellung seiner Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts, welche die ihm selbst nicht mehr genügende Schrift „Wie Gertrud" ersetzen und auch die Form der Briefe an Geßner beibehalten sollte. Die Arbeit blieb unvollendet; ein Bruchstück (Brief 3—8) erschien 1807 im ersten, einzigen Heft des „Journals für Erziehung"; die hier fehlenden beiden ersten Briefe sind handschriftlich erhalten und von Hunziker herausgegeben. Es ist schade, daß gerade diese Schrift äußerlich ein Torso geblieben ist; denn kaum eine andere hinterläßt eine so ungeteilt harmonische Stimmungswirkung, aus keiner spricht so voll und ungetrübt das Herz des einzigen Mannes zu uns. Dem Gedankengehalt nach weicht sie von der „Gertrud" ziemlich weit ab. Eine spezielle Behandlung der „Elementarmittel" Zahl, Form und Sprache fehlt. Dagegen tritt erstens der Grundsatz der harmonischen Ausbildung des Geistes, des Herzens und der Berufstüchtigkeit (der Bildung von Einsicht, Kraft und Willen, wie er in dieser Zeit gerne sagt) und sodann die Zentral-[illegible]lung der Willensbildung in schöner Klarheit hervor; es [illegible] in der „Gertrud" nur am Schluß

kurz angedeutet war, ausführlich und meisterlich erörtert und bis zu ihrem Gipfel, der religiösen Grundbildung, durchgeführt. Konnte man der ersten Darstellung mit einigem Scheine einen einseitigen Intellektualismus vorwerfen, so würde, wenn jene nicht, und statt ihrer nur diese Neubearbeitung vorläge, genau der entgegengesetzte Vorwurf platzgreifen; während nun in der Zusammenhaltung beider Darstellungen sich der eine Tadel so unbegründet erweist wie der andere.

Weitere, ursprünglich vielleicht für die Fortsetzung der Briefe bestimmte Diktate Pestalozzis sind hineingearbeitet in eine andere Abhandlung: „Ein Blick auf meine Erziehungszwecke und Erziehungsversuche“, die ebenfalls nur bruchstückweise zur Veröffentlichung kam. Das „Journal für Erziehung“ brachte nämlich unter diesem Titel zunächst eine historische Einführung; dann folgen als Abschnitt I, ausdrücklich der geplanten Neubearbeitung der Gertrud entnommen, die sechs Briefe; zwei weitere Abschnitte sollten folgen, erschienen aber nicht, da das Journal überhaupt nicht fortgesetzt wurde; doch hat Niederer später in Rossels Monatsschrift 1828 die fehlende Fortsetzung nachgebracht. Seyffarth hat dann aus Krüsis Nachlaß mehrere handschriftliche Bruchstücke herausgegeben, die sich dem Inhalt nach mit Teilen dieser Niedererschen Fortsetzung vielfach decken, aber noch manches enthalten, was in dieser fehlt. Ohne Zweifel hat Niederer eben diese, vielleicht aber daneben noch andere Handschriften bei seiner Veröffentlichung vor Augen gehabt; die Benutzung seiner Vorlagen war übrigens, soviel die Vergleichung mit den Handschriften ergibt, was den Stoff betrifft, eine ziemlich treue; Niederer hat nichts Wesentliches hinzu oder davon getan, er hat nur einen logischen Zusammenhang herzustellen versucht, den er in der Urschrift vermißte. Die Schrift enthält, ebenso wie die Briefe, Stellen von außerordentlicher Schönheit; eine gewisse Redseligkeit, die von nun an in Pestalozzis Schriften immer zunimmt, ist allerdings schon hier zu bemerken. Die Abhandlung verdient besonders deshalb beachtet zu werden,

weil Pestalozzi hier der Schulbildung, neben und auf Grund der häuslichen Bildung, mehr Gerechtigkeit widerfahren läßt, als in den meisten seiner früheren Schriften geschehen war. Zwar hält er auch jetzt daran fest, daß die naturgegebene Grundlage der Erziehung das häusliche Leben ist. Aber er erkennt doch nun bestimmter an, daß die häusliche Erziehung dem hohen Ideal, das er sich von ihr gemacht hat, meist nur wenig entspricht und entsprechen kann, daß überhaupt das Ganze der in jedem Zeitpunkt anerkannten Erziehungsvorteile im häuslichen Leben nur zerstreut und unvollkommen zur Geltung kommt und daher die Erziehungsarbeit der Schule zur Ergänzung durchaus notwendig ist. Diese soll mit der häuslichen Erziehung zwar stets in fester Übereinstimmung bleiben, aber sie nach den wachsenden Bedürfnissen der Zeit fortsetzen, erweitern, berichtigen und vervollkommnen [122]. Und so werden wenigstens die ersten, dringendsten Bedürfnisse der Schulerziehung ernstlicher, als bisher bei Pestalozzi, erwogen. Auch dieser Aufsatz mit seinem erhabenen Schluß verdient weit mehr bekannt zu sein, als er es ist. Wir sind durch das dankenswerte Entgegenkommen der Bibliothek des Deutschen Schulmuseums, auf welches die Krüsischen Handschriften nach Seyffarths Tode übergegangen sind, in der Lage, die Schrift in der Urfassung, noch unberührt durch Niederers Überarbeitung, veröffentlichen zu können

Sechstes Kapitel.

Iferten. Ausbau der Methode und Wirkung nach außen.

1. Die Anfänge in Iferten. Der Einfluß Niederers. Die ersten Jahre in Iferten verliefen glücklich, ja glanzvoll; Burgdorf schien, nur in reiferer Gestalt, wieder aufgelebt. Die schönen Aufsätze im Journal bezeugten von neuem, man darf sagen, reiner noch und verständlicher als alle früheren Äußerungen, den hohen Geist, in welchem Pestalozzi sein Wirken auffaßte. Eine von ihm selbst erbetene Prüfung

der Anstalt durch Beauftragte der Kantonsregierung (anfangs 1806) fiel in Hinsicht der äußeren Verhältnisse der Anstalt wie der moralischen Erziehung und des Unterrichts höchst günstig aus. Die eifrige Fortarbeit am Ausbau der Methode—Schmid bearbeitete den mathematischen Unterricht, Hopf den naturgeschichtlichen, Tobler den geographischen — wird besonders gelobt. Nur eine ausreichende Pflege der französischen Sprache wird vermißt; begreiflich, da die Lehrer bisher fast sämtlich Deutsche waren. Von einer sofortigen Einführung der Methode in die öffentlichen Schulen glaubte man noch abraten zu müssen; aber es sollten einzelne Lehrer ermutigt werden, von den neuen Errungenschaften gründlich Kenntnis zu nehmen, um dann mit weiser Unterscheidung das Brauchbare davon in den Schulen zur Anwendung zu bringen.

Eine Gefahr war, daß man zu viel versprach. Diese Gefahr lag an sich nicht in Pestalozzi. Er hatte zwar durch alle bitteren Erfahrungen seines Lebens noch nicht gelernt und sollte es nie lernen, den Hochflug seiner guten Träume für die Menschheit und das allzu unbegrenzte Zutrauen zu denen, die er liebte und die ihn liebten, zu mäßigen; aber in sich doch war er von tiefer, ja grenzenloser Bescheidenheit; er hat in der Zeit seiner europäischen Berühmtheit stets die Unvollkommenheit der Ausführung, die er seiner Idee durch eigene Kraft zu geben vermochte, fast stärker als irgend ein Andrer betont. Die Gefahr lag vielmehr in den Mitarbeitern, besonders in Niederer, der seit seiner Wiedervereinigung mit dem Freunde immer mehr sich als den berufenen Apostel des neuen pädagogischen Evangeliums dachte, und in dem an sich richtigen Gefühl für das Geniale des Mannes und die hohe Kulturbedeutung seines Werks in Gefahr kam, durch diese ihm zugefallene Rolle sich in sich selbst über das gesunde Maß hinaus erhoben zu fühlen. Noch besonders wirkte dazu mit, daß er von der philosophischen Bewegung seines Zeitalters tief genug ergriffen war, um das Philosophische in Pestalozzis Ideen ganz zu erkennen, aber dabei doch zu wenig eigene produktive Kraft besaß, um die gewaltigen,

nach dieser Seite noch zu lösenden Aufgaben etwa auf seine Schultern nehmen zu können, ja sie auch nur als Aufgaben bestimmt genug zu begreifen und aus solcher Einsicht die philosophischen Ansprüche, mit denen man auftreten durfte, in gerechten Grenzen zu halten.

Niederer entfaltete in den Jahren seines Zusammenwirkens mit Pestalozzi eine sehr umfassende literarische Tätigkeit; aber diese ging fast ganz auf in vielverheißenden, nur nie erfüllten noch erfüllbaren Programmen und einer hochfahrenden, absprechenden, wenig fruchtbaren Polemik; welches beides von ihm für gewaltige Leistungen gehalten wurde, in der Tat aber Pestalozzi und sein Werk nicht nur äußerlich im Ansehen auch vieler Wohldenkender geschädigt, sondern innerlich aus dem Geleise gebracht und aus der ruhigen Fortentwicklung, die ihm noch so not tat, mehr und mehr herausgedrängt hat. So sicher Niederer ein tiefes Verständnis für die Ideen Pestalozzis und für die innere Größe seiner Persönlichkeit hatte, so sicher hat er Pestalozzi in eine diesem selbst nicht natürliche und seiner Sache nicht förderliche Richtung hineinzuzwingen versucht, ohne anderen Erfolg, als daß Pestalozzi aus dem Eigentümlichen seiner Entwicklung herausgeworfen und, als er dies erkannte und sich von Niederer endlich losmachte, nun eher einem entgegengesetzten Extrem in die Arme getrieben wurde. Gewiß war diese zweite Abirrung noch schädlicher, und die Schuld Schmids ungleich schwerer, der nun diesen neuen Irrtum des großen Mannes sich zunutze machte, um den endlich doch ermüdenden Greis ganz in seine Gewalt zu bringen und seine noch nicht erstorbene seelische Kraft für seine engen Zwecke auszumünzen. Aber der erste Fehler war doch der Niederers; und wenn es richtig ist, daß es der Fehler einer ungemeinen, Schmids Fehler dagegen der einer gewöhnlichen Natur war, so darf man wiederum nicht vergessen, daß die höhere Beanlagung auch höhere Verpflichtungen einschließt. Zuletzt aber ist es nicht die Sache der Geschichte, über die Fehler der Personen zu Gericht zu sitzen, sondern schlicht zu

erklären, wie alles kam. Niederer folgte seiner Natur und Schmid der seinen, und der alternde Pestalozzi vermochte auf die Länge nicht, sich zwischen beiden je in ihrer Weise kraftvollen Naturen rein in seiner Eigenart zu behaupten. Er brauchte endlich einen festen äußeren Halt, um das von seinem Werk noch unter Dach zu bringen, was unter Dach zu bringen seine Kraft noch zulangte. Diesen Halt, das kann nicht geleugnet werden, hat eben in dem Augenblick, da er seiner bedurfte, Schmid ihm gegeben, während Niederer sich gerade dazu nicht fähig erwies.

2. Die „Wochenschrift für Menschenbildung." Es war an sich ein richtiger Gedanke, die beständig wachsende, in ganz Europa beachtete Unternehmung durch eine Zeitschrift zu vertreten. Es mußte geradezu als Pflicht erscheinen, von dem jeweiligen Stande der Sache und den Fortschritten der Methodenforschung in Theorie und Praxis fortlaufend und regelmäßig Rechenschaft zu geben, zumal bereits an vielen Orten Versuche gemacht wurden, die Methode an privaten und öffentlichen Anstalten in Anwendung zu bringen. Aber es war schon ein Mißgriff, daß man gleich zwei Zeitschriften herauszugeben begann, das „Journal für Erziehung", welches mehr wissenschaftliche Ansprüche befriedigen sollte, und die „Wochenschrift für Menschenbildung", die sich an weiteste Kreise wandte. Von der ersteren ist nur jenes einzige Heft erschienen, in welchem die zuletzt erwähnten Schriften Pestalozzis veröffentlicht wurden; die zweite brachte es auf vier Bände, die in den Jahren 1807—1811 so unregelmäßig erschienen, daß die Leser endlich die Geduld verloren und das Blatt wohl aus Mangel an Teilnahme eingegangen wäre, auch wenn nicht Niederer infolge der wachsenden Entfremdung zwischem ihm und Pestalozzi seine Tätigkeit mehr und mehr eingestellt hätte.

Schon die Programmaufsätze, in denen Niederer die beiden Zeitschriften ankündigte[1], waren mindestens im Tone viel zu hoch gegriffen. Es ist geradezu unrichtig, daß die Methode ihrer Idee nach der pädagogischen Willkür „durch Auf-

stellung durch die absoluten Gesetze der menschlichen Natur bedingter Prinzipien und Formen ein Ende machen", daß sie ein entscheidender Schritt sein sollte, „die Empirie zu vernichten" durch das Ergreifen und Fortbilden des „rein in der Vernunft Gegebenen". Pestalozzi hat vielmehr stets den empirischen Gang seiner Forschung nachdrücklich behauptet, wenn es auch gewiß die rein, nicht in der Vernunft gegebenen, aber aus ihr auf dem Wege der Empirie selbst zu entwickelnden Keime der Erkenntnis, des Willens und der Kraft waren, auf die seine theoretische wie praktische Arbeit sich richtete. Abgesehen von dieser Überspannung eines philosophischen Absolutismus, der, dem Geiste Kants fremd, ja entgegengesetzt, in der deutschen Philosophie nach Kant[2] herrschend geworden war, enthält die Abhandlung sachlich viel Richtiges; aber doch fällt auch wieder das als vom Geiste Pestalozzis abweichend auf, daß er diesen nur zu erheben weiß durch eine herabwürdigende Beurteilung der „pädagogischen Zeitkultur", zu der Pestalozzi niemals in sich den Beruf gefühlt hat. Es hatte das um so weniger Sinn, nachdem bereits gewichtige Stimmen für Pestalozzi mit Wärme und Verständnis eingetreten waren, zum Teil, wie Gruner und Trapp, denen bald Guts Muths sich anreihte, unter selbstlosem Eingeständnis früheren Irrtums. Das Werk Pestalozzis verdiente und brauchte gewiß noch weitere theoretische Durcharbeitung; aber auch dazu bedurfte es ernster positiver Leistungen und nicht immer neuer Verfechtung des Prinzips und Aburteilung Andersdenkender von diesem Prinzip aus, für welches doch einmal das Verständnis ihnen abging. Auf keine bessere Weise hätte dieses Verständnis ihnen nähergebracht werden können, als indem man seine Fruchtbarkeit in positiver Weiterarbeit erwies. Dagegen konnte ein leerer Prinzipienstreit zu nichts anderem führen als zu wachsender Verstimmung und gesteigertem Mißtrauen gegen die praktische Brauchbarkeit der Methode. Merkwürdig genug hat sogar Niederer selbst in eben jenem Aufsatze fast genau dies gesagt, indem er das bisherige Schweigen Pestalozzis

über die theoretischen Prinzipien durch die Sätze erklärt: „Die Fortbildner der Sache hätten sie und sich selbst nicht verstehen müssen, wenn sie es unternommen hätten, sich in Erörterungen einzulassen . . . Es gab nur einen Weg gegen solche Gegner: ihren Standpunkt durch die Erhaltung und Fortbildung der Tatsache selbst zu widerlegen.“ Das war in der Tat der sehr triftige Grund, weshalb Pestalozzi bis dahin unbekümmert um die „pädagogische Zeitkultur“ seinen Weg gegangen war; nun, dieser Grund bestand doch ungeschwächt fort. Mochte die Zeitpädagogik zu ihm kommen; sie hatte einen guten Anfang damit schon gemacht; es bedurfte dessen nicht, daß man ihn ihr aufdrängte und, um sie dazu recht willig zu machen, sie erst einmal in Grund und Boden verurteilte. Dies Verfahren war auf alle Fälle nicht — pädagogisch.

Prächtig dagegen ist der Einführungsaufsatz von Pestalozzi selbst: „Aber wozu ein Blatt für Menschenbildung?“ Es ist ein aufrüttelnder und belebender Weck- und Mahnruf, sich der Sache der Menschenbildung anzunehmen, voll überraschender, kraftvoller Bilder und zu Herzen gehender Wendungen, und bei aller unverzagten Kritik des Zeitschlendrians ganz eingetaucht in den unerschütterlichen Glauben an die Unüberwindlichkeit seiner Sache. „Ist denn für die Menschheit, wenn es so ist, alles verloren? Muß es denn, wenn es einmal so ist, ewig so bleiben? Da sei Gott vor. Da ist Gott vor. Die Natur ist Gottes, und das Ewige und Göttliche der Menschennatur ist höher und göttlicher als die ganze übrige Schöpfung. Das Göttliche in der Menschennatur ist ewig wie Gott selber. Ob die Wolken am Himmel sich (sie?) verdunkeln, was macht das den ewigen Sternen? Es bläst ein Wind, die Wolken gehen vorbei, oder sie fallen in nichtige Tropfen auf den Staub der Erde hinunter, und der Himmel ist wieder, wie er vorher war und ewig sein wird . . . Der Held im Kampf mit feindlichem Heere — an seiner Seite werden seine Reihen erschlagen, er selber verwundet — er *schlägt* fort . . . er schlägt immer fort, er ermüdet die Über-

macht, er ermüdet den Sieg, er steht unerschütterlich da: er ist höher als die Übermacht, der Sieg ist sein, eine innere Übermacht, die höher als alle äußere, liegt in ihm selber . . . Suche ihn nicht, gib ihm keinen Namen: die Menschennatur in ihrer höhern Bedeutung ist dieser Held . . . Auch wer Böses tut, ist in der Hand Gottes ein Werkzeug zum Guten, und der Mensch, mitten indem er für das Böse arbeitet, wird durch eine höhere Macht dennoch getrieben, das Gute zu befördern. Er weiß nicht, was er tut: am Ende steht das Gute, das Gott tut, da, und das Böse, das er wollte, ist verschwunden . . ."[3].

Die Wochenschrift brachte, außer einer Reihe neuer Beiträge zur weiteren Durchführung der Methode, teils von Pestalozzi, teils von seinen Mitarbeitern, so bedeutende Stücke aus der früheren Periode wie die damals ganz vergessene „Abendstunde eines Einsiedlers" und den Brief über den Aufenthalt in Stanz; als größten neuen Beitrag aber die Rede über die Idee der Elementarbildung, über die am Ende dieses Kapitels zu berichten sein wird.

3. Ausbildung der Methode. Sprachlehre, Geschichte, Religion. Es ist hier wohl die geeignete Stelle, wenn auch nur in gedrängtester Übersicht Rechenschaft zu geben von der Ausarbeitung der Pestalozzischen Methode im Hinblick auf einzelne Fächer des elementaren und höheren Unterrichts, die von Iferten ausging, an der dann aber die Anhänger der Pestalozzischen Pädagogik im weitesten Umfang sich beteiligten.

Um die Sprachlehre hat Pestalozzi sich bis an sein Lebensende redlich bemüht, leider ohne zu einem ihn selbst voll befriedigenden Ergebnis zu gelangen. Am bedeutendsten ist hier, was er für die früheste Bildung des Kindes geleistet hat. Der feine, anregungsreiche Aufsatz der Wochenschrift: „Über den Sinn des Gehörs in Hinsicht auf Menschenbildung durch Ton und Sprache"[4] gehört ganz in den Zusammenhang des „Buches der Mütter"; er darf von keinem unbeachtet bleiben, der sich von der Bedeutung der Methode

Pestalozzis für die Bildung der Sinne und der Sprache in der ersten Lebenszeit einen Begriff machen will. Der reine Erfahrungsgang, dem Pestalozzi hier durchweg getreu bleibt, macht einen seltsamen Kontrast zu der im Vorwort Niederers[5] übrigens klar und kurz ausgesprochenen „Deduktionsansicht" des Philosophen von Iferten: Die Natur hat keine Zahlen, keine Einheiten, keine Formen . . . der menschliche Geist schafft die Zahl, die Form, die Sprache; darum sind Zahl, Form und Sprache auch trennbar von allen äußern Gegenständen . . . obgleich sie, empirisch betrachtet, als bloße Abstraktionen des Sinnlichen erscheinen. Die eigene Auffassung Pestalozzis, wie sie in der „Gertrud" und früher noch in der „Methode", sicher unabhängig von Niedererscher Philosophie, ausgesprochen war, ist damit, wie ich glaube, scharf getroffen; ganz unpestalozzisch indessen ist die Formulierung.

Ebenfalls in den Zusammenhang des „Buches der Mütter" gehört „Das ABC der mathematischen Anschauung für Mütter, oder Anweisung, die Geistestätigkeit der Kinder an Form, Größe und durch damit verbundene Zeichnungsübungen anzuregen und sie auf bildende Weise zu beschäftigen".[6] Die Ausarbeitung ist von Joseph Schmid, das Vorwort von Pestalozzi. Der Vorzug der mütterlichen Lehre vor der des Schullehrers wird wieder trefflich dargelegt. „Der Lehrer geht gewöhnlich von der Sache, du (die Mutter) gehst vom Kind selbst aus. Der Lehrer knüpft seinen Unterricht an das an, was er weiß, um es das Kind zu lehren. Du weißt deinem Kinde gegenüber von nichts als von ihm selber, und knüpfst alles an seine Triebe und Regungen an. Der Lehrer hat eine Form des Unterrichts, der er das Kind unterwirft. Du unterwirfst deinen Unterrichtsgang dem Kinde und gibst denselben, wenn du es lehrst, ihm hin, wie du dich selbst ihm hingibst. Beim Lehrer entspringt alles hauptsächlich aus dem Verstande. Bei dir quillt alles aus der Fülle des Herzens. Das Kind ist kindlich gegen dich, weil du gegen dasselbe mütterlich handelst; es ist jenes um so mehr, je mehr du dieses bist. *Zu dir geht* der Menschenbildner in die Schule und lernt

Natur im Kinde verstehen und sich ihr unterwerfen, wie du dich ihr unterwirfst. An der Art, wie du der Tätigkeit des Kindes einen freien und liebevollen Spielraum eröffnest, lernt er, ihr einen freien und liebevollen Spielraum eröffnen. Die Form seines Unterrichts ist nichts anders als der mit einfachem Sinn aufgefaßte und dargestellte Gang dieser in deinem Geiste erregten Tätigkeit des Kindes selbst. Von dir, von deiner Handlungsweise, von dem Grundsatze aus, daß dasjenige, was die Natur und Gott in dir an dem Kinde tun, das Fundament der wahren Erziehungsart sei, ist die Methode der Menschenbildung entsprungen."

Noch einige Aufsätze der Wochenschrift sind der elementarischen Behandlung des Sprachunterrichts gewidmet. Ob irgend etwas darin von Pestalozzi selbst herrührt, ist fraglich. Von den vergeblichen Bemühungen Pestalozzis und der Seinen auf diesem Gebiete gibt Henning (1811) nähere Kunde.[7] Mit dem Sprachunterricht, sagt er, „ist man am wenigsten aufs reine, und Pestalozzi sucht noch immer daran." Bemerkenswert sind die Versuche, welche (um eben jene Zeit) Kawerau in Iferten anstellte, und von denen Pestalozzi sehr befriedigt war[8]. Auch v. Türk's Anschauungsunterricht[9] führt ein richtiges Prinzip freilich einseitig durch. Andre haben dann auf freiere Art, doch in wesentlich derselben Richtung weitergearbeitet; und wenn heute dies Gebiet des Unterrichts ungleich befriedigender gestaltet ist, so sind die ersten Anregungen dazu unfraglich von Pestalozzi und seiner Schule ausgegangen. Aber was damals in Iferten erreicht war, konnte freilich nicht genügen.

Pestalozzi hat sich auch Jahre lang abgemüht, für den Unterricht in den alten Sprachen eine seinen Grundsätzen gemäße Methode aufzustellen. Weshalb diese Versuche nicht gelingen konnten, ist leicht zu sehen: weder Pestalozzi noch seine Mitarbeiter besaßen die nötigen fachwissenschaftlichen Kenntnisse dazu.

Am wenigsten Verständnis hatte Pestalozzi für den Ge-s[illegible] ist lehrreich, in Schachts Be-

richt [10] nachzulesen, wie er glaubte, durch Tabellen und Namenregister für dies Fach genügend zu sorgen, und wie dann der treffliche Schacht, der einen recht guten, aber gar nicht Pestalozzischen Geschichtsunterricht im Institut gab, genötigt war, sich gegen solche Veräußerlichung zu wehren. Der große Mann war offenbar selbst ohne Ahnung davon, wie tiefe Grundlagen für einen besseren Geschichtsunterricht er durch seine Forschungen auf sozialphilosophischem, ethischem und religiösem Gebiet tatsächlich gegeben hatte. Es ist merkwürdig genug, daß im Pestalozzischen Kreise, wie es scheint, niemand daran gedacht hat, auf dieser Grundlage eine methodische Bearbeitung dieses wichtigen Faches zustande zu bringen.

Von den Bemühungen um den Religionsunterricht berichtet wiederum Henning [11]. Er bemerkt einsichtig: „Religion ist Lebenslehre und Leben selbst. Das Leben lernt man nur lebend, wie die Kunst . . . Vater Pestalozzi setzt daher so viel, auch von dieser Seite betrachtet, in die richtige und zarte Behandlung des Kindes von Jugend auf. Er wird daher oft ungerecht gegen das Wort, und haßt besonders alles Erklären. Dennoch handelt er selbst in seinen täglichen Morgen- und Abendandachten gegen diesen seinen Grundsatz". Niederer dagegen „trägt in seinem Religionsunterricht meistens zusammenhängend vor, katechisiert wenig und hat auch kein Talent dazu, weil er sich nicht zu dem Standpunkt jedes Kindes herablassen und sich nicht genug in der Seele des Kindes zurechtfinden und Fragen und Antworten danach einrichten kann. Dagegen hat seine Rede viel Tiefe und ergreift und heiligt, wenn sie auch nicht ganz verstanden wird, denn sie erhebt den Menschen in eine höhere Welt". Krüsi liest in den unteren Klassen mit den Kleinen Gellerts Lieder . . . und erzählt ihnen „herzlich und einfach von den heiligen Männern der Geschichte des Alten und Neuen Bundes . . . Also äußerliches, in einer bestimmten Gestalt auftretendes Methodisches des Religionsunterrichts kann ich hier wenig *aufnehmen.*" Niederer wie Krüsi gestehen, „daß sie nicht im

Stande seien, die Methode des Religionsunterrichts vorzuzeigen". Pestalozzi sucht alles allein in der liebevollen Behandlung des Kindes; und Henning ist redlich bestrebt, wenigstens diese in eine Art System zu bringen. Einen Augenblick wird dem frommen Manne zweifelhaft, ob wohl Pestalozzi auch tief genug in das christliche Prinzip eingedrungen sei, da immer nur die Menschheit der große Gegenstand war, in den er sich vertiefte. Und doch bekennt er wieder treuherzig: „Dieses unmittelbare, nicht durch den Begriff vermittelte, herrliche Leben, das im Wesen und im Ewigen ruht und immer nur zum Wesen und zum Ewigen strebt, ist mir in Pestalozzi erschienen wie in keinem Menschen, — und dann sehe ich es noch in den Kindern. Darum sagte Christus auch — nun verstehe ich ihn erst —: wir sollten werden wie die Kinder. Auch in seinen Fehlern und Übereilungen ist mir Pestalozzi darum ehrwürdig." [12]

4. Mathematik. Jakob Steiner. Die eigentliche Stärke des Instituts lag in den mathematischen Fächern. In ihrer methodischen Behandlung brachte es namentlich Joseph Schmid zur höchsten Virtuosität. Sein Vorgehen war äußerst systematisch, und es erreichte sein Ziel mit nie fehlender Sicherheit. Die Schüler erlangten in den Elementen der Zahl- und Raumlehre eine Selbständigkeit, Richtigkeit und Schnelligkeit, die das Staunen aller Besucher und der besondere Ruhm der Iferter Anstalt war. Mit dem Schlagwort „Mechanismus" sind diese großen tatsächlichen Erfolge nicht abzutun; von sehr urteilsfähigen Männern wird vielmehr gerade das ungewöhnliche Maß von Selbsttätigkeit gerühmt, welches die Iferter Zöglinge, auch die schwächeren, in den Übungen des Instituts bewiesen [13]; sie eben war das mit Sicherheit erreichte Ziel dieser so mechanisch erscheinenden „lückenlosen" Durcharbeitung der Elemente, wie die Schmidsche Behandlung der Raum- und Zahllehre (1809—11) sie zeigt. Freilich führte dieser so wirksame Unterricht über die Elemente nicht hinaus; auf den weiteren Fortschritt über diese zu einem eigentlich wissenschaftlichen Betriebe der Mathematik

war das Verfahren von Anfang an nicht berechnet. Schmid selbst hat es nach allem, was wir wissen, über die euklidische Geometrie, die gewöhnliche Trigonometrie und elementare Algebra nicht hinausgebracht. Und auch innerhalb dieser Grenzen wurde die Anlehnung an sinnliche Anschauungen, die sich für die Durcharbeitung der Elemente so überraschend förderlich erwiesen hatte, ohne Zweifel zu lange und zu starr festgehalten, die freiere Entwicklung zum Begriff, das Aufsteigen zu allgemeinen Gesetzen überhaupt kaum ins Auge gefaßt, welches doch das unentbehrliche Mittel ist, um zu den höheren Gebieten der Mathematik aufsteigen zu können; und es wurde, was hiermit eng zusammenhängt, die „Lückenlosigkeit" des Fortschreitens, die in den ersten Elementen gewiß von wichtiger Bedeutung ist, zu äußerlich und dadurch im üblen Sinne mechanisch beobachtet; während dem in den Elementen einmal sicheren mathematischen Denken doch ein freieres Bewegen durchaus möglich und notwendig ist. Das möchte noch mehr zu betonen sein als, was Diesterweg [14] übrigens richtig eingewandt hat: daß, was für den Einen lückenlos, es für den Andern nicht ist und umgekehrt; denn „lückenlos ist diejenige Reihe für einen Lernenden, welche ihm in den vorhergehenden Stufen die Kraft aneignet, die folgende Stufe zu ersteigen." Darum dürfe auch das Lehrbuch den Geist des Lehrers nicht ersetzen wollen; ein fester Stufengang sei von ihm zu verlangen, aber nicht Lückenlosigkeit.

Dagegen ist es kein Tadel, sondern vielmehr das beste Lob des Schmidschen Unterrichts, daß er wesentlich auf Kraftentwicklung, nicht auf bloße Fertigkeit in der praktischen Anwendung, gerichtet war; mag immerhin die letztere etwas mehr als billig in den Hintergrund gedrängt worden sein. In jedem Fall bleibt bestehen, daß die sehr bedeutenden Fortschritte der folgenden Jahrzehnte gerade im mathematischen Unterricht durchweg von Pestalozzi und den Seinigen angeregt und vom Geist seiner Methode auch dann geleitet waren, wenn sie von ihrem Buchstaben sich entfernten. Das gilt *nicht bloß von* solchen Methodikern, die, wie v. Türk, Ram-

sauer, Tobler, Kawerau, selbst in Iferten unter und neben Schmid gelernt und gelehrt haben, sondern es gilt auch von Männern wie Tillich, J. G. Graßmann und den berühmteren Harnisch und Diesterweg, welche alle, wenngleich in freierer Weise, Pestalozzis Grundidee verwirklichen wollten und je in ihrer besonderen Art und Richtung der Verwirklichung näher geführt haben.

Daß aber der mathematische Unterricht nach Pestalozzis Methode das hohe Ziel wirklich zu erreichen vermochte, nach dem er strebte, nämlich, daß das Kind dadurch „selbst Schöpfer seiner ganzen Mathematik"[15] werde, dafür hat den stärksten und schönsten Beweis einer der Zöglinge der Anstalt geliefert, der aus ihr fast unmittelbar als einer der größten schöpferischen Forscher in seinem Fach hervorging: Jakob Steiner[16]. Es muß ja wohl die wahre „Methode" des Unterrichts in einer Wissenschaft mit der Methode, nach welcher die Wissenschaft selbst sich erzeugt und fortbildet, im letzten Grunde so eins sein, daß, wer nach jener in rechter Weise in die Wissenschaft eingeführt worden und dabei mit eigener Schaffenskraft begabt ist, dadurch unmittelbar auch zu selbständigen wissenschaftlichen Schöpfungen angeregt werden muß. Diese zeugende Kraft hat die Methode Pestalozzis an dem genannten großen Forscher bewiesen. Jakob Steiner, geboren 1796 zu Utzenstorf nicht weit von Burgdorf, kam als 19jähriger mit einer mehr als dürftigen Dorfschulbildung sozusagen vom Pfluge weg nach Iferten, wo er nachmals als Hilfslehrer einige Zeit gewirkt hat. In Pestalozzis Anstalt „legte er den Grund zu seinem wissenschaftlichen Wirken sowohl in Betreff seiner speziellen Studien als in Beziehung auf seine Unterrichtsmethode, die den sokratischen Weg verfolgte, wodurch er seinem späteren öffentlichen Vortrag (als Professor an der Berliner Universität) einen besonderen Reiz verlieh. Er erhielt daselbst höchst wahrscheinlich auch die Anregung zu der Untersuchung, wie man, von den einfachsten Anschauungen ausgehend, zu solchen Fundamentaleigenschaften gelangen könne, die den Keim [illegible] der Geometrie ent-

halten [17]." Die Vorrede seines grundlegenden Werks: „Systematische Entwicklung der Abhängigkeit geometrischer Gestalten von einander" (Berlin, 1832) entspricht nach Geist und Buchstaben den Grundsätzen der Pestalozzischen Methode. Er will den Organismus aufdecken, durch welchen die verschiedenartigsten Erscheinungen in der Raumwelt mit einander verbunden sind. Er will sich in den Besitz der Elemente setzen, von welchen die Natur ausgeht, um mit möglichster Sparsamkeit und auf die einfachste Weise den Figuren unzählig viele Eigenschaften verleihen zu können. „Wenn nun wirklich in diesem Werke der Gang, den die Natur befolgt, aufgedeckt wird, so werden alle hier synthetisch entwickelten Resultate sich natürlicher Weise auch durch analytische Hilfsmittel auffinden lassen, was meines Erachtens durchaus nichts Überraschendes in sich tragen kann." Es wundert uns nicht, wenn dieser Forscher sich auch ausdrücklich zu der ebensowohl Pestalozzischen als Kantischen Grundüberzeugung bekennt [18]: daß der Mensch ein Gesetzgeber der Natur, und das Vermögen des Menschen, die Gesetze der äußern Anschauung vorher bestimmen zu können, das Große ist, das man in der Mathematik lernt. Das aber war es, nach seinem eignen Zeugnis, was ihn in dem mathematischen Unterricht des Pestalozzischen Instituts so ergriff und ihn auf die „eigentlich genetische Betrachtungsweise" führte, die, aus der Erkenntnis der „allgemeinen synthetischen Einheit" der mathematischen Wissenschaft und der Ursprünglichkeit ihrer Evidenz, „eine jede Disziplin als einzigen Gedanken behandelt und die einzelnen Sätze nur als Resultate der Entwicklung dieses einzigen Gedankens an ihrem Orte heraustreten läßt."

5. Zeichnen. Der mathematische Geist überwog auch in der Behandlung des Zeichnens und des Gesangs, so sehr, daß das eigentlich Künstlerische darüber nicht zur rechten Geltung kam [19]. Reiche Anregungen für die methodische Gestaltung des Zeichenunterrichts sind von den Pest·
Schülern Buß, Joseph Schmid, Ramsauer ausg

blieben sie, entgegen der vom Meister selbst in der „Gertrud“ ausgesprochenen Warnung[20], unzweifelhaft zu einseitig an den geometrischen Linienkonstruktionen kleben; sie fielen praktisch immer wieder in den Fehler, den sie theoretisch gewiß zu vermeiden bestrebt waren: daß dem Lernenden die Gegenstände der Natur durchaus zwischen geometrischen Linien erscheinen mußten. Allerdings ist die geometrische Linie der unverrückbare Ausgangspunkt eines methodischen Zeichenunterrichts; das bestätigt auf Schritt und Tritt die ganze weitere Entwicklung der Methode dieses Fachs; es genügt an die Namen Stuhlmann und Flinzer zu erinnern. Das echte Sehen oder vielmehr Blicken ist ein Konstruieren des Gegenstands, und die Elemente dieser Konstruktion sind die Elemente der Kantischen „reinen“ Anschauung, also die geometrischen Elemente. Aber doch ist es ganz etwas andres, die Gegenstände mathematisch konstruieren, und sie künstlerisch erfassen, d. h. nicht etwa sie wiedergeben, wie sie in der Natur sind — das wäre wissenschaftliche, nicht künstlerische Aufgabe — sondern sie als die völlig neuen Geschöpfe unsrer eigenen Phantasie ursprünglich produzieren können. Jenes gehört, philosophisch ausgedrückt, dem Gebiete des (endlichen) Begriffs, dieses dem der (unendlichen) Idee an. Anschauung zwar ist dort wie hier die Grundlage, aber Anschauung in wesentlich verschiedenem Sinne. Wäre Zeichnen nichts mehr als den Sinneseindruck in geschärfter, gereinigter Auffassung festhalten und wiedergeben, so wäre der geometrische Weg der einzig richtige. Auch mag das wirklich ausreichen für jede bloß technische Absicht, und auch noch für jene gebundene Kunst, die wohl hier und da noch im Volke lebendig ist, aber eigentlich noch nicht Kunst, wiewohl der Nährboden der Kunst ist. Dagegen das eigentlich Künstlerische ist nicht sowohl etwas mehr, als etwas ganz Andres. Es ist nicht ein bloßes Nachdenken, ein denkendes Nacherzeugen objektiver Gestalten, sondern es ist ein selbsteigenes Dichten, ein dichterisches d. i. frei schöpferisches Erschauen. Jenes mag dazu allenfalls eine Vorbedingung sein, es

muß erst ein gewisser Grad der Sicherheit des Auges und der Hand in der einfachen Aufnahme und Wiedergabe des Vorhandenen erzielt sein, ehe die Phantasie dazu erstarken kann, lebensfähige Gestalten selber zu erschaffen. Aber auf Grund dieser bis zu einem gewissen Grade schon erreichten Sicherheit ist es dann erst die höhere Aufgabe, die Entfaltung der eigentlichen, befreiten und befreienden Phantasie in gesetzmäßige Bahnen zu lenken. Daß für diese ungleich schwerere Aufgabe die methodischen Mittel noch nicht recht gefunden sind, ist leicht begreiflich. Clausewitz, dem die Vernachlässigung der Phantasiebildung in Iferten auffiel, meinte, es gebe vielleicht gar keine Methode, die Phantasie positiv zu fördern; sie wachse am liebsten von selbst, wenn man ihr nur Spielraum lasse. Dagegen erkennt Karl Ritter [21], daß die Phantasie als „das eigentlich Produzierende im Menschen" einer „recht eigentlich positiven Bildung" bedarf, die „in das ganze Leben eingreift"; deren Mittel freilich nicht so in Kompendien zu finden seien, wie die des mathematischen Verstandes, aber darum ebenso sicher bestehen und ebenso konsequent benutzt werden müssen.

Nicht um etwas zu entscheiden, sondern nur um eine weitere Anregung zum Nachdenken zu geben, sei darüber noch so viel bemerkt. Es muß wohl der natürliche Übergang vom Mathematischen und Dynamischen zum frei Künstlerischen im Biologischen gesucht werden; ich meine nicht etwa wieder in objektiver Erkenntnis der Lebensgesetze, sondern im unmittelbaren inneren Mitleben des Lebens, das sich in der Naturform dem Menschen darstellt. Ich meine dies: daß ich die Linie zum Beispiel des mir vorliegenden (lebenden, nicht etwa geometrisch stilisierten) Blattes oder Stengels empfinden muß als Ausdruck eines Lebens gleich meinem eigenen, das, nicht gesetzlos, aber aus eigenem, nicht generellem, sondern individuellem Gesetz sich selber bestimmt, so wie ich, überall da, wo ich mich frei fühle, mich nach eigenem Gesetz individuell bestimme und nicht von außen mir das Gesetz *generell vorschreiben* lasse. Die mathematische Grundlag

damit nicht etwa entbehrlich, sondern sie wird erst recht notwendig: ich muß die geometrische Linie, anschauend und nachbildend, nicht etwa bloß im abstrakten Begriff, kennen und beherrschen, um (im gleichen Sinne) zu erkennen, wie z. B. die Umrißlinie des naturgewordenen Blattes oder Stengels von der geometrischen Linie abweicht; wie weit freilich und warum, in welcher Tendenz gleichsam sie von ihr abweicht, abweichen darf und muß, das kann ich auf bloß mathematischem Wege nicht erfassen wollen; ich muß es, so sagt man wohl, empfinden, d. h. es muß diese Naturgestalt mir leben, mehr: ich muß sie leben; sie muß sich aus meinem eigenen Lebensgefühl mir wiedererzeugen, so daß nun meine Wiedergabe mir nicht mehr bloß ein Ausdruck *ihres* Lebens, das ich etwa als Forscher erkennen und in genauer Abbildung festhalten möchte, sondern mindestens zugleich Ausdruck *meines* Lebens, nämlich meines Lebens im Anschauen dieses Objekts, wird. In *einer* Kunst wenigstens, der Musik, ist ja gar kein solches Objekt in der äußeren Natur da, welches die künstlerische Gestalt bestimmen könnte; also muß wohl überhaupt in eigentlicher Kunst nicht das Objekt der Natur das die künstlerische Gestalt Bestimmende sein; dann aber wird ihr auch auf mathematischem Wege gar nicht beizukommen sein. Die Mittel zwar, die Materie der Darstellung sind immer, auch in der Musik, mathematisch erfaßlich; insofern hat die von den mathematischen Elementen ausgehende Methode ihr begrenztes Recht; aber die frei schaffende Phantasie hat nicht minder ihr Recht, und dies ist, nicht eigentlich in der Grundidee Pestalozzis, aber in der Durchführung, welche seine Schüler ihr gegeben haben, unleugbar zu kurz gekommen, wenn nicht überhaupt vergessen worden.

6. Gesang. Ganz Ähnliches ist zu sagen von Pfeiffer-Nägeli's Gesangbildungslehre. Pestalozzi selbst hat sie in einem kurzen Aufsatze der Wochenschrift [22] empfohlen; sie fand sofort großes Interesse und eifrige, ersprießliche Nachfolge. Doch erwies sie sich schon wegen ihrer zu großen Umständlichkeit für den Schulunterricht nicht verwendbar. Es muß aber

auch gesagt werden, daß sie in ihrem abstrakt synthetischen Aufbau, in der starren Nebeneinanderstellung von Rhythmik, Melodik und Dynamik (die Harmonik fiel ganz aus) und der Vernachlässigung des eigentlichen Liedersingens geradezu unpestalozzisch war. Es war wieder ein offenbares Mißverständnis der Forderung, daß die Kraftbildung dem Erwerb äußerer Fertigkeit vorangehe und als Hauptsache behandelt werde. Nägeli meint geradezu, daß dem Kinde „das Kunstschöne in seiner Vollendung so lange vorzuenthalten sei, bis der Weg der Formbildung zurückgelegt sei"; ja er sieht eine Gefahr darin, daß das Kind vor der Schulzeit und außer ihr Melodieen singe. Das ist dem echten Pestalozzischen Prinzip der Anschauung gerade entgegengesetzt. Gewiß soll auf die Elemente zurückgegangen, es soll der gesetzmäßige Aufbau der Tonlinie aus ihren Elementen, den Tönen und einfachen Tonbeziehungen, zur Klarheit gebracht werden; aber die Kraft soll entwickelt werden in der Ausübung, nicht getrennt von ihr. Und die Gestalt der Tonlinie muß mit der Phantasie erfaßt werden; nur die Kraft der Phantasie nach den eigenen Gesetzen künstlerischer Gestaltung zu entfalten, soll die gleichsam mathematische Konstruktion der Tongestalten vorbereitenden Dienst tun. Der Irrtum Nägelis zeigt eine auffallende Analogie mit jenem Mißverständnis, welches Buß in der „Gertrud" in Hinsicht des Zeichnens so naiv von sich bekennt: daß ihm, als erst das Geheimnis des synthetischen Aufbaus der räumlichen Gestalten sich ihm erschlossen hatte, plötzlich alles zwischen Umrißlinien stand, und in seiner Vorstellung die Umrisse sich von den Gegenständen losrissen, so daß er, wie vorher nur Gegenstände, so jetzt nur Linien sah, und glaubte, diese müßten mit den Kindern unbedingt bis zur Vollendung geübt werden, ehe man ihnen wirkliche Gegenstände zur Nachahmung oder auch nur zur Einsicht vorlegen dürfe. Aber Pestalozzi verwarf das ganz und gar; er geriet über diese „Wegwerfung der Natur um der Linien willen" sehr in Eifer, und [illegible] ht nach, bis Buß ihn besser verstand und [illegible] for-

male und die gegenständliche Anschauung in richtiger Weise zu verbinden. Der gleichen Korrektur bedurfte der an sich gerade wegen der konsequenten Durchführung des Prinzips bedeutende Versuch Nägelis [23]. Den ersten Schritt dazu getan zu haben, ist das Verdienst Ludwig Natorps, der gerade in seinen Abweichungen von Nägeli ein tieferes Verständnis des Pestalozzischen Prinzips beweist. Immerhin blieb noch Jahrzehnte lang ein Mißverhältnis zwischen den Elementarübungen und den eigentlichen Gesangsübungen. Den rechten Ausgleich zwischen beiden zu finden ist die Aufgabe der ganzen seitherigen Fortarbeit an der Methode des Gesangsunterrichts geblieben.

7. Geographie. Karl Ritter. Im naturkundlichen und naturgeschichtlichen Unterricht war durch Rousseau und die Philanthropinisten ein guter Grund gelegt; von Fortschritten auf diesen Gebieten in Iferten ist wenig zu berichten. Dagegen wurde für die Folgezeit sehr bedeutend die von dort ausgegangene Anregung zur Pflege der Heimatkunde; sie nahm auch, was von Naturgeschichte und Naturkunde geliefert wurde, in sich auf. Dies Fach war bereits durch Tobler hoch entwickelt, als kein geringerer als Karl Ritter zu Pestalozzi in Beziehungen trat, die für die Fortbildung der Methode nicht bloß des geographischen Unterrichts, sondern der Geographie selbst als Wissenschaft hochbedeutend wurden. Dies ist nun das zweite merkwürdige Beispiel, wie die „Methode“ Pestalozzis, die nur eine Methode des Unterrichts hatte sein wollen, unmittelbar befruchtend, ja umwälzend auf eine ganze große Wissenschaft wirkte. Von den innigen persönlichen Beziehungen Ritters zu Pestalozzi werden wir bald hören; hier sollen vorerst nur die Zeugnisse zusammengestellt werden, welche beweisen, daß aus den Iferter Anregungen die großen Forschungen Ritters hervorgegangen sind, die in dessen Hauptwerk, der „Erdkunde“, zusammengefaßt sind.

Nach seinem ersten Besuch in Iferten, Herbst 1807, schreibt Ritter im „Neuen Schulfreund“ [24]: „Ich habe die große Freude gehabt, daß ich die Methode der Geographie,

welche ich mir als die einzige wissenschaftliche bei meinem Aufsatze über die geographische Methode[25] denken konnte, hier in ihrem Elementarkursus ausgeführt fand. Tobler ist der unermüdliche Bearbeiter dieses Zweigs der Methode; er hat nach meiner Überzeugung das Verdienst, der Geographie die Basis als Wissenschaft gegeben zu haben, eine Basis, die sie bisher nicht hatte." Und nachdem er in einem ferneren Aufsatz[26] diese Methode ausführlich dargelegt, schließt er: „Zu welchen Resultaten diese rein aufgefaßte Basis der Wissenschaft führen wird, kann kein Gelehrter wissen, nur ahnen; sie wird eine große Lücke ausfüllen, welche bisher in unserm Wissen zwischen Natur- und Menschengeschichte stattfand." Diese „große Lücke" zu schließen, war seinem gewaltigen Werke, der „Erdkunde", vorbehalten. Inmitten seiner Arbeit an dieser, kurz nach seinem zweiten Besuch in Iferten (Oktober 1809), schreibt er[27] an seinen Stiefvater Zerrenner: „Meine erste Absicht bei der Unternehmung dieser Arbeit war, ein Versprechen zu erfüllen, das ich Pestalozzi gegeben hatte: für sein Institut im Geiste seiner Methode die Geographie zu bearbeiten. Wirklich begann ich meine Arbeit, fand aber in der Bearbeitung des geographischen Stoffes nur Stückwerk und Zufälligkeit, also in der Behandlung der Wissenschaft Willkür. Da ich nun im Geiste der Methode . . . jede Willkür verschmähte und das Notwendige suchte, so fand ich es auch, glaube ich, glücklich aus dem geographischen Chaos heraus, und nun wickelte sich mir, da ich einmal den Faden hatte, der ganze verwirrte Knäuel von selbst auf." Und im Hinblick auf das in den Grundzügen bereits vor seinen Augen stehende Werk geht er, um dessen Plan darzulegen, in einem merkwürdigen Briefe an einen Freund[28] völlig von den Pestalozzischen Grundsätzen aus: „Nur in dem Menschen selbst, in der Tiefe seiner eigenen Seele liegen" die Mittel, zum klarsten Bewußtsein seiner geistigen Natur zu gelangen und dadurch Herr seiner selbst zu werden; „seine Bildung muß in dieser Hinsicht von ihm selbst *ausgehen*, und je mehr sie diesen Gang nimmt, nur vom

Ursprünglichen in ihm ausgeht, desto fester, zusammenhängender, in sich selbst begründeter wird der Mensch aus dieser Schule hervorgehen." Aber er muß dann weiter auch alles außer ihm Gegebene: die Natur in ihrer eigenen Gesetzmäßigkeit in sich aufnehmen lernen, „damit zwischen beiden, der Natur und dem Menschen, die steigernde Wechselwirkung stattfinde, welche für den denkenden Menschen, der an eine Bestimmung beider glaubt, Notwendigkeit ist. Einen Versuch zur Vervollkommnung der Bildungsmittel in diesem letztern Bildungsgange zur Weltanschauung zu wagen, war der Zweck gegenwärtiger Arbeit, zu welcher teils eignes Bedürfnis, mehr aber die Aufforderung der Ifertner Freunde und Liebe zur Sache vor allem hintrieb. Der Titel ist: Handbuch der Allgemeinen Erdkunde, oder: Die Erde, ein Beitrag zur Begründung der Geographie als Wissenschaft." Und nachdem er den Gang beschrieben hat, den er in diesem Werke nimmt, heißt es: „Um dieses Ganges willen vom Einfachen zum Zusammengesetzten in räumlichen, zeitlichen und physischen Verhältnissen, und darum, weil hier aus der vorgeführten Anschauung immer erst die Regel oder das Gesetz als Resultat hervorgeht, kann man von dieser wissenschaftlichen Bearbeitung sagen, daß sie im Geiste der Pestalozzischen Methode unternommen ist, und daß sie sich selbst zum methodischen Unterrichte in der Geographie anbietet." Somit war es kein bloßes Freundschaftszeichen, daß er den ersten Band des großen Werks mit Widmung an (GutsMuths und) Pestalozzi, seine „väterlichen Lehrer und teuren Freunde," in die Welt gehen ließ. Die tiefgründige Einleitung weist auf Pestalozzi, wiewohl ohne Namensnennung, hin: „Die Anordnung aller in diesem Werke versammelten Tatsachen muß, um methodisch zu heißen und zu einem natürlichen Systeme zu führen, einen Haltungspunkt, einen idealen Hintergrund haben . . . der ideale Hintergrund . . . beruht auf einer innern Anschauung, die sich aus seinem (des Verfassers) Leben in der Natur und in der Menschenwelt gebildet hat. Durch das Zwiegespräch mit einem großen Manne des Jahrhunderts [29] gelangte sie zum Bewußtsein, und wurde von der einen

Seite als Grundidee in dieser Wissenschaft so aufgestellt, daß, wenn das Rechte vollführt wäre, sie aus allen Teilen derselben zurückstrahlen und sich in andern ähnlichen Naturen wiedererwecken müßte" . . .[30] Noch 40 Jahre nach dem Besuch in Iferten erklärte er dem treuen Pestalozzianer Vulliemin: „Pestalozzi wußte in Geographie nicht, was ein Kind unsrer Elementarschulen weiß; dennoch habe ich von ihm am meisten in dieser Wissenschaft gelernt; denn indem ich ihn hörte, fühlte ich den Instinkt der natürlichen Methode in mir erwachen; er hat mir den Weg eröffnet, und was mir zu tun vergönnt war, schreibe ich mit Freuden ihm als sein Eigentum zu[31]." Vielleicht tut der bescheidene Mann damit ein wenig sich selber Unrecht. Schon die Abhandlung von 1806, die der persönlichen Berührung mit Pestalozzi vorausliegt, ja das „Handbuch von Europa" (1804) läßt die Grundidee seines späteren Werkes im Keime erkennen. Aber daß der entscheidende Anstoß zu ihrer tiefsten Erfassung und strengen und allgemeinen Durchführung von Iferten ausgegangen ist, wird durch die mitgeteilten Zeugnisse unwidersprechlich bewiesen. Daß Ritter und nach seiner Anleitung Henning die Methode des geographischen Unterrichts begründet hat, ist übrigens allgemein anerkannt.[32]

8. Turnen. Endlich darf noch ein Fach nicht übergangen werden, für dessen Bearbeitung gleichfalls von Iferten entscheidende Anregungen ausgingen. Auf die Wichtigkeit des in der „Gertrud" bereits von Pestalozzi geforderten „ABC der Kunst" im Sinne des „körperlichen Könnens" hat Fichte in der neunten seiner „Reden an die deutsche Nation" mit besonderem Nachdruck hingewiesen. Der Drang nach einer planmäßigen Entfaltung der körperlichen Kräfte lag überhaupt in der Richtung des Zeitalters und wurde durch patriotische Gründe unterstützt. Guts Muths und Jahn unternahmen in verschiedener Richtung und Absicht das, was seit jener Zeit bei uns Turnunterricht heißt, in zweckmäßige Bah
lenken. Aber schon um mehrere Jahre

abhängig von jeder zeitgeschichtlichen Nebenrücksicht, hatte Pestalozzi die „physische“ Ausbildung, in dem viel weiteren Sinne, in welchem sie die elementarische Grundlage der Handarbeit (sofern sie auf Muskelübung beruht) mitumfaßt, mit der geistigen und sittlichen in Parallele gestellt und auch in methodischer Hinsicht völlig auf gleicher Linie mit jenen seiner Beachtung gewürdigt. So war es natürlich, daß der weitere Ausbau der Methode in Iferten auch den körperlichen Übungen eine ernste Berücksichtigung zuteil werden ließ. Über die Grundsätze, die dabei leitend waren, gibt der bedeutende Aufsatz der Wochenschrift „Über Körperbildung“ [33] Auskunft. Es ist in der lebenvollen Frische der Darstellung und der Stärke des Ausdrucks wie in dem unverschrobenen, im besten Sinne gesunden Sachverstand ein so echter Pestalozzi, daß man sich über Morfs gegenteilige Annahme [34] nicht genug wundern kann. Das Verdienst Pestalozzis um die Körperbildung haben Sachkenner wie Fr. Iselin [35] und Euler [36] trefflich gewürdigt. So wie die Pestalozzische Gesangbildungsmethode ihre Aufgabe darin sah, nicht den Gesang als etwas für sich Stehendes, sondern in wohlberechneter Harmonie, in „reinem Akkord“ mit allen übrigen Mitteln der Elementarbildung zu entwickeln, so strebt die Pestalozzische Elementargymnastik nicht auf die Virtuosität in bestimmten einzelnen körperlichen Fertigkeiten, auch nicht, wie Jahn und die Seinen, auf den einzigen Zweck der Ausbildung zur Wehrtüchtigkeit, sondern auf eine solche natürliche Entfaltung der körperlichen Kräfte, die mit der gleichzeitigen Entfaltung des Geistes und Willens in wohlberechneter Harmonie stehe. Die körperliche wie die geistige und sittliche Elementarbildung geht von der Frage aus: „Wie gibt die Natur das Kind der Erziehung, und was gibt sie in ihm zu erziehen, oder was liegen in der physischen Natur des Menschen allgemein für Anlagen, die zu entfalten sind?“ Die Antwort lautet: „Die Natur gibt das Kind als ein unteilbares Ganzes, als eine wesentliche organische Einheit ... Anlagen des Herzens, des Geistes und des

Körpers. Sie will entschieden, daß keine dieser Anlagen unentwickelt bleibe. Wo sie wirkt, wo das Kind rein und treu durch sie geleitet wird, da entfaltet sie auch die Anlagen seines Herzens, seines Geistes und seines Körpers zugleich in harmonischer Einheit. Die Entwicklung des Einen ist nicht nur mit der Entwicklung des Andern unzertrennlich verbunden, sondern sie entwickelt auch eine jede dieser Anlagen vermittelst der andern und durch sie. Die Entfaltung des Herzens wird ein Mittel, selbst auch den Geist, die des Geistes, den Körper, und umgekehrt, zu entfalten.“ [37] Pestalozzi sucht demgemäß „eine Gymnastik, durch welche die Körperbildung, geistig betrachtet, selbst ein Mittel der Geistesbildung, sittlich betrachtet, hinwiederum selbst ein Mittel der sittlichen Entwicklung, und ebenso ästhetisch . . . ein Mittel der ästhetischen Entwicklung selbst wird.“ [38] Er zeigt, wie in der frühsten, mütterlichen Erziehung diese innere Übereinstimmung und wechselseitige Unterstützung tatsächlich vorliegt; er sondert dann von dieser in klarer Bestimmtheit die eigentümliche Aufgabe der Schulerziehung, deren unbedingte Notwendigkeit zur Entwicklung der Selbständigkeit des Willens, der Erkenntnis und der Kraft des wachsenden Menschen in dem sich erweiternden Erfahrungskreis auch hier wieder überaus klar ausgesprochen und begründet wird.[39] Und er begreift als den natürlichen Ausgangspunkt der hier nötig werdenden „Erziehungsgymnastik“ eine planmäßig angeordnete, anatomisch und physiologisch genau berechnete Gelenkübung, mit dem letzten Ziele, „der Vernunft und dem guten Willen des Zöglings eine der Natur und den Gesetzen des Körpers angemessene, aber nach diesen Gesetzen unbedingt freie und selbständige Herrschaft über denselben zu verschaffen“, die ihn „fähig mache, jedem Gebot der Pflicht zu gehorchen.“ [40] Er trifft damit völlig, ja überbietet noch, was Fichte in der „Gertrud“ mit Grund vermißte; das Zusammentreffen ist um so bemerkenswerter, da Fichtes Reden damals noch nicht im Druck vorlagen [41], und dieser umgekehrt von dem Pe*lozzischen* Aufsatz damals noch keine Kenntnis, sonderr

bar nur die „Gertrud" vor Augen hatte. Pestalozzi ist mit dieser tiefen und richtigen, übrigens ganz platonischen[42] Auffassung in seinem Zeitalter nicht durchgedrungen; es traf genau ein, was er vorausgesagt hatte[43]: daß man die von ihm vorgeschlagenen Übungen zu einfältig und kindlich finden werde; mehr als das: man fand sie „kleinlich", „langweilig" und pedantisch. Jahn besonders war diese bloße „Rührkunst" viel zu gering; und Raumer schilt in seiner gemütlichen Weise das „unselige Elementarisieren". Doch hat sich, dank dem dauernd warmen und liebevollen Interesse der deutschen Schulmänner für die Körperbildung, das Richtige schließlich von selbst durchgesetzt; wenn, besonders seit Spieß, die sogenannten Freiübungen als die elementare Grundlage des Turnens nicht mehr bestritten werden, so ist das, nach einer Seite wenigstens, genau, was Pestalozzi gewollt hat.

9. Der „Bericht an das Publikum". Diese Übersicht, die auf Vollständigkeit keinen Anspruch macht, lehrt jedenfalls so viel, daß in Iferten sehr ernstlich und mit bestimmt angebbarem Erfolg gearbeitet wurde. Allerdings war alles erst im Werden. Vieles stand wohl in der Idee bereits ziemlich fertig da, aber darum keineswegs auch in der Ausführung. Schon der 1808 erschienene „Bericht an die Eltern und an das Publikum über den gegenwärtigen Zustand und die Einrichtungen der Pestalozzischen Anstalt in Iferten"[44] begeht den Fehler, daß er dies beides nicht bestimmt auseinanderhält. Er gibt einen guten Begriff dessen, was man erstrebte, auch ein ansprechendes Bild der äußeren Einrichtungen. Aber daß im Unterricht das alles wirklich geleistet worden wäre, was der Bericht aufführt, ist ernstlich zu bezweifeln. Die Ziele werden in den einzelnen Unterrichtsfächern durchweg so hoch gesteckt, daß von einer strengen Befolgung der elementarischen Methode dabei nicht die Rede sein könnte, vorausgesetzt, daß der Unterricht in der ganzen langen Reihe der aufgezählten Fächer sich bis zu den ange-
[illegible]enen Zielen wirklich erhoben hätte. Es kann dies nur all-
[illegible]ehr bloß in dem Sinne an-

nähernd eingehalten worden sein, daß neben und nach dem elementarischen Unterricht, auf welchem die Eigenart der Pestalozzischen Anstalt allein beruhte, die reiferen Zöglinge ungefähr auf die bisherige Weise auch in den höheren Unterrichtsfächern geschult wurden; eine äußerliche Verbindung, wie sie etwa Gruner in den „Briefen" vorschwebte, der eigenen Absicht Pestalozzis aber keineswegs entsprach.

Diese Absicht drückt übrigens der Bericht sehr gut aus: Alles Lernen soll „Selbsttätigkeit, freies Erzeugen aus sich selbst, lebendige Schöpfung" sein.[45] Die wahren und allgemeinen Elemente und Fundamente der geistigen Kraftbildung sind zugleich die allgemeinen und unveränderlichen Elemente und Anfangspunkte der Wissenschaften selbst; andere gibt es weder noch kann es sie geben. Das Kind „wird auf den Weg gestellt, den der Erfinder einer Wissenschaft selbst nahm und nehmen mußte"; es wird „in allem, was es lernt, gleich im Anfang in den Mittelpunkt versetzt, von dem aus es sich nach allen Seiten und Richtungen hin frei und ins Unendliche erweitern kann."[46] „Die Elementarunterrichtsmittel haben so tief in das Wesen alles Anwendungs- und wissenschaftlichen Unterrichts eingegriffen, daß es jetzt nicht mehr die Frage sein kann, den Elementarunterricht zu enden und den wissenschaftlichen als für sich bestehend anzufangen. Diese Unterrichtsmittel sind nun auf den Punkt gediehen, daß man ihnen entweder auf dem halben Weg abtrünnig werden und sie ganz verlassen, oder den Anwendungsunterricht und die Wissenschaftslehre ebenfalls wieder ganz an sie anketten muß. Dafür müssen denn freilich die Wissenschaften, oder wenigstens die Art, wie jede von ihnen zu lehren ist, eigens für diesen Zweck bearbeitet werden. Das sind sie aber freilich jetzt noch nicht . . . Diese Bearbeitung ist weder die Sache einiger Jahre noch einiger weniger Menschen." Man müßte sagen dürfen: die notwendigen Kenntnisse werden in Übereinstimmung mit den Elementarmitteln gegeben; sie werden gegeben, gebaut auf die Fundamente des *Geistes,* des Herzens und der Kunst, die sich durch unsere

Elementarmittel in ihnen entfaltet haben. „Nun sind wir aber noch nicht da, dies aussprechen zu dürfen . . .'" Indessen strebt man dahin, und „einige wesentliche Schritte" zu diesem Ziel sind bereits getan.[47] Wohl: aber dann hätte nicht vorher so viel Rühmens gemacht werden sollen von einem höchst vielseitigen und weitgehenden Unterricht in allen jenen höheren Fächern, da doch für die Elementarfächer allein jene methodische Bearbeitung, die den ganzen und großen Vorzug der Pestalozzischen Erziehungsweise ausmachte, bis dahin wirklich geleistet war. Ob für den ganzen Bericht etwa mehr Niederer verantwortlich ist als Pestalozzi selbst[48], wird sich schwerlich ausmachen lassen; ich glaube nicht, daß die Grundansicht, wie sie sich in den mitgeteilten Sätzen ausspricht, unpestalozzisch genannt werden kann; gerade das offene Eingeständnis, daß man „da noch nicht ist", entspricht gewiß Pestalozzis eigenem Gefühl. Eher mag manches Übertriebene in den besonderen Angaben über die Behandlung der einzelnen Lehrfächer auf Niederers Rechnung kommen; ganz gehört wohl ihm die Ausführung über den Religionsunterricht, dessen methodische Bearbeitung ja seiner Obhut besonders anvertraut war.

10. Berichte von Ifertner Zöglingen. Vulliemin; de Guimps. Unter den Berichten von Augenzeugen aus dieser Zeit verdient an die Spitze gestellt zu werden der eines damaligen Zöglings der Anstalt, L. Vulliemin[49]. Er gibt eine köstliche Schilderung des freien, frischen Lebens der kleinen Republik von Knaben, an welchem die Lehrer ganz teilnahmen, und des unauslöschlichen Eindrucks, den „Vater Pestalozzi", in aller Wunderlichkeit seines Äußeren, vor allem durch seine herzliche Liebe auf empfängliche Kinder machte. „Wir liebten ihn alle, denn er liebte uns alle. Wir liebten ihn so herzlich, daß, wenn wir ihn einige Zeit nicht sahen, wir traurig waren und, wenn er dann wieder erschien, die Augen nicht von ihm abwenden konnten." Als Hauptunterrichtsgegenstände nennt Vulliemin, was bemerkenswert ist, nur die bekannten drei, Zahl, Form und Sprache.

„Die Sprache wurde mit Hülfe der Anschauung gelehrt; man lehrte uns recht sehen und eben dadurch uns eine richtige Vorstellung von den Beziehungen der Dinge machen; was wir recht begriffen hatten, konnten wir dann ohne Mühe auch klar ausdrücken. Die ersten Elemente der Geographie lehrte man uns im Freien; wir machten zuerst einen Ausflug in ein abgeschlossenes Tal in der Nähe von Iferten, durch welches der Büron fließt. Man ließ es uns im Ganzen und im Einzelnen betrachten, bis wir von ihm eine richtige und vollständige Anschauung hatten. Dann gab man uns auf, uns mit einem Vorrat von Tonerde zu versehen, die an der einen Seite des Tals in Schichten eingebettet lag; damit füllten wir große Bogen Papier, die wir zu diesem Zweck mitgenommen hatten. Nach der Rückkehr zum Schloß wurden lange Tische unter uns verteilt, und jeder mußte auf dem ihm zugefallenen Teil das Tal, an dem wir soeben unsere Studien gemacht hatten, aus seiner Tonerde im Relief nachbilden. Die folgenden Tage neue Ausflüge, neues Erforschen aus immer höher gelegenen Gesichtspunkten, und allemal weitere Ausdehnung unserer Arbeit. So fuhren wir fort, bis wir das Becken von Iferten ganz durchstudiert, es von dem Gipfel des Montéla, der es ganz beherrscht, im Zusammenhang überschaut und danach unser Relief vollendet hatten. Dann, aber erst dann, gingen wir vom Relief zur Landkarte über, für die wir nun erst das Verständnis gewonnen hatten.“ Es ist das Verfahren Toblers, welches Ritter so hoch wertet, übrigens ganz seinen eigenen Gedanken entsprechend fand. Daß man die Kinder die Geometrie selbst finden ließ, indem man ihnen nur das Ziel angab und sie auf den Weg stellte, und daß man nur im Kopf rechnete, bestätigt Vulliemin; freilich auch, daß vor den fremden Besuchern gewöhnlich nur einige wenige Schüler, die sich in diesen Fächern besonders auszeichneten, vorgeführt wurden.

Kaum minder anziehend ist die Schilderung von Roger de Guimps („aus Iferten“), der der Anstalt in

Lebensjahr (1808—17) angehört und namentlich von den ersten 4—5 Jahren ungeteilt günstige Eindrücke erhalten hat.

11. Frankfurter Beziehungen. Ritter über die Grundidee der Methode. Besonders bedeutsam wurden die neuen Beziehungen, die sich von Iferten nach Frankfurt a. M. in dieser Zeit knüpften. Elias Mieg aus Heidelberg war Erzieher im Hause Willemers; seine nahen Freunde waren zwei andre Erzieher, Engelmann und Karl Ritter, letzterer im Bethmann-Hollweg'schen Hause. Diese Männer alle waren für die Sache der Erziehung und für Pestalozzi besonders erwärmt. Im Sommer 1807 reiste Mieg mit seinem 12jährigen Zögling, dem jungen Willemer, und Engelmann nach Iferten, wo er in einem Privathause wohnte, aber seinen Zögling am Unterricht und am ganzen Leben im Schloß teilnehmen ließ, auch selbst dort Stunden gab und zu Pestalozzi bald in ein sehr herzliches Verhältnis trat. Im Herbst kam auch Ritter dorthin, freilich nur auf sieben Tage (19. bis 26. Sept.), und wurde von allem, was er da sah und erlebte, tief ergriffen. „Mein heißer Wunsch", schreibt er auf der Rückreise[50] an Pestalozzi, „den Dulder und Kämpfer für Wahrheit und Liebe zu sehen, mich an der lebendigen Quelle seines Lebens zu erquicken, ist mir gewährt, und noch mehr: ich habe seine Liebe gewonnen . . . sie hat mich wärmer und reiner lieben gelehrt, sie hat mich gestählt für den Kampf mit der Welt, den jeder kämpfen muß, dem das Leben mehr ist als der Tod." Die Grundidee seiner Methode hat sich seiner bemächtigt „mit unwiderstehlicher, siegender Gewalt", usw. Es ist ihm eine ernste Aufgabe, sich die Bedeutung dieser Idee ganz klar zu machen. In den schon oben benutzten beiden Aufsätzen gibt er davon Rechenschaft. „Pestalozzi geht praktisch von dem in der Anlage zum Menschen notwendigen I d e a l e n und R e i n g e g e b e n e n aus und gründet darauf den Gang seiner Entwicklung des Menschen zur Humanität. Dies scheint mir der Unterschied der ältern Erziehungsmethoden und der Pestalozzischen zu sein." Ihr Wesen ist „absolut(e) innere Notwendigkeit, welche im

lückenlosen, zusammenhängenden Fortschreiten der sich immer höher steigernden Tätigkeit des Geistes besteht. Der Grundidee der Methode wäre es ganz widerstrebend, wenn das äußere Dasein der *Dinge* und ihre Verbindung, das *Materiale*, ihren Gang bestimmen sollte. Unterricht in Kenntnissen und Wissenschaften nach der bestehenden Form kann sie also nicht aufnehmen, obgleich die Methode sie alle in ihrem Wesen ergreifen soll. Alle Zweige des Wissens und Lernens bilden sich daher vom Menschen aus, und jede *reine Anschauung* ist das *Prinzip einer Wissenschaft*, welche durch die tätige Idee im Kinde selbst aufgebaut wird nach den Gesetzen der innern Notwendigkeit. Das Prinzip dieser Wissenschaft ist also *reines Erzeugnis* der Kindesseele; das Regulativ dieser Wissenschaft ist eins mit dem Gesetze seines eigenen innern geistigen Lebens ..... Darin liegt die Allgemeinheit der Methode für alle Völker und alle Stände ... In dieser Idee ... lebt Pestalozzi, der ehrwürdigste der Menschen, mit seinen vertrauteren Freunden wie in der Gewißheit. Ihr geben sie ihr Individuum ganz dahin, verlassen alles, was Ruhe, Bequemlichkeit, Erwerb, Eigentum, Lebensgenuß heißt, um sich ihr zu weihen, und verlieren dadurch, wie Pestalozzi selbst sagte, nichts, sondern gewinnen alles. Pflicht ist es in dieser Angelegenheit des ganzen Volkes für die Vorsteher des Volkes, hinzugehen, zu sehen und zu prüfen ... Sünde ist es, dawider aufzutreten, ohne die Methode in ihrer Wirkung selbst zu kennen, weil ihr Wesen von dem Menschen nur durch Anschauung begriffen werden kann .... Es muß jeder, der sich mit Bildung des Menschen befassen will, mit ihr zur Sprache kommen; er muß sich entweder von ihrer Notwendigkeit überzeugen, oder er muß sie in ihrer ganzen Schwäche einsehen, ehe er mit sich selbst zur Ruhe kommen kann. Ein Mittelweg blieb ihm nach meiner Überzeugung nicht, auch kann er nicht an ihr vorbeigehen; sie ist Sache der Menschheit." [51]

12. Ritters Charakteristik Pestalozzis. Auch ü
die Persönlichkeit Pestalozzis äußert sich Ritter in so f

wie überzeugender Weise. „Er trägt den Menschen für jedes Zeitalter, für jeden Stand, für jedes Alter, für jede Kaste, den Urtypus des menschlichen Menschen in voller Klarheit in sich. Darum fühlt auch ein jeder, der noch reiner Mensch ist, sich so unwiderstehlich zu ihm hingezogen . . . Ebenso erkennt Pestalozzi in jeder Form den wahren Menschen und ist von seiner Würde ergriffen, sie mag sich offenbaren, wo es auch sei. Er wirft sich dem Menschen in die Arme, er liebt ihn, schließt ihm sein Herz auf, ergreift sein Innerstes durch seine Philosophie, die keine Philosophie des Kopfes, sondern des Herzens . . . deren einzige Form der Erscheinung das Leben selbst ist. Darum ist es möglich, ohne Zeitverlust mit dem besten und tiefsten der Menschen so innig in geistige Berührung zu treten. . . . Dies löse dir das Rätsel, wie ich es wagen kann, dir das . . . innere Heiligtum eines Mannes, den nur seltene Jahrhunderte sehen, zu entschleiern . . . Ich bekenne, daß ich nie so von der Würde des Menschen durchdrungen, nie so von der Heiligkeit meines Berufes ergriffen wurde . . . als in den unvergeßlichen Tagen, die ich an der Seite des edlen Schweizers und in dem Kreis seiner seelenvollen Freunde verlebte. Ich kann nie ohne Rührung an den Bund kräftiger Menschen denken, die hier im Kampfe mit der Gegenwart ringen für eine bessere Zukunft, die hier in Liebe und Treue vereinigt vom Morgen bis in die sinkende Nacht für das Heil des Volkes wirken und in der Erhebung des Kindes zum reinen Menschen ihre Belohnung, die Freude ihres Lebens finden.“ [52]

Zwei Jahre später konnte Ritter nochmals kurze Zeit in Iferten weilen. Auch einige seiner damaligen Beobachtungen verdienen wiedergegeben zu werden. „Pestalozzi selbst ist nicht im Stande, in seiner eigenen Methode auch nur in einem Zweige eigentlichen Unterricht zu geben. Für das Einzelne ist er ganz unbrauchbar; aber das Ganze trägt er in sich und weiß es mit einer Kraft und Klarheit mitzuteilen, die jeden sinnigen Menschen weckt und ihn fähig macht, in seinem Sinn zu wirken. Mit Recht sagte er zu mir

in einem Gespräche über sich selbst: Ich kann nicht sagen, daß ich alles das hervorgebracht habe, was ihr da sehet .... Ich kann nicht rechnen, ich kann nicht schreiben, verstehe keine Grammatik, keine Mathematik, keine Wissenschaft; der geringste meiner Zöglinge weiß mehr als ich; ich bin nur der Wecker der Anstalt, und andere müssen eigentlich hervorbringen, was ich denke ... Dies ist in der Tat wahr, und dennoch würde ohne ihn das ganze Werk nicht da sein. Er versteht die Kunst durchaus nicht, ein so großes Ganzes zu dirigieren und zusammenzuhalten; dennoch besteht es. Er ist der sorgenloseste Mensch, der sein ganzes Vermögen aufopferte, der noch jetzt den Wert des Geldes nicht kennt, der weder Buch noch Rechnung zu führen weiß, der jeden unterstützt, wie ein Kind alles hingibt."[53]

Ritters voller, begeisterter Anschluß an Pestalozzi mußte Eindruck machen, nicht bloß, weil er schon damals ein selbständiger Forscher von anerkannter Bedeutung war, sondern auch, weil er die „pädagogische Zeitkultur" sozusagen mit der Muttermilch eingesogen hatte; er hatte von frühester Kindheit an GutsMuths zum Erzieher gehabt, war dann erster Zögling des Salzmannschen Instituts zu Schnepfenthal geworden, in welches zugleich GutsMuths als Lehrer eintrat; als Student in Halle aber hatte er im Hause Niemeyers gewohnt und war so auch zu diesem in enge persönliche Beziehung gekommen. Jetzt gelang es ihm, GutsMuths soweit zu überzeugen, daß er in seiner Zeitschrift, dem schönen Beispiel Trapps folgend, erklärte: „Pestalozzis Methode wird — ich bekenne es — mehr leisten, als wir hoffen und verstehen." Auch gegen Niemeyer verfehlte Ritter nicht sich freimütig über Pestalozzi zu äußern; dieser hat indessen seine kühlere Haltung gegen die neue Lehre nicht mehr geändert. In Frankfurt aber, wo Ritter und Engelmann „das neue Evangelium predigten", wurde Pestalozzi [illegible]
Auch Willemer besuchte Pestalozzi (mit Mario [illegible]
schloß mit ihm herzliche Freundschaft. Er [illegible]
[illegible] *an ihn:* „Der Baum, den [illegible]

starke Wurzeln geschlagen, daß, wenn der Geist die Hand auch nicht mehr belebte, die seiner pflegte und wartete, dennoch kein Sturm den müden Wanderer um die Erquickung bringen wird, in seinem Schatten zu ruhen.[54] Ihr Werk ist durchgeführt, ist unter edlen Menschen begründet, die es mit ihrem Leben zu verteidigen bereit sind." Bei einem zweiten Besuch fand er, es sei in Pestalozzis Nähe viel herrlicher als bei den großartigsten Naturschönheiten, man sei bei ihm viel näher am Himmel als auf den höchsten Bergen.[55] Eine Anzahl der ersten Frankfurter Familien entschloß sich, ihre Söhne dem Pestalozzischen Institut anzuvertrauen, zumal sie dort unter der Obhut eines geborenen Erziehers wie Mieg (der bis 1810 in Iferten blieb) vortrefflich aufgehoben waren. In Frankfurt selbst wirkten Gruner, Nänny, Ebel u. a. in Pestalozzis Geist.

13. Clausewitz. Benzenberg. Mad. de Staël. Im Jahre 1807 machte auch der bedeutende Strategiker General von Clausewitz[56] in Iferten einen Besuch. Als tiefer, philosophisch gerichteter Denker bringt er den Ideen Pestalozzis volles Verständnis entgegen; er begreift, wie Ritter, ganz den Vorzug des Rückgangs auf die letzten Grundlagen und des strengen Festhaltens an diesen auch bei allem Fortschritt zu höheren Stufen, zunächst im mathematischen Elementarunterricht. Der gewöhnliche Mathematikunterricht sei dagegen, obgleich er weiter führe, doch von geringerem Werte, denn das wahre Licht in der niederen Mathematik komme erst aus der höheren.

Günstiger noch urteilte der Physiker und Astronom Benzenberg[57], der im Oktober 1810 in Iferten war. Er stellte den besten Zöglingen sehr schwere Aufgaben, und sie wußten die Lösung nicht sogleich zu finden. Abends um 8 Uhr saß er auf seinem Zimmer und schrieb; da hörte er eine Menge Knaben die Treppe heraufkommen. Es waren die jungen
meter aus dem Schlosse, welche ganz erfreut die Nach-
rachten, daß sie die Auflösung gefunden, und die an-
die *sie nicht* gefunden, begleiteten sie, um wenigstens

die Freude mit ihnen zu teilen. Die Auflösung wich von der gewöhnlichen ganz ab, sie war verwickelter, allein sie war richtig . . . Es waren immer die besten Köpfe der Klasse, aber es waren auch Aufgaben, mit denen sich große Mathematiker beschäftigt haben. Dann suchte er sich ein paar Schüler aus, die am weitesten zurück waren. Sie hatten den Beweis des Pythagoreischen Lehrsatzes vergessen; nach einer halben Stunde hatten sie ihn wiedergefunden, jeder einen andern; obwohl sie nebeneinander saßen, hatten sie nicht nach Schülerweise zusammen Rat gepflogen; jeder konnte den von ihm gefundenen Beweis vollständig verteidigen, und Benzenberg sah, daß sie den Boden gut kannten, auf dem sie standen. „Im Rechnen muß man die Knaben nicht examinieren wollen, denn sie haben eher eine Aufgabe fertig gerechnet, ehe man sie selber kaum angefangen hat, und es ist schwer ihnen nachzukommen. So erhalten sie Zutrauen zu ihrem eignen Verstande und werden zu jeder Art von Papsttum verdorben." Vom Unterricht in der Geographie sagte Benzenberg zu Pestalozzi, daß er ganz vortrefflich sei: „indes, wenn ich einen Jungen hier hätte, so wäre es mir lieber, daß er keinen hätte, als diesen." — „Schwig still", sagte Pestalozzi, „du hescht en bösch Muhl!" Die Meinung Benzenbergs war, daß ein solcher Unterricht für die Knaben — zu gut sei.

Auch mit Madame de Staël in Coppet kam Pestalozzi in gute Beziehungen. Sie besuchte das Institut im Januar 1808; sie bewunderte hauptsächlich die ernste Aufmerksamkeit der Kinder im Unterricht und die vollkommene Freiheit, die sie in ihrer Erziehung genossen, die völlige Entbehrlichkeit der gewöhnlichen Mittel der Belohnung und Bestrafung. An dem seltsamen Äußern des Mannes nahm sie so wenig Anstoß wie an dem ungebundenen Wesen der Zöglinge.[58]

14. Kirchenrat Schwarz. Noch darf nicht unerwähnt bleiben der Besuch des Kirchenrats Schwarz aus Heidelberg im Jahre 1808. Dieser in seiner Zeit hoch angesehene, neben Niemeyer vielleicht einflußreichste deutsche Pädagog *hatte schon* 1803 eine Schrift: „Über die Anwendung der

Pestalozzischen Methode in Volksschulen" veröffentlicht, in der er nur in sehr bedingter Weise Pestalozzi einiges zugestand, in der Hauptsache an den ihm durch eine lange und schöne Erziehertätigkeit erprobten Basedow-Rochow'schen Grundsätzen festhielt. Aber es ließ ihm keine Ruhe; er fühlte, wie einst Gruner, die Notwendigkeit, sich durch eigene Anschauung ein genaueres Urteil über Pestalozzi zu bilden. Er reiste nach Iferten, blieb mehrere Wochen und wurde Pestalozzi und seiner Sache herzlich zugetan. „An Ihr Werk schaue ich hinauf so wie an Ihren Geist, und mein Gemüt ist größer geworden, seitdem ich dieses konnte."[59] Er hat nicht den ganzen Pestalozzi, wohl aber einige seiner entscheidenden Ideen sich zu eigen gemacht. Pestalozzi, urteilt er später, hat eine neue Bahn gebrochen; er will durch Übung der Kraft im kleinen Kreise, an wenigen Objekten, von früher Jugend auf, in jedem Stande den Menschen zu seinem Besten, zu seinem göttlichen Berufe hinführen; jeder soll zu seiner Selbstkraft erwachen und durch das wahrhafte Selbstgefühl zur edelsten Anwendung derselben gelangen. Keines unserer bisherigen, sowohl theoretischen als praktischen Erziehungssysteme hat diesen Gedanken so rein und klar erfaßt. Wenn der Pestalozzianismus vergessen ist, so wird Pestalozzi selbst und seine Idee der Menschenbildung nur desto mehr in der Wirksamkeit und in der Anwendung glänzen. — Die Pestalozzische Methode wollte den Menschen ganz sich selbst geben; das Kind sollte vom frühsten an in den Mittelpunkt seiner Kraft und Tätigkeit versetzt werden . . . Seine Schüler hielten sich zu einseitig an die Form; das hatte die Folge, daß auf die anfängliche Überschätzung eine ebenso ungerechte Zurücksetzung der Methode erfolgte; doch werde allmählich wohl eine ruhige Würdigung platzgreifen. Schwarz hat besonders das Pestalozzische Prinzip der Anschauung (mit im ganzen zutreffendem Verständnis) und das der „erzeugenden" (konstruktiven) Methode angenommen.

15. Erste Beziehungen zu Preußen. Am folgenreichsten aber wurden die Beziehungen, welche sich, ebenfalls

noch in der Glanzzeit des Ifertner Instituts, zur preußischen Regierung anknüpften. Schon im Jahre 1803 war der Kriegsrat Himly in Berlin in einer eigenen Schrift mit Wärme für Pestalozzi eingetreten.[60] Aber weder diese Schrift noch der an sich sehr freundliche, aber nicht unbedingt zustimmende Bericht des Domkandidaten Sohaux[61], der mit dem Prediger Jablonski 1802 in Burgdorf gewesen war, reichte hin, das bei der damaligen Regierung obwaltende Vorurteil gegen Pestalozzi zu entwurzeln. So stieß Plamann bei dem Versuch, eine Pestalozzische Anstalt in Berlin zu begründen, anfangs auf große Schwierigkeiten.[62] Indessen setzte er es durch, im Herbst 1805 sein Institut in vorerst kleinem Umfang zu eröffnen. Über das mangelnde Entgegenkommen der Regierung tröstete ihn damals Pestalozzi: „Ich verdenke es der Regierung gar nicht, daß sie in Erziehungssachen bedenklich ist. Das Heer der Erzieher belagert sie seit einem halben Jahrhundert, immer unter Paukenschlag und Trompetenschall, und wenn die guten Regierungen dann bezahlt hatten, so verloren sich die Pauker und Trompeter sogleich, und es war gewöhnlich darauf eine große Stille . . . Wir wollen uns forthin in stiller Bescheidenheit nicht an sie, aber an den Menschensinn und das Menschenherz wenden, wo wir dieses immer finden. Heil uns, wenn uns dieses hören wird. Die Regierungen werden uns dann hernach hören . . . Ich bin sicher, daß der preußische Staat immer einer der ersten sein wird, der entschiedenen Erfahrungen nicht nur mit Festigkeit Gerechtigkeit widerfahren läßt, sondern sie dann auch mit Kraft benutzt.“[63]

Nicht von Berlin, sondern vom Schuldepartement der neuen Provinz Südpreußen wurde (ebenfalls 1803) Jeziorowski nach Burgdorf entsandt, der dann in verschiedenen Stellungen für Pestalozzis Sache wirkte. Berichte darüber wurden an die Berliner Regierung gesandt; aber der König, besonders voreingenommen durch eine gegen Pestalozzi gerichtete Schrift des reaktionär gesinnten Gymnasialdirektors Snethlage, fand, es sei für eine Einführung der Pestalozzischen Methode jetzt noch zu früh; man dürfe nie vergessen

daß man es hier „mit der schätzbaren Volksklasse zu tun hat, die zeitlebens mit Handarbeit von früh bis spät beschäftigt . . . sein und bleiben wird." Lesen, Schreiben, Rechnen, Religion und Kirchengesang sei für diese völlig hinreichend; wer den Kindern dieser arbeitsamen Klasse mehr aufpfropfen und selbst diese wenigen Gegenstände über einen sehr mäßigen Grad anbauen wolle, mache sich eine vergebene und undankbare Mühe, ja er handle dem wahren und großen Interesse dieser genügsamen Menschen, der Ruhe der Gemüter, dem Fleiße und der Emsigkeit im Berufe, und damit dem Wohle des Staates entgegen usw.[64]

16. Fichtes Reden. Die ernsten Lehren des Jahres 1806 brachten eine tiefe Wandlung hervor. Die Königin Luise schöpfte in der Zeit der Trübsal Trost aus Pestalozzis Schriften; und ihre warme Verehrung für ihn verfehlte nicht, auf den König zurückzuwirken. Er erklärte jetzt: „Zwar ist der Staat an äußerer Macht und äußerem Glanze gesunken, aber wir wollen und müssen dafür sorgen, daß wir an innerer Macht und innerem Glanze gewinnen. Und deshalb ist es mein ernstlicher Wille, daß dem Volksunterrichte die größte Aufmerksamkeit gewidmet werde."

Bei solcher Stimmung konnte der ernste Mahnruf Fichtes[65] in den „Reden an die deutsche Nation" nicht ungehört verhallen. Sein hochsinniger Entwurf der Idee einer wahren Nationalerziehung, seine ernste Mahnung an die Staatsmänner, daß es „allein die Erziehung sei, die uns retten könne von allen Übeln, die uns drücken" (11. Rede), mußte tiefen Eindruck machen. An Pestalozzis „schon in glücklicher Ausübung befindlichen Unterrichtsgang" aber, erklärte er, müsse diese Nationalerziehung sich anschließen (9. Rede).

Zwar läßt sich nicht sagen, daß er dessen Absicht erschöpfend verstanden habe. Aber über einige Hauptsachen wenigstens ist er sich klar. Er begreift als letzten Quell von Pestalozzis Bestreben den „unversiegbaren und allmächtigen und deutschen Trieb: die Liebe zu dem armen, verwahrlosten Volke . . . . Er wollte bloß dem Volke helfen; aber seine Er-

findung, in ihrer ganzen Ausdehnung genommen, hebt das Volk, hebt allen Unterschied zwischen diesem und einem gebildeten Stande auf, gibt, statt der gesuchten Volkserziehung, Nationalerziehung, und hätte wohl das Vermögen, den Völkern und dem ganzen Menschengeschlechte aus der Tiefe seines dermaligen Elends emporzuhelfen." Er begreift nicht minder, daß Pestalozzi an die Stelle des bisherigen blinden Herumtappens eine feste und sicher berechnete Kunst der Erziehung setzen will, „wie auch wir es wollen und wie deutsche Gründlichkeit es notwendig wollen muß." Er sieht, richtiger als die meisten, daß Pestalozzi unter der „Anschauung", die er zur Grundlage dieser Erziehungskunst erhebt, nicht die „blindtappende und betastende Wahrnehmung", sondern ein „freies Bilden", ein freies „Entwerfen von Bildern" verstand. Seinem ABC der Anschauung zwar, welches er übrigens in der Grundtendenz anerkennt, möchte er ein „ABC der Empfindung" vorangehen lassen, welches vielleicht Pestalozzi bei seinem „Buche der Mütter" dunkel vorgeschwebt habe.[66] Irrtümlich setzt er voraus, daß Pestalozzi in zu unbefangenem Glauben an die Aussage der abgelaufenen Jahrtausende im Lesen und Schreiben die besten Hilfsmittel der Belehrung, in der Sprache das Mittel gesehen habe, unser Geschlecht von dunkler Anschauung zu deutlichen Begriffen zu erheben; da doch die Bekanntschaft mit dem Wortzeichen der Deutlichkeit und Bestimmtheit der innern Erkenntnis für den Erkennenden selbst durchaus nichts hinzufüge, sondern diese bloß in den völlig verschiedenen Kreis der Mitteilbarkeit für andere erhebe. Und, während er sich zu dem Prinzip der Vereinigung des Lernens mit der körperlichen Arbeit mit Nachdruck bekennt, ist er doch andrer Ansicht über die Art dieser Vereinigung. Indessen haben diese Reden mächtig gewirkt, auch Widerstrebende auf Pestalozzi hinzuweisen und namentlich bei der damals von hohen Gesinnungen beseelten Regierung Preußens den Entschluß zur Reife zu bringen, mit der Prüfung und Befolgung der Ideen Pestalozzis Ernst zu machen.

17. Entsendung preußischer „Eleven" nach Iferten. Es erfolgte i. J. 1808 die heilsame Reorganisation der obersten Behörden. Der leitende Staatsmann, Freiherr vom Stein, war von der Wichtigkeit der Aufgabe einer vertieften Volkserziehung durchdrungen. Er stellt sich deutlich auf den Boden der Pestalozzischen Prinzipien, wenn er in seinem berühmten Abschiedsschreiben (24. Nov. 1808) eine „auf die innere Natur des Menschen gegründete Methode" fordert, durch die „jede Geisteskraft von innen heraus entwickelt und jedes edle Lebensprinzip angereizt und genährt, alle einseitige Bildung vermieden" werde. Die gleichen Gesinnungen hegte Wilhelm von Humboldt, der an die Spitze der Unterrichtsverwaltung trat, und dessen Räte, Süvern und Nicolovius. Die Berufung des letzteren namentlich, den innige Freundschaft mit Pestalozzi selbst verband, wurde entscheidend für den Einfluß, den dessen Ideen seit dieser Zeit auf das Schulwesen Preußens gewannen. „Endlich", schreibt Nicolovius an Pestalozzi am 19. September 1808,[67] noch vor seiner Ernennung zum Staatsrat, „endlich, mein alter, ehrwürdiger, nie vergessener Freund, erlebe ich die Freude, einige Strahlen deines Lichtes hierher in mein fernes Vaterland geleitet zu sehen. Was ich an deiner Seite in Neuhof träumte, was wir in vielen Briefen berieten, soll nun geschehen als Werk der allgewaltigen Not. Auch hier hat die zerstörend einherschreitende Zeit alles zertrümmert, und mutige Männer fangen den Wiederaufbau an, und sorgen, daß das Neue besser werde als das Alte. Du erhältst hier ein Schreiben von dem neuen Chef des geistlichen Departements. Antworte bald und sage ihm alles, was nützen und frommen kann. Du findest offene Ohren und bereitwillige Hände." Es war die vorläufige Anfrage des Ministers von Schrötter betreffs der beabsichtigten Entsendung geeigneter junger Männer nach Iferten, die sich dort mit dem Geiste der Pestalozzischen Erziehungs- und Lehrmethode erfüllen und dann zur Verpflanzung derselben in die Schulen Preußens mitwirken sollten. Nachdem Pestalozzi die gewünschte Aus-

kunst gegeben, erfolgte am 31. Januar 1809 die Eingabe der Sektion im Ministerium des Innern für den öffentlichen Unterricht an den König; sie empfiehlt ausdrücklich[68] die Einführung der Pestalozzischen Lehrart, „welche nunmehr die Proben der Zweifel und tätlicher Schwierigkeiten lange und rühmlich genug bestanden hat, um alle in mechanischer Gewohnheit nicht befangenen wissenschaftlichen und ausübenden Erzieher und Lehrer für sich zu vereinigen. Ihr Wesen besteht darin, daß sie nicht ein mechanisches Anlernen und Ausüben gewisser Kenntnisse und Fertigkeiten bezweckt, sondern die innerste Grundkraft der menschlichen Natur in allen den verschiedenen Zweigen ihrer Äußerung umfassend in Anspruch nimmt und dem Entwickelungsgange der Natur gemäß folgerecht bildet und stärkt." Die Sektion schlägt vor, fähige junge Männer nach Iferten zu schicken, „welche daselbst aus der Quelle schöpfen und Geist und Herz zum vollkommenen Erziehungsberufe ausbilden sollen". Dies alles wurde genehmigt. Jubelnd schreibt der Staatsrat Nicolovius an Pestalozzi[69] (13. Februar 1809): „Wir werden aufleben in deinem Licht, und du wirst auch in uns Wunderkräfte wecken. Die Regierung und der König persönlich sind ganz entschieden für die allgemeine Einführung der Methode." Pestalozzi antwortet (10. März): „Ich werde nicht sterben, ohne daß die Frucht, die ich gesäet, sich ihrer Reife nähere. Mein Vater im Himmel, der mein Werk rettet, hat es jetzt auch dem Herzen deines Königs nahe gebracht. Ich werfe jetzt mein Auge auf ihn und nähre wieder Hoffnungen, die ich kaum mehr in mir selber nähren durfte . . . Gott gibt auch den Königen diese Kraft" (die „Kraft des Menschenherzens, die nur aus Unschuld und Willenlosigkeit hervorgeht"), „aber freilich nicht durch das Blendwerk des Glanzes ihrer Throne. Er gibt sie ihnen, wenn er die Höhen dieses Blendwerks in ihren Grundfesten erschüttert und ihre Reiche unter ihren Füßen erbeben wie nichtiger Staub, den der Atem einer höhern Macht mit einem leichten Hauche aufhebt und wehet, wohin er will. Ich hoffte mein Leben durch auf einen König, dem diese Kraft gegeben

wäre; ich fand ihn nicht, seine Zeit war noch nicht da. Jetzt ist sie da .... Du hast ihn gefunden ... Dein Los ist an einen schönen Ort gefallen. Mag er mit Dornen bestreut sein: du verehrst den ewigen König, der eine Dornenkrone trug. Der, dem du auf Erden dienst, trägt auch eine solche, und er fühlt jetzt, daß er sein Volk nicht beglückte und sein Volk ihn nicht segnete, ehe ihm Gott sie auflegte. Edler, Edler, welche Ahnungen erheben mein Herz! Was kann Friedrich Wilhelm seinem Volke, was kann er der Menschheit werden, wenn er nur will! Und er will es .... Ich träume mir jetzt Friedrich Wilhelm als den Helden der Liebe, den das Menschengeschlecht gegen die einseitige Heldenkraft des Schwertes heute mehr als je bedarf ..."

Es wurden zunächst drei „Eleven", Preuß, Kawerau und Henning, später noch einige, im ganzen zehn junge Leute entsandt; zwei von diesen, ein Pole Kzionzek und der schon ältere Marsch, bewährten sich nicht; die übrigen, von denen namentlich noch Dreist genannt zu werden verdient, erwiesen sich des in sie gesetzten Vertrauens vollauf würdig. Sie haben in den Jahren 1810—12 in Iferten mit treuem Eifer studiert und später in ihrer Heimat, besonders am Seminar in Bunzlau, wo Henning, Dreist und Kawerau wieder vereinigt wurden, mit schönem Erfolg gewirkt.

18. Süvern. Die ausführlichen Briefe, in welchen die Eleven von ihrem Leben und ihren Studien der Sektion, insbesondere dem Staatsrat Süvern Rechenschaft geben mußten, enthalten des Anziehenden und Belehrenden genug und verstatten tiefe Einblicke in das Leben der Iferter Anstalt. Süvern selbst versteht ihre Aufgabe in einem hohen Sinne.[70] „Nicht eben das Mechanische der Methode sollen Sie dort erlernen, das könnten Sie auch anderswo und lohnte der Kosten fürwahr nicht; auch das nicht soll Ihr Höchstes sein, die äußere Schale derselben durchbrochen zu haben und in ihren Geist und innersten Kern gedrungen zu sein, bloß der Geschicklichkeit zum Unterricht halber. Nein, erwärmen sollen Sie sich an dem heiligen Feuer, das in dem Busen glüht des

Mannes der Kraft und der Liebe, dessen erreichtes Werk noch immer unter dem geblieben ist, was er ursprünglich wollte . . . Unbefangen hingeben sollen Sie sich dem freien pädagogischen Leben und Wirken, das dort herrscht wie nirgendwo, das täglich neue, interessante Erscheinungen treibt, täglich zu den bedeutendsten Versuchen Gelegenheit gibt; einwirken lassen sollen Sie auf sich die kräftige, herrliche Natur in der schönen Zeit, da Sie für ihre Eindrücke noch am empfänglichsten sind. Und diese Zusammenwirkung der Natur und der in heiligem Kreise geschlossenen, erwachsenen und jugendlichen Menschenwelt des Instituts soll in Ihnen entzünden jeden Funken des Geistes und Gemüts, der noch schlummert, und Sie umspielen, bis sie Ihr Innerstes trifft und Sie sich finden und erkennen, der Mensch sei nur eine einfache Kraft, die auf die mannigfaltigste Weise im Individuum sich gestaltet, und mit dem Sinn für jede eigentümliche Gestaltung die Liebe zu ihr Ihnen aufgeht und der Trieb, sich ihr anzuschließen und in ihrer Entwickelung sie zu leiten, bis auch sie, nicht durch Zufall, sondern durch besonnene Wartung befreit, dahin kommt, sich selbst zu finden und zu erkennen und, nun ihr eigener Vormund, sich vollends bis ins Unendliche selbst zu bilden und nie wieder sich zu verlieren. Ist diese pädagogische Weihe über Sie gekommen, so wird auch der Unterricht als bloßer Unterricht für Sie verschwinden, Sie werden ihn sehen in dem innern Zusammenhang seiner notwendigen Teile, in der Wechselbeziehung des einen auf den andern, und wieder in der Wirkung jedes einzelnen auf die Gesamtkraft, die der Mensch heißt und eine Ausstrahlung der Urkraft der Welt, der Gottheit ist. Vollendet werden Sie sein, wenn es Ihnen klar ist, daß und wie die Erziehung eine Kunst, und zwar die höchste und heiligste sei, und wie sie zusammenhange mit der großen Erziehungskunst der Völker, ja eins mit ihr sei." Tiefes Verständnis des Kerns der Pestalozzischen Absicht, aber auch der Grenzen der Durchführung dieser Absicht beweist Süvern, wenn er wiederholt erinnert,[71] daß „gerade das Eleme

tarische in allen Wissenschaften nicht das Leichteste ist, daß die tiefste Kenntnis der Sache zu einer gründlichen Bearbeitung derselben für den Elementarunterricht erforderlich und anhaltendes Studium dazu unerläßlich ist." Das aber sei gerade „das Charakteristische der Pestalozzischen Methode, daß sie so fruchtbar für die wissenschaftliche und industriöse als gedeihlich für die humane Bildung ist und den Trieb des Wissens nicht mit loser Speise verwöhnt, sondern durch die kräftigste Nahrung stärkt; und diesen Charakter muß jeder Leitfaden für einen der in ihrem Zyklus liegenden Unterrichtszweige an sich tragen, so daß er die Prüfung so gut des Mannes vom Fach als des gründlichen Pädagogen aushält, und er der Ausflucht Zellers für seine Bücher nicht bedarf: die Herren am Schreibtisch könnten sie nicht beurteilen." Die Eleven gingen auf die großen Intentionen ihrer Regierung mit vollem Verständnis ein. Wohl mit Grund durfte der treuherzige Dreist einem solchen Vorgesetzten schreiben[72]: „Die väterlichen Briefe aus Berlin müssen uns wohl alle offenherzig und redselig machen wie die Kinder; ich habe nie geahnt, daß solch Verhältnis und solche Mitteilung zwischen der obern Behörde und den Abhängigen stattfinden könne, und sollte dies Verhältnis wirklich ein neues sein, so gebe Gott, daß auch das Neue, das not ist, daraus geboren werde."

19. Aus den Briefen der „Eleven". Dreist fiel in der Pestalozzischen Anstalt im Anfang besonders „das eigentümliche Leben der Kinder, das Zusammenleben der älteren und jüngeren" in die Augen. „Immer bleibt die Idee hier auch über der Wirklichkeit, aber gewiß sind die Kinder durch dieses Leben bei aller Freiheit und Wildheit doch so bescheiden, leicht zu lenken und kindlich fromm, von dem Anstriche u n s e r e r Schulen frei."[73] Nirgends kann man weniger zerstreut sein, nirgends Konvenienz und Scheinleben mehr verlernen und verachten lernen als hier .... Man lernt hier, welch ein mächtiges Szepter die Liebe führt ... Nirgends hat sich ein so großer Kreis von Menschen ver-

sammelt, die ohne Neid und besonderes Interesse dasselbe wollen und suchen.[74] Derselbe später[75]: „Die ungeheure Schwierigkeit im Beruf des Erziehers liegt meistens in der Schwierigkeit der ausharrenden, ausdauernden Liebe, darin, daß der Erzieher nicht des Kindes Vater ist . . . Eine Erziehungsanstalt als Nachbildung, als Kopie des herrlichen Originals, der wahren Familie, bleibt also die schwierigste Aufgabe . . . . Es ist nicht um Einführung einer Methode, sondern um Erregung einer Gesinnung zu tun. Pestalozzi hat dadurch so viel Leben erregt, weil all sein Reden, Schreiben und Tun aus den Erregungen tiefer Lebensanschauungen hervorging." Und Henning[76]: „Mag die hiesige große Anstalt auch immerhin viele Mängel haben und Pestalozzis Idee gar nicht entsprechen, eins, was sie vielleicht vor allen Erziehungsanstalten Europas auszeichnet, bleibt ihr doch, nämlich die heilige Liebe, die hier in den Herzen so mancher Lehrer wohnt, die das Heilige in jedem Kinde erkennt und den aufwachsenden Menschen mit Ehrfurcht und Liebe in Gott behandelt . ." Den Mangel an einem „durchgreifenden regierenden Oberhaupt und an der Disziplin" erkennt er wohl; „der Ton des Hauses ist Freiheit und Edelsinn — nur an Gehorsam . . . fehlt es den Kindern durchaus. Gesetze müssen bei so vielen sein — hier sind keine . . . Man hat hier, wie nirgend, Gelegenheit, zu versuchen, was man über freie Menschen durch Wahrheit und Liebe vermag."

Es war schon die Zeit der heftigen Stürme, die durch den bösen Zwist zwischen Schmid und Niederer über das Institut hereinbrachen. Die wackeren Preußen ließen sich keinen Augenblick irre machen; wenn sie es auch schmerzlich empfanden, daß sie „nicht mehr an Schmids Herz glauben" konnten[77]: sie standen nur um so fester zu Pestalozzi selbst; sie verließen ihn nicht, gerade da so mancher, auf den er fest gebaut, ihm untreu wurde. Und sie sahen sich belohnt für ihre Treue: „Ein wunderbar aufstrebendes, kraft- und liebereiches Leben erblüht jetzt hier nach den Stürmen", schreibt *Dreist* (14. Januar 1812). „Die Nacht ist vorüber, und am

Morgen findet der Gärtner die Blumen nicht geknickt, sondern gereinigt vom Staube, lieblicher duftend, reiner strahlend und begrüßend. Und an diesem Morgen stehen Ihre Preußen, fähig und würdig befunden der Hülfe, neben den edlen Menschen hier." [78]

Auch an dem weiteren Ausbau der Methode haben die trefflichen Männer redlich mitgearbeitet. Schon war zu erwähnen Kaweraus Bearbeitung des Sprachunterrichts; Dreists scharf eindringende Bemerkungen zu Nägelis Gesangbildungsmethode, an deren Fortbildung er auch weiterhin tüchtig mitgearbeitet hat [79]; Hennings Zusammenwirken mit Ritter zur Verbesserung des geographischen Unterrichts, und desselben Bemühungen um den Religionsunterricht.

20. August Zeller. Gleichzeitig mit der Entsendung der Eleven wurde der eifrige Pestalozzianer Carl August Zeller zur Leitung eines Schullehrerseminars nach Königsberg berufen. Er war der größte Virtuose in der Einschulung des Äußeren der Methode. Er hatte zuerst (1806—8) an dem durch den Ratsherrn Rusterholz in Zürich ins Leben gerufenen Pestalozzischen Normalinstitut mit großem Erfolg gewirkt, war dann vom Könige von Württemberg berufen worden, um in Heilbronn eine ähnliche Anstalt zu begründen, hatte jedoch hinterher nicht die Unterstützung seitens der Regierung gefunden, die er sich versprochen, und war daher gern bereit, dem Rufe der preußischen Regierung zu folgen [80]. Seine Heranziehung erwies sich leider als ein Mißgriff. Pestalozzi warnte sogleich [81]: seine Sache sei noch nicht reif, sie zu schnell als Staatssache allgemein zu machen. „Zeller hat euren Ruf angenommen. Von einer Seite bin ich froh, sehr froh; aber wärest du nicht da, könnte ich nicht frei mit dir reden, ich wäre nicht froh. Ich habe persönlich große Achtung für Zeller; er ist Wecker der Nationen für Bildung und Bildner selber, in meinen Augen ein wunderbarer, im Mechanismus des Lesens, Schreibens, Singens und zum Teil auch der Sprache; aber wie er ist, würde er stillstellen und in täuschender Befriedigung einschlummern lassen viertels- und

achtelsgebildete Menschen im Wahn, sie seien ganz gebildet, weil die Viertels- und Achtelsbildung schnell wirkt. Er ist überhaupt in der Methode in einen Formalismus geraten, auf dem er sich in den untern Punkten fixiert und ruht . . Je größere Resultate Zeller mit einem halben Jahr hervorbringen wird, je nötiger ist es, daß ihr den Punkt genau kennt, auf welchem er dann nicht weiter kann . . . Er setzt euch ein wunderbares Werk in den Dunstkreis . . . er weckt das Leben mit Allmacht — für eine Stunde. Wie von der galvanischen Säule berührte getötete Frösche zappeln, also zappelt, von seinem Zauber berührt, halbtotes Volk, als wär' es lebendig . . . Zeller bewegt dir in einer Stunde das ganze Königreich; aber er gefahret in der zweiten niemand zu finden, der mit gleicher Gewalt das nötige Folgende anschließt an das Eingezauberte." Wenn je eine Prophezeiung buchstäblich eingetroffen ist, dann diese. Nichts hat die Sache Pestalozzis in Preußen so geschädigt wie die Wirksamkeit dieses flachen und äußerlichen, dabei eitlen und hochfahrenden Mannes. Die Regierung erkannte auch sehr bald ihren Irrtum und war nach Kräften bemüht, das Wirken des Mannes, dessen sie sich nun nicht leicht wieder entledigen konnte, wenigstens in unschädlichen Grenzen zu halten. Aber sie konnte nicht hindern, daß etwas von dem gerechten Mißfallen, welches Zellers Auftreten erregte, auf die „Methode", die er vertreten wollte und in dem Äußerlichen wirklich vertrat, zurückfiel.

21. Der preußische Pestalozzianismus. Die Haltung mancher ausgezeichneter preußischer Schulmänner, so Ludwig Natorps, ihre deutliche Abwehrstellung nicht gegen Pestalozzi, aber gegen den überstürzten Pestalozzianismus, d. h. in erster Linie gegen Zeller, ist durchaus unter diesem Gesichtspunkt zu beurteilen. Es findet sich in den Briefen Süverns an die Eleven[82] ein hartes Wort des bedeutenden Mannes über das Wirken Natorps und seiner Genossen in der Provinz Brandenburg: „Sie wollen da ein synkretistisches Gebräu von Pestalozzischer, Rochowscher und *weiß ich von* sonst noch welcher Methode versuch

Natorp[83] war aus der Schule Niemeyers hervorgegangen, er hatte auch Berührung mit Guts Muths und Salzmann, und er traf in der Provinz Brandenburg, wohin er 1809 aus seiner westfälischen Heimat auf Anregung des Freiherrn vom Stein und v. Vincke's durch W. v. Humboldt berufen war, überall die Spuren des segensreichen Wirkens v. Rochows an. Er war andrerseits mit Pestalozzis Ideen früh vertraut geworden und hatte sie nach den entscheidenden Seiten ganz in sich aufgenommen; er hat den Leseunterricht und besonders den Gesangsunterricht der Volksschule in einer Weise bearbeitet, die durchaus als dem besten Geiste der Pestalozzischen Methode entsprechend anerkannt werden muß. Sein Bestreben, „an das bisherige Gute das in der neuesten Zeit gewonnene und bewährt gefundene Bessere auf eine nicht stürmische Weise anknüpfen zu helfen", verdient nicht den Tadel des Synkretismus, d. h. eines prinziplosen Zusammenwerfens, sondern es war eine einfache Notwendigkeit für einen Verwaltungsbeamten, der nicht eine neue Schule in einer ganzen Provinz auf einmal aus der Erde stampfen konnte, sondern auf Grund der in Wirksamkeit stehenden Einrichtungen mit den verfügbaren Kräften zu arbeiten genötigt war.

Natorp erkennt völlig die Pestalozzischen Grundsätze an: daß die intensive Bildung der extensiven vorgeht; daß es auf Ausbildung der Kräfte und nicht auf bloße Aneignung einer bestimmten Summe von Wissen, Kenntnis und Geschicklichkeit ankommt; daß auf jener die Weckung der Selbsttätigkeit beruht, die endlich so weit führen muß, daß der Schüler nur noch der methodischen Anleitung zum eignen Lernen bedarf. Er stellt in genauer Sonderung dem Verfahren Rochows das Pestalozzis gegenüber[84] und erkennt scharf die Grenzen der Rochowschen Lehrweise; er weiß und betont, wie viel tiefer und umfassender Pestalozzis Absicht ist. Er nimmt vor allem ganz die Forderung eines „nach psychologischen Grundsätzen bestimmt abgemessenen Stufenganges" des Un-
ichts an, woran es bei Rochow hauptsächlich fehlte. Und
ndern bei diesem den Unterricht in der Formen-

lehre und dem darauf gegründeten Zeichnen vermißt, von welchem wieder der Schreibunterricht nur ein Teil sei, der bei Rochow ebenfalls zu kurz gekommen und nicht methodisch genug bearbeitet sei, so beweist er sich durch dies alles als Pestalozzianer im bestimmtesten Sinn. Er hat ebenfalls in der Zucht ganz Pestalozzis Grundsätze angenommen, bis zu der Konsequenz, daß, im Ideal wenigstens, alle positive Belohnung und Bestrafung entbehrlich werden, daß die Schüler nicht sowohl mit einander, als mit sich selbst wetteifern müßten. Und wenn er gegen Zellers Mechanismus sich mit allem Grunde verwahrt, so hat er dagegen Pestalozzi selbst gegen den gleichen Vorwurf warm in Schutz genommen [85]: dieser habe niemals eine Schule als ein Maschinenwerk und die Unterweisung als ein maschinenmäßiges Getreibe angesehen und behandelt wissen wollen, vielmehr gehe sein Hauptbemühen dahin, allen geistlähmenden Mechanismus aus den Schulen zu verbannen. Er hat ebenso mit starker Betonung die Idee der Nationalschule im Gegensatz zu der Aufstellung besonderer Schulen für besondere Klassen der Gesellschaft hochgehalten, wie er auch eine Verschiedenheit der Schulen nach dem kirchlichen Bekenntnis uneingeschränkt verwirft. In diesem allen, und das heißt doch, in allem Wesentlichen, ist Natorp in der Tat und Wahrheit Pestalozzianer; er hat das „bisherige Gute" nur ebenso anerkannt und gewissenhaft genutzt, wie Pestalozzi selbst es allzeit anerkannt hat in Rousseau, in Rochow, in den Philantropinisten, und wie eine gerechte Beurteilung es auch in dem von Niederer hart mitgenommenen Niemeyer wohl wird anerkennen müssen. Ich hebe gerade Natorp hervor, weil sein Beispiel typisch ist zugleich für die damalige Praxis der preußischen Volksschulverwaltung und für das, was für die besten Praktiker zu jener Zeit die leitenden theoretischen Gesichtspunkte waren; ist es doch eben Natorp, der in dem berühmten Süvernschen Entwurf eines preußischen Unterrichtsgesetzes den die Elementarschule und die allgemeine Sta
schule betreffenden Teil ausgearbeitet hat.

Völlig die gleichen Gesinnungen zeigt ein Bericht des Superintendenten Neumann zu Lossow[86] über die Verbindung des Rochowschen mit dem Pestalozzischen Lehr- und Disziplinarsystem. Natürlich beurteilt der Praktiker die Methode nach dem, was sie bisher geleistet und wie sie sich in der Praxis selbst bewährt hat; dies vorausgesetzt, wird man auch, was über die Grenzen dieser Leistung gesagt ist, als zutreffend anerkennen müssen. Die Überlegenheit Pestalozzis aber in der großen Hauptsache wird auch von diesem Praktiker unumwunden anerkannt, und auch seine Verbesserungsvorschläge sind in Pestalozzischem, nicht in Rochowschem oder Niemeyerschem Geiste gedacht.

Wir sehen hier die Anfänge eines neuen, eigenartig gestalteten *preußischen Pestalozzianismus* vor uns. Dieser erhielt neue Nahrung vom Plamannschen Institut her, welches nach der Wendung von 1808 sich auch von Seiten der Regierung wirksamer Unterstützung zu erfreuen hatte. Zwar Plamann selbst war und blieb immer strenger Pestalozzianer; aber seine bedeutendsten Lehrer, Friesen, Jahn und Harnisch, vereinigten sich zu einer freieren Auffassung der Pestalozzischen Erziehungsgrundsätze, der später gerade auch die in Iferten ausgebildeten preußischen Schulmänner, wie Dreist, Kawerau, Henning, dann Ramsauer und Blochmann beitraten. Es verdienen die bezeichnenden Äußerungen von Harnisch und Blochmann[87] darüber nachgelesen zu werden. Diese, in den folgenden Jahrzehnten neben Harnisch besonders durch Diesterweg vertretene Richtung, nicht Zeller noch der strenge schweizerische Pestalozzianismus gewann den bleibenden Einfluß auf die preußischen Seminare und durch diese auf das ganze preußische Volksschulwesen; und ähnlichen Einfluß gewannen die frei aufgefaßten Pestalozzischen Grundsätze in den meisten andern deutschen Staaten.

Im Rückblick auf dies alles darf man wohl mit Diesterweg[88] ausrufen: „Was für ein Aufschwung auf dem päda-
·te gleichzeitig mit dem politischen von 1807

bis 1813 und darüber hinaus! Man denke an die Mahnungen von Stein, Nicolovius und Süvern, man denke an die pädagogischen Ideen Fichtes in seinen Reden an die deutsche Nation! Ist ein Gleiches oder Ähnliches schon dagewesen? Alle diese Männer schöpften aus der einen Quelle am Fuße der Alpen — von der man jetzt (1857) sagt, daß sie ungesundes Wasser gegeben!" In der Tat, die preußische Schule, die deutsche Schule, die Elementarschule aller fortschreitenden Völker der Erde müßte sich selbst vergessen, wenn sie Pestalozzis vergäße, sie müßte sich selbst aufgeben, wenn sie dem Geiste, der von Iferten ausgegangen ist, je untreu würde.

22. Die Lenzburger Rede. Das Prinzip. Einheit der drei Grundkräfte. Jetzt auf der Höhe seines Wirkens, unternahm Pestalozzi nochmals alles zusammenzufassen, was er über seine Erziehungsgrundsätze wie über die Hoffnungen ihrer Verwirklichung in seiner Anstalt auf dem Herzen hatte, in der großen Rede „Über die Idee der Elementarbildung." Sie wurde vor der von Pestalozzi begründeten „Schweizerischen Gesellschaft der Erziehung" am 30. August 1809 zu Lenzburg gehalten, aber für den Zweck der Veröffentlichung in der „Wochenschrift" von Niederer stark überarbeitet, namentlich erweitert durch rein theoretische Ausführungen und zahlreiche Zusätze polemischer und apologetischer Art, die nicht nur der ursprünglich von Pestalozzi gehaltenen Rede, sondern zum Teil auch dem Geist und Ton Pestalozzis fremd sind.[89] Pestalozzi hat die Rede in dieser Gestalt schon gleich nach ihrem Erscheinen nicht völlig als die seine anerkannt. Er schreibt an Nicolovius[90]: Meine Rede in Lenzburg ist gedruckt. Du wirst den mitarbeitenden Niederer darin in jeder Zeile erkennen. Man hat Unrecht, ihn mir entgegenzustellen. Ich bedarf seiner und finde in keinem Menschen mehr umfassende Klarheit dessen, was ich suche und ahne, als in ihm. Indessen wollte ich freilich gern, er hätte in seinem Leben auch so wenig gelesen wie ich; unsere Ausdrücke wären dann nicht so himmelweit von einander verschieden. Es wirklich sonderbar, daß Gedanken, die sich im Wesen so

sind als ein Ei dem andern, oft auf unserer Zunge eine so ungleiche Gestalt annehmen. Ich arbeite jetzt an einer zweiten Darstellung meiner Ideen, die ich für richtiger halte als meine Rede." Es ist eine Schrift über die „Naturgemäßheit der Erziehung", die in den Briefen der nächsten Jahre mehrmals als so gut wie fertig erwähnt wird, aber nie erschienen noch in ihrer ursprünglichen Gestalt erhalten ist, vielleicht aber den theoretischen Ausführungen im „Schwanengesang" zu Grunde liegt. Kann hiernach diese Rede nicht in allen Teilen bedingungslos als Ausdruck der eigenen Überzeugungen Pestalozzis angesehen werden, so ist doch seine Denk- und Redeweise von der Niederers so scharf geschieden, daß, wer mit beiden genügend vertraut ist, mit leichter Mühe die echt Pestalozzischen Bestandteile herauskennt. Unser nachfolgender Bericht beschränkt sich nach Möglichkeit auf diese.

Die Rede stellt zuerst[91] das Prinzip der Elementarbildung auf, untersucht dann[92] die besonderen, als elementar anzusehenden Bildungsmittel, und zwar zunächst die intellektuellen Elementarmittel: Zahl, Form und Sprache. Die letztere wird hier, scharf zutreffend, bloß als „allgemeine Darstellungskraft alles dessen" bezeichnet, „was durch den Umfang aller Fundamente und aller Quellen der menschlichen Erkenntnis in uns entfaltet worden ist."[93] „Und hier ist offenbar, daß sie ebenfalls, wie Zahl und Form, selbständig und von den Gegenständen, an denen sich ihre Kraft übt, unabhängend, mit beiden gleichartig und gemeinsam wirkend, dabei aber in ihren Entfaltungsmitteln ihrer Natur nach an den Gang der ihr vorhergehenden Entfaltungsmittel der menschlichen Kräfte gebunden" ist. „Der Gang, durch den das Kind reden lernt, und der, durch den es denken lernt, muß also einer und derselbe sein", was durch einen Blick auf die Sprachbildung des Kindes, ähnlich wie in der Abhandlung über die Bildung des Gehörs, erläutert wird. Hieran schließt sich eine Kritik der verfehlten Auffassungen, en Pestalozzis Buch der Mütter begegnet war. Dann wird ergang zur sittlichen Bildung gemacht, und zwar durch

eine sehr klare Darlegung der notwendigen Übereinstimmung in der Entwicklung aller Grundkräfte der menschlichen Natur: „Es ist indes nicht genug, daß die Grundsätze und die Ausführung der intellektuellen Elementarbildung sich nur in Hinsicht auf die geistige Natur und Entwickelung des Menschen bewähren. Sie müssen sich auch ebenso notwendig durch ihre allgemeine Übereinstimmung mit den übrigen Anlagen und Fähigkeiten desselben rechtfertigen. Sie müssen nicht nur mit dem Entfaltungsgange der letztern überhaupt in Harmonie stehen, sondern auch ihn ansprechen" und befördern. „Verhält sich dieses mit der intellektuellen Elementarbildung wirklich so? Ist sie vor allem aus mit der sittlichen Natur des Menschen, ist sie mit den wesentlichen Tatsachen, welche die Geschichte der Menschheit im Gang ihrer sittlichen Entwickelung aufstellt, in vollendeter Übereinstimmung?" Diese Übereinstimmung besteht wirklich, und zwar ist der Mittelpunkt, von dem sie ausgeht, nicht die intellektuelle, noch weniger die physische, sondern die sittliche Kraft unsrer Natur, woraus folgt, daß „die intellektuelle Bildung an sich schon den Menschen sittlich in Anspruch nimmt."[94]

23. Lenzburger Rede: Die Elementarbildung im Verhältnis zum Christentum und zum Volkstum. Es wird gezeigt, daß die intellektuelle Elementarbildung mit der Grundidee des Christentums, als der reinsten Darstellung der Sittlichkeit, welche die Geschichte der Menschheit aufweist, im Einklang steht. Beide stimmen vor allem überein in der Allgemeinheit der Ansprüche der Menschennatur auf die Entfaltung ihrer sittlichen wie intellektuellen und Kunstkräfte, die sie behaupten. Beide gehen von dem Gedanken aus, „daß alle Kinder der Menschen vor dem Angesichte des Vaters der Menschen gleich sind, und daß er, indem er seine Gaben unter sie austeilt, nicht darauf achtet, ob eines derselben eine Handvoll Erdenkot mehr als das andere in seiner Hand habe. Auch der gute Mensch achtet die höhern Gaben des Geistes und des Herzens mehr als alle irdischen Gaben des Glücks und hält sie seiner

heiligsten, seiner treusten Pflege mehr wert, als die andern. Oder wäre er ein guter Mensch, wenn er das nicht täte? Ist es denkbar, ist es möglich, daß ein Mensch, der die Ordnung Gottes liebt und das Wort: Was Gott tut, das ist wohlgetan, ein einziges Mal mit reinem Herzen ausgesprochen, um des Orts willen, an den Gott diese guten Gaben hinlegt, sie verschmähen und sie nicht mehr für eine gute Gabe, sie nicht mehr seiner Pflege würdig achten könnte? Nein, fände er sie auch im elendsten, verachtetsten Winkel des Landes: der gute Mensch fühlt, wo sie immer ist, daß sie Gottes gute Gabe und seiner Achtung und Wartung würdig ist. Er erkennt sie, wo er sie immer findet, als eine Art höhern, göttlichen Eigentums. Der niedere, der der Selbstsucht hingegebene Mensch, wenn er den Namen Eigentum hört, erhebt sich in aller Lebendigkeit seines beschränkten Sinnes: Ja, das Eigentum muß man achten, schützen und bauen, in wessen Hand es sich auch immer befindet, sonst geht die Erde zu Grunde. Armer Mensch, du hast freilich Recht; aber Gottes höhere Gaben sind der Menschen höheres Eigentum, und man muß sie achten, schützen und bauen, in wessen Hand sie sich immer befinden, sonst geht die Menschheit zu Grunde. Und doch dächte ich, das Eigentum ist um des Menschen, und der Mensch nicht um des Eigentums willen da. Und wenn Erziehung und Staatskunst Hand in Hand schlagen, daß dieses letzte nicht zu Grunde gehe, sondern Zins trage, in wessen Hand es sich immer befindet, so soll doch, ob Gott will, auch das Herz der Bessern beim Gefühl der Verwahrlosung unsres Geschlechts in Rücksicht auf das erste, auf das höhere Eigentum unserer Natur sich in seinem Innersten zum hohen, menschlichen Bestreben erheben, daß auch Gottes höhere Gaben des Geistes und des Herzens in ihrer Mitte allgemein die Pflege und Achtung finden, die der Erdenkot so wesentlich bedarf und so allgemein findet.“ [95] Danach handelt die Elementarbildung. Sie ist aber darum nicht „als Treiberin mit ihrem pädagogischen Stecken“ hinter dem Volk und den Kindern her, „sondern sie setzt einen ebenso

großen Vorzug darin, dasjenige anzuerkennen, was das Volk schon vor ihr in Absicht auf die Entfaltung seiner Kräfte ist und was es durch die Natur, durch Not und Bedürfnis, die es wecken, darin zum voraus hat. Sie findet, unabhängig von ihr selbst, in der ursprünglichen Volksweisheit wahre menschliche Weisheit, in der ursprünglichen Volkskraft wahre menschliche Kraft, und schätzt neben dem gelehrten Witz den Mutterwitz, neben dem gelehrten Verstand den gesunden Verstand, und neben dem vornehmen Lebensgenuß den persönlichen und häuslichen Freudengenuß des Volks . . . Wahrlich, wenn der Gedanke, die intellektuelle Elementarbildung gehöre nicht für das Kind des Armen im Lande, irgend einen vernünftigen Sinn hätte, so müßte er darin liegen, daß der einfache Naturmensch durch die starken Eindrücke seiner ebenso einfachen, aber kraftvollen Lage diejenige menschliche Bildung lebendig und urkräftig findet, die durch seine unnatürlich verschränkte Existenz dem sogenannten Gebildeten und Glücklichen entzogen ist und ihm auf anderm Wege ersetzt werden muß.“ [96]

24. Lenzburger Rede: Das Kind der Methode. Die Vergleichung der Idee der Elementarbildung mit der Grundidee des Christentums wird weiter durchgeführt im Sinne des „praktischen Urprinzips“ des Christentums, welches auch die erstere verwirklichen möchte: erst das Innere zu reinigen, damit das Äußere rein werde. Darum können „keine äußeren Beweggründe, die nicht rein aus der Natur der menschlichen Kräfte hervorgehen, auf die wahrhaft elementarische Entfaltung dieser Kräfte einigen realen Einfluß haben“; keine Rücksicht auf die „äußern, zufälligen Folgen“, Ehre und Schande, ja auch nicht das „idealische träumende Bewußtsein“ seiner geistigen (wie dort seiner sittlichen) Kraft, sondern nur das reine Gefühl der „Augenblickshandlung“ selbst ist der „rein menschliche Reiz zum Fortschritt“; der der Menschheit würdige Lohn dieses Fortschritts. Das Kind der Methode vergleicht sich mit keinem Menschen, sondern „nur mit sich selbst. So wie es sich in sittlicher Hinsicht nur fragt: Bin ich durch

die Verehrung Gottes, bin ich durch die Übungen meiner sittlichen Kräfte heilig? und nie: Bin ich dieses mehr als ein Anderer?." so auch in intellektueller Hinsicht. „Wer das blitzende Auge des griechischen Jünglings, wann er sein heiliges Wort: Heureka, ich habe es gefunden, aussprach, sich zu denken vermag, und wer das Auge meiner Zöglinge gesehen hat, wann sie im Augenblicke der Auflösung eines ihrer Probleme ihr unaussprechlich erhebendes „Ich hab's" aussprechen und sich froh fühlen wie Engel, . . . ist ganz gewiß weit entfernt, zur Belebung der höchsten sittlichen und geistigen Anstrengung der schwachen, träumerischen Mittel der Ehre und Schande und der Nacheiferung zu bedürfen. Die Menschennatur ist Gottes, sie ist eine göttliche Natur . . . Das Menschliche in unserer Natur wird nur durch das Göttliche, das in ihr liegt, wahrhaft entfaltet." [97]

Daran schließt sich eine hübsche Betrachtung über die so viel verbreitete Meinung, daß in den Schulstunden ein ganz andrer Geist herrschen müsse als in den Frei- und Spielstunden. „Sie sondern den Unterricht von der Erziehung und fordern sogar für den Sprachunterricht einen andern Geist als für den Unterricht in der Mathematik, und für den in der Naturgeschichte einen andern als für den in der Gesanglehre. Aber der Geist der Erziehung muß in jedem Augenblick der nämliche sein, und da der Geist des Unterrichts in jedem Falle mit dem Geist der Erziehung ein und ebenderselbe sein soll, so muß auch der Geist des Unterrichts in jedem Fache des Unterrichts der nämliche sein. So in der Spiel- und dann wieder in der Schulstunde. Gibst du dem Kinde in der Schulstunde im ganzen Leben seines Seins und Wesens Nahrung, wie . . . in der Spielstunde . . ., so ist dein Kind in deiner Schulstunde belebt wie in deiner Spielstunde. Es braucht wahrlich in dieser keine andern Gesetze und keine andern Grundsätze als in jener. Das Kind der guten Mutter lebt in jeder Stunde des Tages in gleichem Geist, es lebt in der Arbeitsstunde wie in der Spielstunde sein ganzes, befriedigtes Leben. Und Erzieher, menschlicher Erzieher, soll

es in deiner Unterrichtsstunde sein Leben nur halb haben? ... Du mußt die nach ihrer Entfaltung hungernde Seele des Kindes speisen und nähren, wie es seine eigene Natur fordert, und nicht, wie die Launen böser Eigenheiten oder Verirrungen dich gelüsten machen ... Doch was will ich sagen? Von zehn Schulmeistern, die in diese traurige Verirrung versinken, sind vielleicht neun, die mit ihrer Schule ebenso hart und ebenso unnatürlich beladen sind, als ihre Schulkinder mit ihnen."[98] Es folgt eine herbe Klage über die bisherige Lage der Schulerziehung. Dann lenkt die Betrachtung zur Bedeutung des Christentums für die Erziehung zurück. Die hier folgenden Ausführungen wie auch die unmittelbar daran angeknüpften über den Religionsunterricht lassen wieder Niederers eigentümliche Ansicht mehr als die Pestalozzis erkennen.

25. Lenzburger Rede: Gegen E. M. Arndt. Bemerkenswert aber ist die Verteidigung gegen Ernst Moritz Arndts Bedenken, daß die Elementarbildung „ihren Zögling zu früh aus dem heiligen Dunkel der Ahnung der Wahrheit und des frommen, vorgreifenden Glaubens herausreiße." Das tut die Methode nicht: „Sie läßt ihren Zögling die Erquickung der Nacht genießen wie das Leben des Tages, aber sie läßt ihn auch das Leben des Tages nicht verschlafen .... Der Mann der Methode glaubt, die Menschenaugen seien für die Sonne geschaffen und das Menschenleben bedürfe des hellen Tages, und die Menschheit würde im ganzen bei der Lampenordnung, die in Krankenzimmern für Menschen, die an den Augen leiden, gut sein mag, nicht wohl fahren."[99] Ein zweiter Vorwurf ist, daß die Methode „ihre Bildungsmittel nicht genug an die Wahrheit der Verhältnisse des persönlichen und häuslichen Lebens und des wirklichen Seins der Menschen anketten wolle". Das beruht aber nur darauf, daß man die einzelnen Mittel der Bildung nicht in ihrem natürlichen Zusammenhang betrachtet hat, auf den doch gerade die Elementarmethode das größte Gewicht legt. In der Tat hat Pestalozzi von Anfang bis zuletzt kaum einen an-

deren Punkt seiner Lehre so stark betont wie das Fußen auf der „Tatsache“ des wirklichen Lebens des Kindes, vor allem des häuslichen Lebens. „Die Methode müßte sich selbst verlieren, sie müßte aus ihrem Wesen heraustreten, wenn sie jemals dahin kommen sollte, die reine Quelle ihres Seins zu verlassen und träumerisch . . . außer dem Geleise dieses Lebens und seines bildenden Seins eine Befriedigung und ein Glück zu suchen, das sie in diesem Kreise sich so leicht und so sicher selbst gibt.“ [100] Die weitere Ausführung hierüber wie über die anderen Vorwürfe, denen die Elementarmethode begegnete, ist wieder echt pestalozzisch.

Es wird dann noch [101] die Bedeutung der Methode für die Kunstbildung erwogen, die in Pestalozzis Vorstellung, wie wir wissen, aufs engste mit der Körperbildung, der Gymnastik zusammenhängt. Man empfindet hier freilich, daß er auf diesem Gebiete nicht ganz zu Hause ist; seine Betrachtungen, so viel Gesundes sie enthalten, berühren kaum das Eigentümliche der Kunstbildung; sie fassen im Grunde nur die intellektuellen und sittlichen Voraussetzungen zu ihr ins Auge.

26. Lenzburger Rede: Die Ausführung der Idee in seiner Anstalt. Dann geht die Untersuchung zu der anderen Hauptfrage über: Ist es etwa überhaupt ein vergebliches Bestreben, durch eine bessere Erziehung, wie sie diesen Grundsätzen entspräche, die Menschenkraft zu erhöhen? Hat die bisherige praktische Wirksamkeit der Methode, hat die Anstalt Pestalozzis gehalten, was sie versprach? Hier fordert Pestalozzi vor allem, daß man das „beschränkte Tun seiner Individualität“ vom „Ideal seines Zweckes“, daß man den wirklichen, positiven Zustand seiner Anstalt von dem sondere, was durch die vollendete Elementarmethode geschehen könnte. [102] In sittlicher, intellektueller und physischer Hinsicht empfängt die Anstalt die Kinder nicht mehr rein so, wie sie aus der Hand der Natur hervorgegangen sind. Auf eine gesunde häusliche Erziehung hat die Methode sich stützen wollen; diese gesunde häusliche Erziehung aber

ist meist nicht vorhanden. Die Anstalt strebt erst dahin, „die Menschen den Wert des häuslichen Lebens wieder fühlen und sie seiner reinen Kräfte wieder teilhaftig zu machen.“ [103] Und an sich vermag auch ein Erziehungshaus, „vom Vatersinn ausgehend und wirkend auf Kindersinn“, dahin zu gelangen. [104] Indessen sah man sich bald vor die schwierige Aufgabe gestellt, die Elementarmethode mit dem höheren Unterricht in den einzelnen Fächern zu vermitteln. Das ist an sich möglich; nach einigen Seiten wenigstens ist diese Vermittelung gelungen. [105] Daß in seiner Anstalt von mehr als einer Seite für die Idee einer naturgemäßen Erziehung das Eis gebrochen ist, beweist sich dadurch, daß die Kinder in ihr im allgemeinen so froh und glücklich sind; daß sie sich durch den Unterricht nicht belastet, sondern im frohen Leben in der Natur gestärkt und vor allen Folgen der Unnatur im Unterricht bewahrt fühlen. [106] Das einseitige Übergewicht des mathematischen Unterrichts, überhaupt das bisherige „isolierte Dastehen der intellektuellen Elementarmittel“ wird offen zugegeben. „Wer von der Sache redete, der redete von Zahl und Form, und wer von Resultaten sprach, der sprach vom Rechnen und Zeichnen; nur wenige sprachen vom Menschen.“ Aber wenn es wirklich wahr wäre, daß Sittlichkeit und Religion vernachlässigt worden wären, das Haus wäre schon längst aufgelöst. „Es hat sich durch Liebe, Geduld und Glauben gegründet und wird sich auch durch Liebe, Geduld und Glauben erhalten.“ Seiner eigenen Persönlichkeit lag sogar an sich kein Fach ferner als das mathematische. „Der ganze Einfluß meiner Individualität auf mein Haus war entweder gar nichts oder er war es nicht dadurch.“ [107] Die Elementarbildung, die „nichts ist als das Leben selbst, aufgefaßt in Wahrheit und Liebe“, muß an sich sittlich bildend wirken. Freilich, äußeren Firniß, Weltanstand gibt die Anstalt nicht; aber sie gibt dafür, was der Weltumgang nie geben kann: Gründlichkeit im Wissen, Selbständigkeit im Charakter. Man sagt mit Recht, daß das Leben bildet: sollte da[s] freie und kraftvolle Leben unter hundert und mehr Ki[ndern]

für die Menschenkraft, die selber der Weltton anspricht, nicht eine Schule sein, wie wenige Kinder, die eigentlich für diesen Ton erzogen werden, eine solche genießen?"[108] Dann wird der Anstalt vorgeworfen, daß sie keine genügende Sicherheit in den mechanischen Schulfertigkeiten gebe. Er gesteht zu, daß man, um nicht allen Einfluß auf die Erziehung aufzugeben, in dieser Hinsicht genötigt sei, den Forderungen der Eltern bis auf einen gewissen Punkt nachzugeben. Man sei aber bestrebt, den Schaden dieses Irrtums so klein zu machen als immer möglich, indem man den Mechanismus des früh Lesen- und Schreibenlernens so sehr vereinfache, daß sein Einfluß im Ganzen der Bildung der Kinder gleichsam verschwinde oder wenigstens gewichtlos erscheine. Aber man müsse sich der Gefahr, die dieses Nachgeben auf das Ganze der Erziehung hat, genau bewußt sein.[109]

Sehr schön wird dann noch der Einfluß der Elementarbildung auf den Schullehrerstand betrachtet. Die Methode muß dahin wirken, daß kein nach ihr geführter Jüngling „sich auf eine wissenschaftliche Laufbahn hinwagen wird, wenn nicht entschiedene höhere Anlagen . . . ihn dazu bestimmen . . . Die wissenschaftlichen und die arbeitenden Stände werden dadurch beide gewinnen . . . Die Gebildeten von beiden Klassen gehören der Natur und der bürgerlichen Ordnung gemäß zusammen;" die Verbildeten von beiden mögen sich dann trennen, so weit als sie nur können und wollen.[110]

27. Lenzburger Rede: Naturgemäßheit der Erziehung. Das Kind. Noch einmal führt er nun seine Hörer zurück in die „Werkstätte der Natur: zum Kinde selbst . . . als zum Zentrum, von dem alle Grundsätze und Mittel der Elementarbildung als einzelne Strahlen ausgehen."[111] Man beobachte „die höchst einfachen Wirkungen der Natur selber in den instinktartigen Erscheinungen des Haschens des Kindes selbst nach Entfaltung, und in der Handlungsweise der Mutter gegen ihr Kind in diesem seinem Haschen nach Entfaltung . . . Fasse also dein Kind in der Einf[illegible]e Natur selber ins Auge und

beobachte es, wo sein eigener und seiner Mutter Instinkt noch durch keine Kunst, durch keine Not und keinen Zwang der Welt verwirrt ist, wo es sich noch in dem Heiligtum seiner in Unschuld wirkenden Kraft rein und frei in der Wahrheit bewegt. Es selbst und seine Mutter sind ihm diese Wahrheit.“ [112] — Es ist das Grundthema, auf das Pestalozzi immer wieder zurückkommt; es wird hier nicht zum ersten Mal, aber ganz wieder mit einer Kraft und Wärme, als wäre es das erste Mal, abgehandelt. Die kindliche Entwicklung wird verfolgt bis zu dem Punkte, wo die Natur selbst von der menschlichen Sorgfalt die Weiterführung dessen fordert, was sie bisher instinktartig gegründet. [113]

28. Lenzburger Rede: Körperliche Züchtigung. Es kommt hier gelegentlich die Frage der körperlichen Züchtigung zur Sprache. „Ich weiß, was man gegen alles dieses sagt; ich weiß auch, was ich dagegen gedacht habe. Aber der Instinkt der Liebe ruft der Züchtigung in der Not; und wir achten das Kunstgerippe unserer toten Meinungen höher als den offenen, einfachen Wink der göttlichen Natur. Wir haben Unrecht, ja wir haben gewiß Unrecht, gegen den Reiz sinnlicher Begierden von der Kraft leerer Worte alles zu erwarten und zu glauben, den Willen des Kindes unter allen Umständen ohne Züchtigung, durch bloße wörtliche Vorstellung, nach unserm Willen lenken zu können. Wir wähnen, unsere Humanität habe sich zu einer Zartheit erhoben, die uns in keinem Falle mehr erlaube, an das ekle, rohe Mittel des Schlagens nur zu denken. Aber es ist nicht die Zartheit unserer Humanität, es ist ihre Schwäche, die uns also leitet. Wir trauen uns selbst nicht, wir trauen unserer Liebe nicht; darum fürchten wir, unser Kind möchte ihr auch nicht trauen, und glauben, es durchblicke unser Herz nicht, mitten indem wir es schlagen. Unsere Liebe ist nicht kraftvoll, sie ist nicht rein, darum allein fürchten wir uns; sonst würden wir ihr selber mehr vertrauen und könnten uns in ihr[en] notwendigen Folgen nicht also irren. Wir kennen weder [die] *Folgen der in* der Liebe züchtigenden Kraft, noch die[se]

der jede Züchtigung scheuenden Schwäche. Ich habe die Folgen der letzten in allen Verhältnissen des menschlichen Lebens gesehen. Sie standen in grellen Gestalten vor meinen Augen, diese Folgen der schwachen Furcht, unmündige und der Unmündigkeit nahe stehende, nur durch sinnliche Eindrücke leitbare Kinder in irgend einem Fall zu züchtigen."[114] Mit Absicht setze ich die sehr bekannte (übrigens in der Cotta-Ausgabe gestrichene) Stelle ganz hierher, auf die man sich so oft berufen hat, um das Recht der körperlichen Züchtigung *in der Schule* durch die Autorität Pestalozzis zu stützen. Man hat also vollständig übersehen, daß Pestalozzi hier einzig von der häuslichen Erziehung spricht. Ein Erzieher, der sich nicht völlig der Liebe eines Vaters und einer Mutter gegen seinen Zögling rühmen kann, darf *nicht* züchtigen: das dürfte selbst aus dieser Stelle geschlossen werden, auch wenn es nicht ausdrücklich gesagt wäre in einem von Seyffarth mitgeteilten Schreiben Pestalozzis an den Vater eines seiner Zöglinge,[115] wo es unzweideutig heißt: „*Schläge sind im allgemeinen ein der Erziehung unwürdiges Mittel . . . Ich bin mit Ernst wider das Schlagen des fremden Kindes vom fremden Erzieher*, nicht so wider die ähnliche Bestrafung von Seiten des Vaters und der Mutter. Es gibt Fälle, wo körperliche Strafen allerdings das beste sind; aber sie müssen mit der höchsten Sicherheit vom Vater- und Mutterherzen ausgehen, und der Erzieher, der sich zum wirklichen Vater- und Muttersinn emporhebt, sollte allerdings das Recht haben, in gewissen wichtigen und diese Maßregel fordernden Fällen hierin das Nämliche zu tun." Da diese Voraussetzung aber allgemein, namentlich bei jüngeren Lehrern schwerlich erfüllt sein kann, hat Pestalozzi das Schlagen der Kinder in seiner Anstalt allgemein untersagt; in den „seltenen Fällen", „wo solche Strafen entschieden gut sind und ich das Vertrauen der Eltern unbedingt genieße", hat er solche sich selber vorbehalten; „es vergehen [illegible] halbe und ganze Jahre, da der Fall nie

29. Lenzburger Rede: Religiöse Erziehung des Kindes. Weiter legt er noch den natürlichen Gang der religiösen Entwicklung dar. Es ist Unnatur, den Kindern nichts von Gott reden zu wollen, bis sie zu begreifen vermögen, daß ein Gott ist und was er ist. „Die Elemente der Sittlichkeit gehen nicht von Begriffen, sie gehen vom Glauben aus, und der Glaube hinwieder von Tatsachen, wie der Begriff ebenfalls von Tatsachen ausgeht. Die Elementarbildung der Sittlichkeit hat mit der intellektuellen Elementarbildung von dieser Seite das gleiche Fundament. Man kann deswegen, der sorgfältigsten Verstandesbildung unbeschadet, der sinnlichen Entfaltung der Glaubensanlagen ihren naturgemäßen Lauf unbedingt freilassen." Doch darf dem Kinde auf dieser Stufe Gott nur als der Vater der Liebe, es darf „kein schreckendes Bild von Gott und der Ewigkeit" ihm vorgeführt werden, welches „störend auf das Gleichgewicht seiner Kräfte und auf den Frohsinn und die Unbefangenheit einwirken" würde, „die ihm zur ruhigen und naturgemäßen Entfaltung seiner selbst in allen seinen Kräften unumgänglich notwendig ist." Das Kind „ruhet in diesem Alter glaubend und liebend in den Armen seines Vaters im Himmel, wie es in den Armen seines Vaters auf Erden glaubend und liebend ruhet . . . Das liebende, glaubende Leben vor dem Angesicht Gottes" wird ihm jetzt „das, was ihm das liebende, glaubende Leben vor dem Angesicht der Mutter war. Es ist ihm nur Fortsetzung, Wachstum und Veredlung des Lebens, das es schon lebte . . . Aus dem Leben des Kindes im Glauben entkeimet dann in ihm das Leben in der Wahrheit. Der Glaube ist Selbstvertrauen; Selbstvertrauen ist Vertrauen zur Wahrheit, die in mir selbst liegt"; es führt mich „zum Vertrauen auch (zu) derjenigen, die außer mir liegt, und dieses hinwieder zum Bauen der Wahrheit, die außer mir liegt, auf diejenige, die in mir liegt. Es führt mich zum weitern Suchen von beiden, . . . zum Durst nach beiden, und dieser endlich zum Leben in beiden, aber nicht im Wahn und Dunkel *von beiden*" . . ., sondern „zum Erhabensten, zum Edelsten,

zum Tiefsten, das in der Wahrheit selbst liegt . . . Dienen ist ihm Wahrheit . . . Der Ernst seiner Anstrengungen und die Anwendung derselben im Leben und in der Liebe ist das Wesen, worauf es hier bei der naturgemäßen Entfaltung seiner Kräfte (nämlich des Kindes) eigentlich ankommt."[116]

30. Lenzburger Rede: Die Schule. „Die Schule soll den im väterlichen Hause gegründeten Geist dieser Führung forthin erhalten und in der Bildung des Kindes zu allem Wissen und Können das hinzusetzen, wozu die Umstände des häuslichen Lebens . . . nicht hinreichen." Tut sie das, ja wenn sie es nur halb tut, so muß man es in die Schule schicken; aber wenn sie davon gar nichts tut, dann freilich nicht. Der Sinn der Schulfähigkeit ist in sittlicher Hinsicht: daß es jetzt seiner bisherigen, natürlichen Entwicklung gemäß „dahin kommt, Erkenntnis und Sprache über Gott und seinen Willen zu suchen", und „durch das fromme Leben seiner häuslichen Umgebungen dahin gereift ist, durch religiöse Vorstellungen, Gebete und Gesänge in seiner Unschuld gestärkt und in seinem unsträflichen Wandel erhalten, oder vielmehr zu demselben erhoben zu werden"; in geistiger Hinsicht: daß es „durch ein in Unschuld kraftvolles Leben in der Natur den Anfängen des Unterrichts näher gebracht worden", das ist, daß (durch) „die Eindrücke einfach gereifter kindlicher Beobachtungen vielseitige Fundamente der richtigen Urteilskraft in dasselbe gelegt, und die Fähigkeit, von gereiften einzelnen Erfahrungen und Ansichten allgemeine Schlüsse zu ziehen und eine verständige Anwendung davon zu machen, in ihm geweckt und belebt ist"; in Hinsicht des physischen Könnens: daß „sein Auge die Verhältnismäßigkeit der Gegenstände richtig zu fassen und seine Hand auf irgend eine Art sie richtig auszudrücken reif wird, und es anfängt, von den Elementen der Geistesbildung, aus denen der ganze Umfang der Schulkünste, wie die Werke einer Schöpfung aus dem Geist und der Kraft eines Schöpfers, hervorgehen, in sich selbst angesprochen und innerlich belebt zu werden."[117] Damit ist zugleich schon gesagt, was die Schule dem Kinde natur-

gemäß zu leisten hat. Freilich fehlt es an diesem naturgemäßen Tun der Schule ebenso wie an dem naturgemäßen Tun der Mutter. Beides wiederherzustellen ist, was die Idee der Elementarbildung anstrebt. Dann erst, wenn sie dahin mit Erfolg wirkt, kann man im Ernst von Methode reden. Die isolierten Mittel und Formen der intellektuellen Elementarbildung können nicht naturgemäße Erziehungsmethode heißen. Was man mit Wahrheit allein so heißen kann und soll, ist der ganze Umfang des Wesens der naturgemäßen Erziehung, und gar nicht die beschränkte Ansicht einzelner Erziehungsfächer und Unterrichtsmittel.[118] Aber „Gott läßt sich der Menschheit auch in ihrem tiefsten Verderben nicht unbezeugt." In der Unschuld der stillen und frommen Hütten und in der Erhabenheit der vollendeten Kunst ist auch jetzt „Natur" zu finden.[119]

31. Lenzburger Rede: Ein Scheidewort. Sein eigenes Wirken aber scheint ihm nur „wie das Tun eines Menschen, der Helden zu einer Laufbahn aufweckt, die er selber mit Ehre zu vollenden nicht Kraft hat . . . Aber einige, die mich sahen und liebten, haben das Streben nach meinem Ziel mit belebtem Herzen und mit kraftvollem Geist aufgenommen. Mögen jetzt diese darnach laufen, mögen sie wachen und leben; für mich ist die Zeit des Stillseins und Schweigens, für mich ist die Zeit des Schlafens endlich gekommen . . . . Meine Zeit ist vorbei, alle Zeit meines Werks ist vorüber; ich muß es jetzt schon, nicht nur in seiner Form, sondern auch in seinem Wesen, denen anvertrauen, die nach mir kommen, und zwar nicht nur denen, die mich nahe umgeben, sondern auch denen, die entfernten Anteil nahmen . . . . An mir ist's, bald abtretend von dem lästigen Schimmer meiner nichtigen Zeiterscheinung, glaubend und dankend, den Erfolg meines Strebens ohne Vorliebe für mich und irgend jemand, der daran teilnimmt, dem freien Naturgange seines Seins, seiner Liebe und seiner Wahrheit zu überlassen und seinethalben keinen selbstsüchtigen Wunsch zu nähren, aber an keiner selbstsüchtigen Furcht Platz zu geben." Aber

Idee der Elementarbildung ist von der Schwäche meiner Individualität unabhängig und über sie erhaben . . . In ihrem Gange selbständig, bahnt sie ihren Weg frei und findet ihre Mittel in sich selbst. Sie selber hat mein schwaches Streben gesegnet . . . Es ist nicht alles geraten, es ist nicht alles vollendet, es schlichen sich viele Menschlichkeiten ein. Aber es ist vieles geleistet, es ist vieles geraten; es ist redlich, es ist mit Hingebung und Aufopferung, es ist mit seltener Hingebung, es ist mit seltener Aufopferung gearbeitet worden . . . . Nach den Stürmen meines Tages glänzt an seinem Abend an fernen Bergen hinter seinem Dunkel mein Himmel mir hell. Ich staune nach ihm hin. Die untergehende Sonne entweicht dem grauen Gewölk, das den Himmel bedeckt. Der Rand des weiten Gewölkes rötet sich an seinen Enden und strahlet im Goldglanz, wettkämpfend in Schönheit mit der untergehenden Sonne. Ich staune nach ihm hin, ich wende mein Angesicht von seinem lieblichen Glanze. Aber ob mir ist der ganze Himmel dunkel. Doch ich sehe ihn nicht, ich sehe den geröteten Goldglanz seines endlichen Randes. Männer und Freunde! Ich achte das Dunkel und den Schatten nichts, der noch heute, schreckend und drohend wie ein Gewitter, ob meinem Haupte steht. Ich sehe und achte jetzt nur die Freude, die euer Ja und Amen über mein Todbett verbreiten wird, und mein Blick weilet unverwandt auf dieser Stelle."[120]

Wäre es ihm beschieden gewesen, in dieser hohen und reinen Stimmung zu scheiden, wahrlich es wäre ein erhabener Tod gewesen und ein seliger. Aber noch war ihm kein Ausruhen beschieden.

Siebentes Kapitel.

Pestalozzis Lebensabend und letzte Schriften.

1. Pestalozzi und das Institut zu Iferten.

Keime des [illegible] ...s 1808 schrieb Pesta-
...hten ein Korn zu

säen, um den Elenden in unserer Nähe zu nähren, und wir haben einen Baum gepflanzt, dessen Äste sich über den Erdkreis ausbreiten und die Völker der Erde ohne Ausnahme unter seinen Schatten rufen werden. Es ist nicht mein Werk, es ist Gottes Werk. Mein war die Liebe, mit der ich suchte, was ich nicht kannte, und der Glaube, mit dem ich hoffte, wo ich nicht sah. Diese Liebe kettete mir Männer an die Seite, in denen mein Tun Kräfte und Ansichten entfaltete, die die Natur ewig nicht in mir selbst entfaltet hätte . . . Wenn ich mein Werk, wie es wirklich ist, ansehe, so war kein Mensch auf Erden unfähiger dazu als ich . . . und ich setzte es doch durch. Das tat die Liebe; sie hat eine göttliche Kraft, wenn sie wahrhaft ist und das Kreuz nicht scheut." Und wenig früher an Willemer [2]: „Mein Werk geht allmählich, wie es soll, in die Hand der Nachwelt hinüber. Die Männer, in deren Hand es fällt, sind mehr als ich . . . auch wird mein Werk in ihrer Hand mehr werden, als es je in meiner hätte werden können." Viele bittere Leiden und Erfahrungen wären Pestalozzi erspart geblieben, wenn er es über sich vermocht hätte, im ruhigen Bewußtsein, daß er das Seinige getan habe, sich vom Institut zurückzuziehen und seine übrige Kraft ungeteilt seinen schriftstellerischen Arbeiten zu widmen. Aber er „konnte nicht leben ohne sein Werk". Durch die Erfahrungen des unmittelbaren Wirkens in der Anstalt sollte auch die Idee selbst sich noch weiter klären und immer bestimmter gestalten; sie sollte in ihm sich als „Tatsache" darstellen. Deshalb war es für ihn etwas Undenkbares, sich vom Institut zu scheiden; vielmehr klammerte er sich nur immer fester an es, als läge darin allein das Heil; während doch mehr und mehr zu Tage trat und er zuletzt selber einsehen mußte, daß die Anstalt ein reiner Ausdruck dessen, was er gewollt hatte, nicht war, ja sich sogar immer weiter davon entfernte. Eben darum sehen wir in der Geschichte des Instituts, von einem gewissen Zeitpunkt an, nicht mehr die Geschichte Pestalozzis und seiner Idee, und halten uns deswegen berechtigt, uns über diese tief traurige Geschichte kurz zu fassen.

Die Mißhelligkeiten gehen weit, wie es scheint, bis fast in die Anfänge der Iferter Zeit zurück. Einige Stellen der auf einen auffallend trüben Ton gestimmten Neujahrsrede von 1808 lassen darauf schließen. Pestalozzi war mit Niederers Tätigkeit als Lehrer nicht zufrieden, und hatte wohl Grund dazu. Niederer fühlte, auch nach seinem eigenen Geständnis, zum täglichen Unterrichten keinen Beruf in sich; er sah seine Aufgabe, wie die Pestalozzis selbst, von Anfang an darin, „jede praktische Kraft der Anstalt von seiner Seite frei wirken zu lassen, was sie zu wirken vermochte, sie so unbefangen als möglich zu beobachten, ihren Gang und die Gesetze, nach denen sie handelte, zu verfolgen" und daraus theoretische Schlüsse zu ziehen. Er sagt selber: es sei „der gerechteste Vorwurf, der ihm gemacht werden könne, daß er sich um die praktischen Bedürfnisse der Anstalt zu wenig bekümmerte, für die Personen und die Sache zu wenig tat, und auf den Gang der letztern im einzelnen fast ganz ohne Mitwirkung war und sein wollte."[3] Es war daher nur sachgemäß, daß er sich fast ganz auf das literarische Fach zurückzog, in welchem er allerdings auch langsam und unregelmäßig genug und im ganzen wenig positiv förderlich, durch die Art seiner Polemik sogar eher schädigend, aber doch in ernstem Wollen und nicht ohne bedeutende Fähigkeit tätig gewesen ist. Auch hätte er sich darüber mit Pestalozzi selbst und den besten seiner Mitarbeiter vielleicht verständigt. Es war offenbar Schmid, der, seiner eigenen Überlegenheit als praktischer Arbeiter mit Stolz bewußt und für die eigenartige Pflichtauffassung Niederers ohne Verständnis, dessen Lässigkeit im Unterrichten lediglich als Versäumnis empfand und sie auch Pestalozzi in diesem Lichte erscheinen ließ. In andrer Weise fühlte Krüsi sich durch Schmid in den Hintergrund gedrängt: dessen Neubearbeitung der mathematischen Fächer hatte die frühere, von ihm herrührende, von Pestalozzi dereinst hochgewertete Lehrweise außer Kurs gesetzt. So kam es schon im September 1808 dahin, daß Niederer nebst Krüsi Pestalozzi feierlich ihren „unüberwindlichen" Entschluß

erklärten, aus der [illegible] ausgetreten, um einen [illegible] Wirkungskreis zu [illegible]. [illegible] Niederers Schreiben [illegible] unleugbar ein [illegible] Geist: Pestalozzi sei [illegible] selbst, von dem [illegible]", den er [illegible] ehedem in ihm gefunden [illegible], indem er, [illegible] reinen Aufgaben seines [illegible] in der Menschheit [illegible] frieden, für das [illegible] zufällige, für das [illegible] der Ausführung [illegible]. Er hatte ihm [illegible] genug gehalten [illegible] vergangenen Anschauens nicht [illegible] dürfen, wo er des [illegible] im Glauben ge[illegible] konnte, [illegible] unsterblichen Wille[illegible] dieses [illegible] der sterbliche [illegible] [illegible] wie ich [illegible] er [illegible] durch das [illegible] und [illegible] der [illegible] der [illegible] seines [illegible] gegen [illegible]. [illegible]

[illegible]

2. [illegible]

[illegible]

gab reiche Arbeit für seine Feder. Denn die äußeren An-
ffe mehrten und verschärften sich zusehends mit dem
chsenden Ruhm und Einfluß der Anstalt. Schon die Lenz-
ger Rede konnte zu den mannigfachen Angriffen nicht
weigen; Niederers Überarbeitung verwandelte ihren ersten
il vollends in eine Streitschrift. Und er schrieb sich immer
fer in den polemischen Eifer hinein. Sein scharfer, aber
nig produktiver Verstand fühlte sich in der Apologetik am
hlsten. Neue Anlässe ergaben sich noch bevor die Rede
Druck erschien. Pestalozzi hatte sich verleiten lassen,
n der eidgenössischen Tagsatzung ein amtliches Gutachten
er seine Anstalt zu erbitten. Eine Kommission wurde ein-
setzt, bestehend aus dem Ratsherrn Merian von Basel,
m Pater Girard von Freiburg und dem Professor Trechsel
on Bern. Sie verweilte im November 1809 im ganzen
nf Tage in Iferten. Der Bericht[6] fiel nicht völlig un-
ünstig aus; aber ziemlich kleinlich wurde geurteilt über
as wenige Neue der Pestalozzischen Erziehungsmethode, ziem-
ich selbstzufrieden über den bisherigen Stand des Erziehungs-
wesens; gegen Rousseau besonders wurde Pestalozzi ziemlich
n den Hintergrund geschoben: „Rousseau wird den Preis
der Erfindung davontragen . . . Immer wird man im Emil
mit Vergnügen die männliche Beredsamkeit des Altertums
wiederfinden. Pestalozzi wird zu innig gefühlt haben, um sich
allemal klar genug ausdrücken zu können. Man wird in seinen
Versuchen das Tappen des menschlichen Geistes zu sehen
glauben, der die Wahrheit mühsam, aber aufrichtig sucht.“
Die moralische Disziplin des Instituts wird gelobt, auch
am Unterricht im einzelnen manches anerkannt, obgleich „hier
und da Mißgriffe in der wirklichen Ausführung vortreff-
licher Ideen, hier und da die Grenzen eines Bildungsfaches
zu weit ausgedehnt . . . . anderwärts zu sehr beschränkt.“
Gegen Niederer sind einige besondere Spitzen gekehrt: „Hütet
euch vor den Eingebungen einer Philosophie, welche da er-
schaffen will, wo es besser wäre, zu betrachten, zu fühlen
und zu schweigen. Euer Werk ward ohne sie begonnen, ohne

erklärten, aus der Anstalt auszutreten, um einen andern Wirkungskreis zu suchen. Aus Niederers Schreiben[4] spricht unleugbar ein hochfahrender Geist: Pestalozzi sei von sich selbst, von dem „wahren Christussinn", den er (Niederer) ehedem in ihm gefunden, abgefallen, indem er, mit dem reinen Aufgehen seines Lebens in der Menschheit nicht zufrieden, für das Äußere und Zufällige, für das Einzelne der Ausführung sich bekümmerte. Er hatte ihn für groß genug gehalten, des vergänglichen Anschauens nicht zu bedürfen, wo er des unvergänglichen im Glauben gewiß sein konnte; sein Ziel, das Werk seines unsterblichen Willens, nicht diesseits des Grabes zu suchen. „Aber der sterbliche Pestalozzi faßte es nicht; ihm war es nicht recht, wie ich frei wirkte; er beschränkte mich in seinem Urteil durch das Herkommen und unterwarf mich dem Maßstab der sinnlichen Bedürfnisse, der sinnlichen Seite der Existenz seines Hauses." Das geht gegen seine innerste Überzeugung. Pestalozzi verliert übrigens nichts durch seinen Weggang: sein Werk ist gesichert ohne ihn; „es wird, wenn auch nicht für die Wahrheit und die Menschheit, doch als Anstalt .... gewinnen ... Pestalozzi ist rein; nur auf den, der ihn verläßt, kann Vorwurf und Schande fallen; aber stärker als dieses ist die Notwendigkeit, höher und heiliger ist die Wahrheit und die Gerechtigkeit, wäre es auch nur die Gerechtigkeit gegen sich und das Gericht über sich selber. Gelte es das Leben, auch ich kann nicht rückwärts, sondern muß vorwärts." Und an Tobler schreibt er[5]: „In Gottes Namen, wirke jeder, so viel er kann und so lange es für ihn Tag ist. Meine Aufgabe ist die des Bearbeiters der Idee, des Beobachters des Ganges und des Wächters der Methode und der Anstalt. Eine andere habe ich nie übernommen. Verschwindet die Idee, so hört für den Wächter die Möglichkeit auf, bestehen zu können."

2. Äußere Fehden. Der Kommissionsbericht von 1809. Auf welche Weise es gelang, den Zürnenden für diesmal zu beschwichtigen, ist nicht bekannt; genug, er

Es gab reiche Arbeit für seine Feder. Denn die äußeren Angriffe mehrten und verschärften sich zusehends mit dem wachsenden Ruhm und Einfluß der Anstalt. Schon die Lenzburger Rede konnte zu den mannigfachen Angriffen nicht schweigen; Niederers Überarbeitung verwandelte ihren ersten Teil vollends in eine Streitschrift. Und er schrieb sich immer tiefer in den polemischen Eifer hinein. Sein scharfer, aber wenig produktiver Verstand fühlte sich in der Apologetik am wohlsten. Neue Anlässe ergaben sich noch bevor die Rede im Druck erschien. Pestalozzi hatte sich verleiten lassen, von der eidgenössischen Tagsatzung ein amtliches Gutachten über seine Anstalt zu erbitten. Eine Kommission wurde eingesetzt, bestehend aus dem Ratsherrn Merian von Basel, dem Pater Girard von Freiburg und dem Professor Trechsel von Bern. Sie verweilte im November 1809 im ganzen fünf Tage in Iferten. Der Bericht[6] fiel nicht völlig ungünstig aus; aber ziemlich kleinlich wurde geurteilt über das wenige Neue der Pestalozzischen Erziehungsmethode, ziemlich selbstzufrieden über den bisherigen Stand des Erziehungswesens; gegen Rousseau besonders wurde Pestalozzi ziemlich in den Hintergrund geschoben: „Rousseau wird den Preis der Erfindung davontragen . . . Immer wird man im Emil mit Vergnügen die männliche Beredsamkeit des Altertums wiederfinden. Pestalozzi wird zu innig gefühlt haben, um sich allemal klar genug ausdrücken zu können. Man wird in seinen Versuchen das Tappen des menschlichen Geistes zu sehen glauben, der die Wahrheit mühsam, aber aufrichtig sucht." Die moralische Disziplin des Instituts wird gelobt, auch am Unterricht im einzelnen manches anerkannt, obgleich „hier und da Mißgriffe in der wirklichen Ausführung vortrefflicher Ideen, hier und da die Grenzen eines Bildungsfaches zu weit ausgedehnt . . . . anderwärts zu sehr beschränkt." Gegen Niederer sind einige besondere Spitzen gekehrt: „Hütet euch vor den Eingebungen einer Philosophie, welche da erschaffen will, wo es besser wäre, zu betrachten, zu fühlen und zu schweigen. Euer Werk ward ohne sie begonnen, ohne

sie wird es nur besser gedeihen" usw. Niederer hatte zu solcher Kritik allerdings Anlaß gegeben durch den allzu vornehmen Ton seiner Antwort auf die Frage nach den Grundsätzen des Unternehmens: der eigentümliche Charakter der Methode lasse sich nicht mit vollkommner Bestimmtheit aussprechen, bis sie sich theoretisch und praktisch nach allen ihren Teilen selbständig ausgebildet habe. Die Methode sei ein Faktum der Kulturgeschichte des Menschengeschlechts, dessen Entwicklung im ganzen nur erst begonnen sei, und das durch keinen Zeitbegriff und durch keine Vergleichung mit einzelnen Unterrichtsmitteln der bisherigen Erziehung erschöpft werden könne. Darauf hatten die Prüfenden wohl ein gewisses Recht zu antworten: „Wir sollten untersuchen, was man tue, nicht, was man zu tun gedenkt." Schließlich wurde rundweg verneint, daß die Anstalt, sei es für die Primar- oder für die Sekundarschule oder als Vorbereitung für höhere, wissenschaftliche Studien Mustergültiges leiste. Wer wollte nicht wünschen, daß diese Methode und dieser Geist, daß die Liebe Pestalozzis alle unsre Anstalten beleben und beseelen möchte? Aber „die Bildungsmittel der Anstalt stehen nur in sehr unvollständiger Verbindung mit unsern Stiftungen für den öffentlichen Unterricht"; ein Zusammenhang mit diesen ist überhaupt nicht angestrebt. „Das Institut schreitet auf seinem Wege fort, die öffentlichen Anstalten verfolgen den ihrigen, und es ist keine Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß beide so bald zusammentreffen werden. Schade, daß die Gewalt der Umstände Herrn Pestalozzi immer über die Laufbahn hinaustrieb, die ihm sein reiner Eifer und seine innige Liebe vorgezeichnet hatten. Jene Primarschule, das Vorbild aller übrigen, wird also nur eine Idee seines mühsamen, sorgenvollen Lebens gewesen sein; eine große Idee ohne Zweifel, die seinem Herzen stets Ehre bringen und sein Andenken der Nachwelt überliefern wird." Vielleicht, meint der Bericht zuletzt sehr weise, sei nur die Nation im Stande, das große Problem der allgemeinen Elementarerziehung zu lösen.

3. Streitschriften hinüber und herüber. Der Bericht wurde alsbald von dem redlichen Schwarz[7] in den Heidlbergischen Jahrbüchern maßvoll und treffend beantwortet. Er hatte es leicht, als Sachkenner zu zeigen, daß Pestalozzis Wirken weder historisch noch pädagogisch zulänglich gewürdigt, daß das Gesamturteil somit nicht gehörig begründet, daß die Sache dadurch unmöglich zu einer Entscheidung gebracht sei, die vor der Geschichte und Wissenschaft der Pädagogik bestehen könne. Und der Züricher Professor Usteri[8] wies in der Allgemeinen Zeitung mit leichter Mühe das „Gallimathias" der Berufung an die „Nation" nach, die „etwa gar ein Kompliment zu Handen der Eidgenössischen Tagsatzung" bedeuten wolle; denn „sonst haben doch wohl Einzelne und nicht Nationen die Probleme des Denkens und Wissens gelöst." Dagegen wußte der traurige, vom Demokraten zum fanatischen „Restaurator" umgesattelte, später wegen Verheimlichung des Übertritts zum Katholizismus seiner Ämter und Ehren entsetzte Berner Professor v. Haller, der sehr ungleiche Enkel des großen Haller, in den Göttinger Gelehrten Anzeigen aus dem Bericht mit Geschick alles Ungünstige herauszuholen, und hängte dann noch eine wütende Anmerkung über die „gesellschaftliche Moral" an, die im Institut gelehrt und gepflanzt werde. Er sah in ihm schlechtweg eine Brutstätte des Geistes der Revolution. Diese „niederträchtige Verleumdung" wurde sofort in verschiedenen Blättern von den preußischen Eleven, von Schacht, von Mieg mit gebührender Schärfe zurückgewiesen.[9] Eine ausführliche Abwehrschrift: „Das Pestalozzische Institut an das Publikum" aus Niederers Feder erschien 1811. Sie traf gewiß in sachlicher Hinsicht das Richtige; aber sie beging den Fehler, daß sie die Antwort auf den Bericht der Kommission mit der Zurückweisung Hallers verquickte und den Angriff des Letzteren geradezu als Hauptsache behandelte. Die Kommission parierte daher diesen Gegenstoß leicht mit einer kurzen, ruhigen Erklärung, in welcher sie sich von dem Göttinger Rezensenten bestimmt lossagte. Dagegen war einem Züricher Chorherrn Bremi der Anlaß gerade recht, in drei Dutzend

Fragen an das Pestalozzische Institut, die er in der Bürkli'schen Zeitung, einem Volksblatt nicht der besten Gattung, veröffentlichte, dem verständnislosesten Spott gegen Pestalozzi und seine Sache freien Lauf zu lassen. Niederer kam darauf mit einer umfänglichen, zweibändigen Streitschrift hervor: „Pestalozzis Erziehungsunternehmung im Verhältnis zur Zeitkultur". Besondere Streitschriften gegen Bremi erschienen von Niederer und von Pestalozzi selbst; ebenfalls gehört in diesen Zusammenhang Pestalozzis Schreiben an Herrn Geheimrat Delbrück.[10]

Es hat für uns kein Interesse, auf diese ganze Literatur von Streitschriften im einzelnen einzugehen. Das sachlich Bemerkenswerteste dabei ist die nachdrückliche Versicherung Pestalozzis, daß die Erweiterung seiner Gesichtspunkte, die tiefere und umfassendere Entwicklung seiner Grundsätze, wie sie besonders in der Lenzburger Rede zum Ausdruck gelangt war, der Sache nach von ihm selbst und nicht etwa von Niederer herrührte. Dieser beteuert,[11] daß, wenn er sich zu einer höheren Ansicht erhob, wenn die Unternehmung im ganzen und die Methode im einzelnen auf allgemeingültige Prinzipien der Menschennatur gegründet wurden, diese Prinzipien nicht sein, sondern Pestalozzis Werk sind, daß dieser ihn von Stufe zu Stufe zu ihrer Entfaltung nötigte, und zwar dann am meisten, wenn er (Niederer) einfältig genug war, zu glauben, das Ziel sei erreicht und der Augenblick, wo Pestalozzi nun auf seinen Lorbeeren ausruhen könne, sei gekommen. Das ist jedenfalls so weit richtig, daß überhaupt auch Pestalozzi selbst nach einer zureichenden theoretischen Fundamentierung gesucht hat, und die tiefsten Intuitionen auch nach dieser Seite seinem rastlos arbeitenden Geiste zu Teil wurden. Daß allerdings die Fassung der Theorie — nicht etwa bloß die stilistische Fassung, sondern die ganze technisch-logische Verarbeitung, daher besonders die Terminologie — wie sie in Niederers Zusätzen zur Lenzburger Rede vorliegt, auf Niederers und nicht auf Pestalozzis Rechnung kommt, daß jener nun einmal eine andere Sprache redete,

von der dieser wiederholt bekannt hat, nichts zu verstehen, geschweige sie selbst geschaffen zu haben und verantworten zu können, daran kann ebenso wenig gezweifelt werden. Gewissermaßen gesteht dies auch Niederer selbst ein, wenn er erklärt, daß er durch jene Zusätze und Erweiterungen, allerdings von Pestalozzi selbst veranlaßt, die praktischen Ansichten, die er (Pestalozzi) aufstellte, im Zusammenhang theoretisch nach seiner (Pestalozzis) Grundansicht begründet habe. Es sollte somit eine „eigentlich Pestalozzische Theorie", es sollte sein, nicht eines Andern System sein; aber als Theorie, als System war es gleichwohl nicht Pestalozzis Eigentum. Das wird durch eben den Umstand bewiesen, in welchem Niederer seine beste Rechtfertigung sieht: durch den Entschluß Pestalozzis, in einer eigenen Schrift (über die „Naturgemäßheit der Erziehung") nun wirklich *sein* System aufzustellen, *seine* Theorie zu begründen; Niederer freilich ist fest überzeugt, es werde, wenn dies geschehen sei, dadurch seine (Niederers) Theorie ganz als Ausfluß seines (Pestalozzis) Geistes und Herzens beurkundet werden.[12] Leider gedieh dieser Entwurf einer rein Pestalozzischen Theorie nicht zur Vollendung und darum auch nicht zur Veröffentlichung. Man nimmt an, daß er im ersten Teil des Schwanengesangs uns erhalten sei; doch liegt er keinesfalls in seiner ursprünglichen Gestalt dort vor; denn es herrscht darin vielfach ein andrer Geist und Ton, als in den Schriften und Briefen um 1812.

4. Ausbruch des inneren Zwistes in Iferten. Der Austritt Schmids. Im ganzen darf gesagt werden, daß das Institut aus den äußeren Fehden, wenn nicht als Sieger, doch unbesiegt hervorging. Inzwischen aber war die innere Krisis erst zum vollen Ausbruch gekommen. Schmids übertriebene Selbstschätzung wurde noch dadurch gesteigert, daß einige damals in Iferten weilende Fremde, welche die verwirrte Lage des Instituts empfanden, alle Hoffnung der Abhilfe auf ihn setzten. Der junge Geologe und Pädagoge Karl von Raume[illegible] [illegible]rung anver=

trauten Knaben November 1809 bis Mai 1810 in Iferten; mit ihm sein Freund v. Przystanowski. Man kennt Raumers Darstellung des Iferner Lebens aus seiner Geschichte der Pädagogik. Gewiß hatte er Recht, an vielem, was er wahrnahm, Anstoß zu nehmen. Die Zweisprachigkeit war ein ernster Übelstand. Die kleineren Zöglinge hätten nach seiner Ansicht einer gemütlicheren äußeren Existenz bedurft; manche allerdings, die gerade damals die Anstalt besuchten, haben sich in ihr sehr glücklich gefühlt. Den Lehrern, meinte Raumer ferner, sei zu wenig Freiheit vergönnt, sie seien zu eng an die Pestalozzischen Lehrbücher gebunden gewesen, und der Lehrbetrieb sei dadurch mechanisch geworden. In trüben Augenblicken erschien ihm das Institut „wie eine große, lärmende Bildungsfabrik; den hölzernen Maschinenlärm nahmen viele für eine Äußerung der jugendlichen Freudigkeit beim Lernen." Auch darin ist wohl eine Spur von Wahrheit; aber doch hören wir von so vielen damaligen Lehrern, die ihre Methode sich selbständig schufen, an der bis dahin im Institut gebrauchten freieste Kritik üben und eigene Wege einschlagen durften. Raumer freilich beobachtete und urteilte, aber arbeitete nicht mit; gerade das wurde ihm, wie er selbst verrät, von den Lehrern der Anstalt verdacht. Übrigens durfte er sich, nach seinem eigenen Bericht, über alles, was ihm mißfiel, frei gegen Pestalozzi selbst aussprechen und Vorschläge zum Bessern machen. Daß seine Gesamtdarstellung der Pestalozzischen Erziehungslehre ein zulängliches Verständnis der tieferen gedanklichen und Willensmotive, aus denen sie hervorging und die in ihr einen allerdings nicht erschöpfenden Ausdruck gefunden haben, nicht verrät, darüber dürfte unter Sachkundigen heute keine Meinungsverschiedenheit mehr obwalten. Schon seine ungeteilte Zustimmung zu dem ganz äußerlich urteilenden, keineswegs auf der Höhe der Sache stehenden Kommissionsbericht ist dafür ein vollgültiger Beweis.

Dieser Mann nun nebst seinem schon
Freunde scheint hauptsächlich in Schmid

weckt und genährt zu haben, daß er berufen sei, die Anstalt zu reformieren. Auf Schmids Seite trat ebenfalls und aus ähnlichen Motiven Wilhelm von Türk. Dieser hatte bereits 1804 Pestalozzis Anstalt kennen gelernt und in „Briefen aus Münchenbuchsee“ über sie berichtet, dann in Oldenburg, wo er Justiz- und Konsistorialrat war, selbst ein Pestalozzisches Institut begründet; Schwierigkeiten, in die er dort geriet, veranlaßten ihn 1808, mit einigen seiner Zöglinge nach Iferten überzusiedeln, wo er bis 1811 neben der Leitung seiner eignen Zöglinge auch in Pestalozzis Institut unterrichtete. Auch Friedrich Fröbel hielt sich in den Jahren 1808—1810 in Iferten auf. Er war 1805 in Gruners Musterschule zu Frankfurt als Lehrer eingetreten; durch diesen auf Pestalozzi hingewiesen, hatte er schon damals Iferten auf kurze Zeit besucht; jetzt kam er als Erzieher mit drei Zöglingen zu längerem Aufenthalt dorthin. Er fühlte sich von dem „Gewaltigen, unbestimmt Erhebenden und Erregenden in Pestalozzis Wort und Rede“ ergriffen und „zur Darstellung eines höheren, edleren Lebens angeregt, wenn es auch weder sicher noch klar den Weg zur Erreichung desselben führte, noch die Mittel zu seiner Darstellung zeigte“; daraus ergab sich für den Einzelnen ein vielfach erregter, aber nicht befriedigter Zustand, der „nur immer zu größerer Zerteilung, Vereinzelung, aber nicht zur Einheit führte“. Daß Fröbel in seinen eigenen Erziehungsgrundsätzen Pestalozzi nicht fernsteht, nach gewissen Seiten unter den bedeutenden Pädagogen der Folgezeit seinem Geiste sogar nächstverwandt ist, kann man ganz anerkennen und darum doch zweifeln, ob er das, was Pestalozzi und seiner Anstalt damals am meisten not tat, richtig erkannt hatte, als auch er sich mit Raumer und Türk einseitig an Schmid anschloß und diesen so in der Meinung bestärkte, daß er zum Retter der Anstalt berufen sei.

Die Reform, die Schmid im Sinne hatte und tatsächlich durchzusetzen gedachte, war eine ganz oberflächliche: es sollten ...ersten und die obersten Klassen vom Institut ganz ... nur die mittleren beibehalten und diese als

bloße Unterrichts-, nicht Erziehungsanstalt organisiert werden. Es bedarf keines Wortes, daß besonders dies letztere völlig gegen den Geist und Buchstaben der Pestalozzischen Grundsätze verstieß. Es wäre ganz unverständlich gewesen, wenn Pestalozzi einer solchen Absicht je ernstlich nachgegeben hätte. Ein Brief an Ewald [13] zeigt, in wie zwiespältiger Stimmung er sich damals befand. „Ich muß mich jetzt fast in allem meinem Tun wie ein schwachender Großvater mitten unter kraftvollen Söhnen, die sein Haus fast ohne sein Zutun führen und leiten, benehmen". Seine Schonung, seine Resignation, je dem Strom entgegenschwimmen zu wollen, hielt Kräfte beieinander, die sich sonst trennen würden. Zu Schmid zieht ihn ein starker Zug des Herzens; er ist ihm bereits jetzt „der Felsen, auf den er seine Hütte baut"; wogegen, was er von dem „Geiste der Anmaßung" sagt, der „ein zerstörender Satan seines Tuns geworden wäre" und der sich beinahe seiner selbst bemächtigt hätte, unverkennbar auf Niederer hindeutet. Aber sachlich konnte er sich damals nur auf des letzteren Seite stellen. Dieser, in einem ebenfalls an Ewald gerichteten Schreiben [14], erkennt scharf, daß Pestalozzis Unternehmung einer „durchaus einseitigen, auf keine Weise gereiften Ansicht" des „zwar kraftvollen, aber in vieler Hinsicht ungebildeten Brauskopfs" geopfert werden, ihm „zum Probstück oder, wie man in der Schweiz sagt, zum Lehrplätz dienen" sollte. Er hält für wesentlich, daß alle Stufen der Jugenderziehung in der Anstalt Berücksichtigung finden; denn sie sollte ja eine Experimentalanstalt sein; es sollte „die Erfahrung auf alle Weise gemacht werden, wie Erziehung und Unterricht auf allen Stufen der Bildung bis zum selbständigen Jünglingsalter ineinandergreifen, wie für jede Periode die Bedürfnisse sich individualisieren, und welche Hülfsmittel für jede die menschliche Natur in die Hand gebe." Schmids Forderung, das Institut auf bloßen Schulunterricht zu beschränken, erklärt er sich daher: „weil er, was er nicht leistet, nicht fühlt, was er nicht fühlt, nicht anerkennt. Er vermag es nicht, Kinder gemütlich [illegible]n und zu

behandeln", und spricht es deshalb auch andern ab, hält es allgemein für unmöglich, daß ein Anderer mit väterlicher Liebe sich eines fremden Kindes annehmen könne. Und Mieg[15] urteilt: Schmid sei das verwöhnte Kind; „die Schmeicheleien, die man an sein Genie, das nicht zu verkennen ist, so wenig als seine großen Verdienste, verschwendet hat, haben ihm den Kopf verdreht." Ganz besonders tadelt er sein unverantwortliches Benehmen gegen Pestalozzi selbst, seitdem er fühlte, daß er dessen volles Vertrauen nicht mehr besaß. Da also Schmids unreife Pläne weder bei Pestalozzi noch bei den Mitarbeitern Unterstützung zu finden hoffen konnten, so zog er sich verletzt zurück, arbeitete mehr für sich als für die Anstalt; und als er bei einer neuen Verteilung der Stunden erklärte, zwar unterrichten, aber mit der Erziehung sich nicht befassen zu wollen, so wurden seine Lehrstunden andern zugeteilt und er dadurch zum Abgang genötigt (6. Juli 1810). Leider verlor Pestalozzi im Laufe desselben Jahres aus anderen Anlässen noch mehrere seiner treusten und tüchtigsten Gehilfen: v. Muralt, Mieg und Hofmann.

5. Nächste Folgen von Schmids Abgang. Schmid verließ Iferten mit der Drohung, öffentlich gegen das Institut aufzutreten. Er tat es in einer noch im Herbst desselben Jahres herausgegebenen Schrift. Hatte man etwas unerhört Sensationelles erwartet, so mußte man enttäuscht sein. Seine ganze Entdeckung bestand darin: die Erziehung des Kindes bis zum zehnten Lebensjahre gehört dem Elternhause an; also sind Institute, die jüngere Kinder aufnehmen, überhaupt zu verwerfen. Ein Institut hat nur zu unterrichten, nicht zu erziehen; „Erziehungsinstitute sind die Schande der Menschheit. Gehört das Pestalozzische Institut auch in diese Reihe? Ich antworte kühn: Ja!" Damit ist ihm das Urteil gesprochen. Über Pestalozzi in Person äußert er sich in seiner Weise pietätvoll; aber seine sonstigen Urteile über alle Verhältnisse der Anstalt sowie seine Vorschläge zur Besserung sind durchaus unreif und unklar in der

Sache und in der Darstellung. Das Buch konnte der Anstalt nicht ernstlich schaden; vielmehr mußte jeder Verständige sich sagen, daß es mit einer Anstalt, gegen die ein so grimmer Gegner nichts andres vorzubringen wußte, wohl nicht ganz schlecht bestellt sein konnte. Ritter schrieb an Pestalozzi[16]: „Weder der Methode noch der Anstalt kann sein Buch, das er einst als Jugendsünde bereuen wird, wenn auch im ersten Stoß, doch nicht auf die Dauer schaden .... Die Methode kann in keiner Weise gefährdet werden; sie hat in ihr Zeitalter eingegriffen, in das alle Reden einzugreifen unvermögend waren. Sie kann daher auch durch keine Reden verwiesen werden. Sie haben das Herz der Menschen durch Ihr Leben für die Erziehung wieder urbar gemacht, und die Augen, welche mit dem Nebel des Wissens umgeben waren, wieder sehen gelehrt. Das Ausführen und Vollenden wird das Werk eines halben oder ganzen Jahrhunderts sein; Tage und Jahre sind nur kurze Termine; und bei solchen Revolutionen liegt Widerspruch im Gang der Geschichte. Überlassen Sie den Kummer jüngeren Schultern und leben Sie den großen Ideen, die Sie bewegen, deren Mitteilung Ihren Zeitgenossen eine große Wohltat sein würde." Und Süvern[17]: „Der ununterbrochene deklamatorische Ton macht es (Schmids Buch) höchst langweilig und die monströse Sprache widerlich. Die Hauptgedanken sind weder neu noch so gut gesagt, als sie gesagt werden könnten ... Wenn Pestalozzi keinen andern Gegner zu fürchten hat als diesen, so kann er ruhig sein." Pestalozzi selbst schrieb an Nicolovius[18]: „Ich hatte groß Unrecht, auf die Mitwirkung einer ganz heterogenen Kraft zu zählen"; sehr merkwürdig aber an Muralt[19]: „Um mich her kaltet es, wie es recht ist und sein muß in alten Tagen. Schmid hat mir eine Glutpfanne ausgeleert, auf der ich meine Hände lange warm erhielt; möge er nur nicht an diesen ausgeleerten Gluten sich selber irgend einen Finger verbrennen; er würde mich dauern; ich würde ihm wahrlich die alte treue Lisabeth mit Bandagen schicken, ihn zu verbinden ... Es

mein Herz, ihn zu sehen, wie ich jetzt ihn gesehen, und ich gäbe einen Finger von der Hand, ihn nur eine Viertelstunde ganz in mein Herz sehen zu machen, daß er die Liebe, die ich jetzt noch für ihn habe, und die Hoffnungen, die ich noch jetzt für ihn nähre, wie sie wirklich in mir liegen, erkenne."

Alle Berichte aus dieser Zeit [20] lassen erkennen, daß Schmids Weggang zunächst wie eine Erlösung wirkte. Der alte Geist der Liebe und des gegenseitigen Vertrauens schien wieder eingezogen; auch die Bearbeitung der Methode der einzelnen Unterrichtsfächer wurde, besonders von den preußischen Eleven, mit Eifer und Erfolg wieder aufgenommen. Die Befreiung von der mathematischen Einseitigkeit und Enge Schmids erwies sich sichtlich heilsam, während zugleich doch seine Errungenschaften festgehalten und weiter gepflegt wurden.

6. Pestalozzi in Lebensgefahr. Schwierigkeiten im Institut. Doch gab es manches Ungemach. Anfangs 1812 zog sich Pestalozzi eine ernste Krankheit zu; er störte [21], „wie er oft so was in der Hand hat und damit spielt", mit einer Stricknadel im Ohr, stieß unglücklicherweise, die Nadel im Ohr haltend, an den Ofen und verwundete sich durch die Ohrhöhle im Innern des Kopfes. Er machte erst nichts daraus; aber bald stellte sich Schmerz, Eiterung und Fieber ein, und er schwebte eine Zeitlang in Lebensgefahr. Auf den Rat der Ärzte begab er sich zur Pflege nach Lausanne, wo er nach langem Krankenlager erstaunlich rasch und vollständig genas. Er konnte während der Krankheit, wenn die Schmerzen ihn nicht überwältigten, arbeiten wie gesund; er schrieb mit glühendem Eifer an einer Schrift „Der kranke Pestalozzi an das gesunde Publikum" und an dem Werke über die Naturgemäßheit der Erziehung. Ein Bruchstück der ersteren Schrift ist durch eine Abschrift, die Henning an Süvern schickte, erhalten [22]; es ist unter den ergreifenden Selbstschilderungen, die wir aus seiner Feder besitzen, eine der ergreifendsten.

Nicht so leicht waren die inneren Schäden des Instituts zu heilen. Der Mangel einer kraftvollen, einheitlichen Leitung

machte sich immer mehr fühlbar. Niederer war zu einer solchen ebenso wenig tauglich wie Pestalozzi selbst. Darunter litt auch die wirtschaftliche Lage der Anstalt, zumal die Kriegsstürme einen verminderten Besuch unvermeidlich im Gefolge hatten. Es kam hinzu, daß für die literarischen Bedürfnisse der Anstalt eine eigene Buchhandlung und Druckerei gegründet worden war, welche gewaltige Summen verschlang, ohne etwas einzubringen. Sie ging schließlich ein und hinterließ eine beträchtliche Schuldenlast. Briefe der Vorsteherin des Mädcheninstituts, Rosette Kasthofer (nachmals Frau Niederer), gewähren in alle diese Verhältnisse tiefe Einblicke. Sie dachte[23], „daß, wenn in Pestalozzis Umgebung ein Mensch sich fände, welcher der Leitung des Ganzen wahrhaft gewachsen wäre, er froh und dankend die schwere Last von seinen müden Schultern wälzte. Aber keiner, keiner ist da, der ihn würdig entladen könnte. Was soll er anders tun als ferner tragen? Er tut's; aber seine Blicke suchen Erleichterung . . . Wäre ich ein Mann, ich würde mich hinstellen und ordnen, denn selbst in meinem weiblichen Kopf liegt's klar, wie und wo geholfen werden müßte," schreibt sie im April 1813. Mieg, der bald darauf besuchsweise in Iferten war, fand die Lage schlimmer, als er erwartet hatte. Man wünschte und hoffte, er werde sich der Anstalt annehmen, und traute ihm zu, daß er sie wieder in Ordnung bringen könne. Zwar für Pestalozzi selbst war es kein leichter Entschluß, die Zügel aus den Händen zu geben. Doch ergab er sich darein und bat nun Mieg aufs herzlichste, zu kommen und zu helfen. Aber dieser glaubte sich seinem Zögling, dem jungen Willemer, nicht entziehen zu dürfen; auch wußte er zu gut, daß er doch nicht freie Hand haben würde. Er kam indessen auf kürzere Zeit und vermochte für so lange Ordnung zu schaffen. Rosette Kasthofer weiß es schön auszudrücken, was unter allen solchen und schlimmeren Wirren doch noch den edlen Verein beisammenhielt. Pestalozzi war „für den praktischen Teil des Lebens einer der untauglich[sten] und unzuverlässigsten Menschen, die die Erde trägt." E

störte dadurch den Einklang, daß man „oft weinen, oft davonlaufen möchte und sich tausendmal fragen muß: warum bleibst du? Die Frage löst sich in den Augenblicken, in denen der ganze Liebreiz seiner Tugend und die Macht seiner persönlichen Größe uns unwiderstehlich an ihn fesselt und fühlen läßt, daß wir der Wahrheit gehören, insoweit wir ihm und seiner Sache leben . . . Genug, ich lasse ihn nicht, und sollte ich mit meiner Hände Arbeit ihn ernähren.“ Und während Miegs Anwesenheit: „Pestalozzi ist wieder sich selbst gegeben, und in seiner Engelsgüte behandelt er uns, als hätten wir ihm nie weh getan . . . Pestalozzi, wie herrlich steht er wieder da, und wie muß ich mich wieder hassen, daß ich ihn, den Großen, so klein sehen konnte!“ Ähnlich sagt Blochmann [24] im Rückblick auf diese Zeit: „Die tägliche Berührung mit einer so großartigen Persönlichkeit, aus welcher eine Fülle geistiger Anschauungen und eine noch größere Fülle starker, reiner, sich aufopfernder Liebe unaufhaltsam hervorquoll, das von einer großen Idee durchdrungene, lebenskräftige und bebegeisterte Streben aller nach einem hohen Ziele, die immer neue Berührung mit wichtigen, durch Wissenschaft, Kunst und Lebensstellung ausgezeichneten Reisenden, die Kämpfe selbst, die um so tiefer und drastischer das Innerste erregten, als sie von charakterkräftigen Naturen um das unveräußerliche Gut der Überzeugung gekämpft wurden, alles steht mit seinem Lichtglanze wie mit seinen tiefen Schatten so lebensvoll im Bilde meiner Erinnerung, als die Felsenwände des Jura und der Alpen, die blühenden Matten und der himmelblaue Spiegel der Seen, welche Zeugen dieses reich bewegten Lebens waren.“

Mieg konnte leider nur wenige Wochen bleiben. Niederer und Rosette, die inzwischen (Mai 1814) vermählt waren, bemühten sich jetzt, die Haushaltung sparsamer zu gestalten durch — Vereinfachung der Küche. Sie warfen der guten Lisabeth (Frau Krüsi) vor, daß sie den Anstaltstisch zu reich-
u Pestalozzi zog, um nicht durch ihren beson-
beabsichtigten sparsameren Einrichtung

etwa im Wege zu sein, wieder nach Zürich, dann nach dem Neuhof; auch die Lisabeth mußte Pestalozzi mit Schmerz wieder ziehen sehen; und da nicht lange nachher (Sept. 1814) Frau Custer starb, so war er in Iferten von allen seinen Lieben verlassen. Daß mit so kleinlichen Maßregeln wirklich nichts ausgerichtet wurde, braucht kaum gesagt zu werden. Es erwies sich nur von neuem, daß Niederer so wenig wie Pestalozzi der Aufgabe gewachsen war, den verfahrenen Karren wieder ins Geleise zu bringen. Man setzte nun die Hoffnung auf Nabholz[25], einen früheren Lehrer der Anstalt, einen tüchtigen und redlichen Mann, der vielleicht für die ihm zugedachte Aufgabe geeignet gewesen wäre. Aber er hatte soeben eine Pfarrstelle angenommen; er war bereit, sie wieder aufzugeben; aber seine Vorgesetzten gaben ihn nicht los, da er an seinem Platze nötig schien. Dann versuchte der französische General Jullien[26], ein warmer Verehrer Pestalozzis, den Nöten, unter denen er ihn leiden sah, durch Einsetzung einer ökonomischen Kommission ein Ende zu machen. Er war zuerst im Sommer 1810 nach Iferten gekommen, hatte sich für Pestalozzis Erziehungsmethode schnell erwärmt und sie in einer kleinen, dann, da diese in Frankreich viel Anklang fand, in einer ausführlichen, zweibändigen Schrift klar und gründlich zur Darstellung gebracht. Ritter erzählt[27], wie der General mit dem Entwurf seiner Darstellung der Theorie der Methode nach Iferten kam, dort in einer Reihe von Sitzungen mit Pestalozzi, Niederer und ihm selbst jedes Wort und jeden Gedanken prüfte und sich keine Mühe verdrießen ließ, alles von neuem zu überarbeiten. „Was am Tage verhandelt war, schrieb er in der Nacht auf, und einige Male traf ich ihn noch um 3 und 4 Uhr in der Nacht an seinem Arbeitstisch." Er vertraute der Anstalt seine eigenen Söhne an und verschaffte ihr sonst Zöglinge. Die eingesetzte Kommission bewährte sich indessen nicht, sondern machte das Übel nur ärger.

7. Schmids Rückkehr nach Iferten. Anna Pestalozzis Tod. Inzwischen hatte bereits Schmid seinen Wieder-

eintritt angebahnt. Zwar ein erster Besuch (im Jahre 1812) hatte den Riß nur vertiefen können. Frau Pestalozzi schreibt darüber [28]: „Vater mit seinem edlen Herzen empfing ihn, wie der evangelische Vater seinen verlorenen Sohn. Geist und Behauptung seines Geschreibsels brachte er mit, ebenso wie sein verhärtetes Herz, ganz ohne Anmut, wie es in Gottes Namen auch erwidert wurde von mir und allen. Er schied auch so wieder.“ Genaueres berichtet Schacht [29]: Schmid verlas eine Schrift, die er veröffentlichen wollte; „die Grundlosigkeit der Urteile, das Zusammengewürfelte der Sätze, das Ungebildete der Sprache sprang in die Augen, wurde aber überboten von der Dreistigkeit, womit er hier in Pestalozzis Gegenwart aller Pädagogik, samt der Pestalozzischen, den Stab brach. Ohne Schonung, keineswegs motiviert durch den Drang eines Pflichtgefühls, welches eine tief empfundene Wahrheit, und wäre es selbst zur Kränkung eines verehrten Menschen, auszusprechen befiehlt, trug er sein Geschreibe vor. Niemand hatte ihn dazu aufgefordert; nichts hatte ihn genötigt, seinen Pflegevater aufzusuchen, um ihm Leides zu tun.“ Indessen nach einem späteren Besuch, im Herbst 1813, ist nicht nur Pestalozzi ganz wieder für ihn gewonnen, sondern, was am erstaunlichsten, Niederer betreibt seitdem aufs eifrigste seine Rückberufung. Konnte er im Ernst ein ersprießliches Zusammenwirken mit ihm noch für möglich halten? Genug, Schmid kehrte anfangs April 1815 zurück; er wußte die äußere Ordnung wiederherzustellen, und für eine kurze Zeit herrschte im Schloß wieder Eintracht und frohe Aussicht in die Zukunft. Auch der Besuch der Anstalt hob sich nach dem Frieden wieder; die finanziellen Nöte schienen beseitigt.

Auch Frau Pestalozzi kehrte zurück. Die edle Greisin durfte noch ihre letzten Tage in lichterer Umgebung verleben. Sie schied am 16. Dezember 1815. Pestalozzi schreibt darüber an einen Freund [30]: „Ihr Leben an meiner Seite war schwer; Kummer und Sorgen waren ihr Teil. Doch das letzte Jahr ward ihr das trostvollste. Sie sah mein Unternehmen, das . . . durch sich [illegible] de Schwierigkeiten

(sich) hindurchdrängen mußte, sich in der letzten Zeit in seinen wesentlichen Fundamenten merklich stärken und in vielen Rücksichten wieder um mich her neues Vertrauen gewinnen. Das machte ihre letzten Tage heiter und froh." Und an die treue Freundin, Frau von Hallwyl[31]: „Meine Frau starb mit der Überzeugung, daß mein Werk gerettet und große Mittel zu seinem Wachstum in meine Hände gefallen; und meine Kraft, sie zu benutzen, ist wirklich lebendig und mein Wille dafür entschieden. Es wird gehen, es muß gehen. Der Mensch, der in jenem Stübchen — Sie nannten es Pestalozzi-stübchen — so dunkel war und so wenig Einfluß hatte, dieser Mensch sieht sich jetzt am Ende seines Lebens in der einflußreichsten und, ich darf wohl sagen, in der erhabensten Laufbahn, die sich ein Mensch zu denken vermag. Also waltet Gott über die Schicksale der Menschen; Freundin, er waltet auch über Ihre Schicksale, und Sie werden ihn vor dem Ende Ihrer Tage dankend preisen, wie ich ihn dankend preise." Blochmann erzählt[32]: „Sie trug noch im hohen Alter die Spur ihrer früheren Schönheit; ihr Ausdruck war würdevoll, mild und wohlwollend, auf ihren Zügen lag die Ruhe eines in den Lebenskämpfen zwar müde gewordenen, aber friedevollen Herzens. Pestalozzi erholte und erquickte sich oft von des Tages bewegtem Treiben in ihrer Nähe und ließ die Stürme seines äußeren Lebens nicht in ihr stilles Gemach, nicht an ihr ruhebedürftiges Gemüt dringen." Die schon erwähnten Briefe der Greisin an Muralt, den eine innige Freundschaft mit dem Ehepaar verband, beweisen, daß sie an den Schicksalen der Anstalt lebhaften Anteil nahm und sie in echt frauenhafter Weise mit ihren Sympathieen und Antipathieen begleitete.

8. Die Zeitereignisse. Begegnungen mit Monarchen. Der Sturz Napoleons weckte neue Hoffnungen auch für die große nationale Sache der Erziehung. Ritter schrieb (6. Mai 1814) an Pestalozzi[33]. „Jetzt ist die Zeit, wo Ihre gewichtvollen Worte und Ihr Werk einen lockeren Boden finden zum Aufsprossen für junge Saat. Es ist überall

Geist und Herz auf das gerichtet, was Not tut; aller Gemüt ist empfänglich geworden; denn jedes Individuum fühlt sich gehoben durch das Allgemeine .... Könnte je eine Zeit wiederkehren, die Deutschland mehr als die jetzige aufforderte, nur Eine Nationalkraft zu entwickeln, nur Einen Körper zu bilden mit Einem Kopf, Einem Herzen und mannigfaltigen Gliedern, die Ein Nervensystem durchzöge, Ein Wille bewegte? Entweder jetzt oder Jahrhunderte nicht werden wir uns politisch gestalten .... Zumal durch die Preußen, unter denen der Geist lebendig geworden, ist ein Fortschritt für die Freiheit und das Wohl des Volkes zu erwarten; sie haben überhaupt die große Lehre gegeben, zu welcher Höhe sich der Staat emporschwingt, wenn Volk und Fürst zu Einer Familie gehören."

Äußerlich wurde Iferten von den Weltereignissen nur leicht berührt. Im Januar 1814 streiften die gegen Napoleon verbündeten Heere die Schweiz, es sollte in Iferten ein Militärlazaret errichtet werden. Für die Stadt und mehr noch für das Institut war diese Aussicht, da unter den zahlreichen Kranken und Verwundeten der Typhus wütete, höchst bedenklich. Die Stadt sandte darum zwei Abgeordnete, die um Zurücknahme der Anordnung bitten sollten, in das Hauptquartier der Verbündeten nach Basel, und Pestalozzi schloß sich ihnen an, um noch besonders für das Institut zu bitten. „Jene fanden sich nicht besonders geehrt", erzählt R. de Guimps [34], „durch die Reisegesellschaft des ungekämmten Sonderlings, für dessen Verdienste sie kein Verständnis hatten. Groß war daher ihre Überraschung über die Aufnahme, die dieser bei den versammelten Fürsten fand .... Umgeben von seinen Würdenträgern empfing ihn der russische Kaiser; Pestalozzi ergriff die Gelegenheit, ihm die Verbesserung der Schulen und die Aufhebung der Leibeigenschaft ans Herz zu legen; in seiner Begeisterung vergaß er ganz seine Lage, er rückte dem Kaiser so nahe, daß dieser sich genötigt sah, sich vor ihm zurückzuziehen; er hatte ihn schon bis an die Wand gedrängt und war eben im Begriff, ihn am Rockknopf zu fassen,

als er seine Ungeschicklichkeit merkte: Verzeihung! sagte er und wollte dem Zar die Hand küssen; aber dieser umarmte ihn herzlich." Pestalozzi trug den Wladimirorden — letzter Klasse und eine Sammlung von Mineralien vom Kaiser von Rußland, eine Kiste Tokayer vom Kaiser von Österreich davon. Blochmann bemerkt darüber[35]: „Wir ärgerten uns in tiefster Seele, daß ein Kaiser von Rußland es hatte wagen dürfen, solch einem Manne, dem er, wollte er nach Verdienst ihn ehren, das Großkreuz hätte übersenden müssen, das Kreuz niedrigster Klasse zu schicken, das beinahe jeder Korporal seiner Armee an der Brust trägt. Der König aller Könige hatte ihn schon mit einem anderen Kreuze geschmückt, und dasselbe (ihm) nicht äußerlich ans Herz, sondern tief ins Herz geheftet. Dieses hat er getragen zur Ehre seines Königs und zu eigner Verherrlichung täglich bis zu den letzten Stunden seines mühsamen Lebens." Das Spital kam nicht nach Iferten, aber allerdings nach dem nahen Grandson.

In demselben Jahre besuchte der preußische König sein wiedergewonnenes Fürstentum Neuenburg. Pestalozzi, obgleich ernstlich krank, ließ es sich nicht nehmen, zum Könige zu reisen, um ihm für sein tätiges Interesse an seiner Sache und der der Volkserziehung überhaupt persönlich zu danken[36]. Er bekam ihn indessen kaum zu sprechen. „Diese Audienz war weniger als keine", schreibt ihm nachher Nicolovius, „sie hätte dich ganz irre machen können. Was du aber früher an Vertrauen und Beifall gefühlt und geäußert hast, es ist das Richtige und Wahre, und dein Brief an mich, der vorzüglich deine Freude an unserem König enthielt, hat der seligen Königin in den Tagen des tiefsten Unglücks sehr wohl getan. Jenem Glauben bleibe treu. Was du über Süvern sagst, ist nicht richtig. Von der tiefen Bedeutung deines Strebens, von deinen Ideen und Ansichten über Erziehung im allgemeinen und auch über einzelne Unterrichtsfächer ist er wahrlich innigst ergriffen, und ich bin ihm das Zeugnis und Dank schuldig, daß er von der ersten Stunde *an* und bis jetzt deiner Sache unter uns herrlich geholfen hat.

. . . Du würdest gern ihm Rede stehen, weil er gern und Wichtiges zu fragen hätte, und du würdest ihn nicht entlassen, ohne ihn an dein Herz zu drücken.“ Wie aus dem Briefe hervorgeht, hatte Pestalozzi auch Süvern getroffen, aber es war im Drange der Geschäfte zu keiner ernsten Aussprache gekommen.

9. Die Schrift „An die Unschuld usw.“: Staat und Individuum. Die Gedanken, welche die großen Ereignisse der Zeit in ihm weckten, legte Pestalozzi nieder in der Schrift des Jahres 1815: „An die Unschuld, den Ernst und den Edelmut meines Zeitalters und meines Vaterlandes“, deren Quintessenz in dem Satze[37] enthalten ist: „Es ist für den sittlich, geistig und bürgerlich gesunkenen Weltteil keine Rettung möglich als durch Erziehung, als durch die Bildung zur Menschlichkeit, als durch die Menschenbildung.“ Die Schrift gehört nach ihrer ganzen Gedankenrichtung eng zusammen mit den „Nachforschungen“. Wer dieses Erzeugnis seiner trübsten Lebensperiode, durch sein eigenes späteres Urteil verleitet, für eine bloße zeitweilige Verirrung ansähe, von der er bald wieder zurückgekommen sei, müßte sehr überrascht sein, in dem 20 Jahre später bei sehr geänderter Zeitlage, aus ganz anderer Stimmung heraus geschriebenen Buche fast ganz die gleichen Gedankengänge wiederzufinden. Die Rousseau’schen und Kantischen Züge treten ungeschwächt wieder hervor. Der Gegensatz von Sinnlichkeit und Sittlichkeit, bloßer „Zivilisation“ und wahrer „Kultur“ wird ganz in der früheren Schroffheit behauptet: Gegen die Sinnlichkeit Herr über sich selbst zu werden, die Ansprüche unserer tierischen Natur dem höheren menschlichen Willen unseres Geistes und unseres Herzens zu unterwerfen, ist der Mittelpunkt und das Wesen der sittlichen Erziehung[38]; die Selbstsucht, in der jeder die Andern als seine Speise, als Mittel seiner Genießungen und seines Dienstes und nicht als selbständige Wesen ansieht, ist die allgemeine Quelle der Entsittlichung[39]. Die wahre sittliche „Kultur“ des Menschen ist

schlechthin individuell, gegenüber der „unbegründeten, kulturlosen Zivilisation“[40], die auf den Bedürfnissen der kollektiven Existenz des Menschen beruht und bloß als solche nichts Sittliches ist. „Unser Geschlecht bildet sich wesentlich nur von Angesicht zu Angesicht, nur von Herz zu Herz menschlich. Es bildet sich wesentlich nur in engen, kleinen, sich allmählich in Anmut und Liebe, in Sicherheit und Treu ausdehnenden Kreisen also. Die Bildung zur Menschlichkeit, die Menschenbildung und alle ihre Mittel sind in ihrem Ursprung und in ihrem Wesen ewig die Sache des Individuums und solcher Einrichtungen, die sich eng und nahe an dasselbe, an sein Herz und an seinen Geist anschließen. Sie sind ewig nie die Sache der Menschenhaufen; sie sind ewig nie die Sache der Zivilisation.“[41] Denn der Grund der Menschenbildung ist nirgends anders zu suchen als „in mir selbst, als im Menschen selber“; dann aber heißt es weiter: im Tun der Mutter und in den Bedürfnissen des Kindes; was dann wieder tief und schön, wie so oft schon, ausgeführt wird[42]. Also ist es doch die Gemeinschaft der Individuen, in der allein der Mensch sich menschlich bildet. Und auch nicht bloß die Gemeinschaft des Hauslebens, sondern weiter auch die staatliche Gemeinschaft. Die, bei Seyffarth klare Ausführung XI, 71 ff., gibt darüber volles Licht und beseitigt auch jeden Schein eines falschen Individualismus. Dort heißt es geradezu: „Die Kraft der Kultur vereinigt die Menschen als Individua in Selbständigkeit und Freiheit durch Recht und Kunst“ (d. h. innerlich); „die Kraft der kulturlosen Zivilisation vereinigt sie ohne Rücksicht auf Selbständigkeit, Freiheit, Recht und Kunst als Masse durch Gewalt“ (d. h. nur äußerlich). Allerdings bleiben die Erfordernisse der kollektiven Existenz unseres Geschlechts mit den Ansprüchen der Individuen und mit den höheren Ansichten der Menschennatur und ihrer wesentlichen Bestimmung in einem ewigen Widerspruch, der durch keine Weisheit der Gesetzgebungen und Verfassungen vollends aufgehoben werden kann . . . Ohne eine höhere Ansicht des Lebens veredelt sich

die Menschennatur durch keine Art von bürgerlicher Verfassung, durch keine Art von Konstituierung ihrer selbst als Masse, durch keine Art ihrer kollektiven Existenz als solcher[43]. In Erinnerung an bekannte Aussprüche Jesu erklärt er: „Der bloß zivilisierte Mensch kennt die Gerechtigkeit nicht, die aus Gott ist, . . . die aus der Reinheit der Ansprüche der höheren Menschennatur hervorgeht. Er kann es auch nicht; die bürgerliche Schule lehrt es ihn nicht und das bürgerliche Recht verpflichtet ihn zu keinem ihrer Gebote . . . . Die gesellschaftliche Gerechtigkeit als solche fordert vom Bürger keine Tugend und keine Veredlung des Herzens, aus welcher die Tugend allein hervorgeht . . . Von dieser Seite ins Auge gefaßt, hat das gesellschaftlich vereinigte Staatsglied durchaus kein Menschenrecht." Der Zweck der kollektiven Existenz ist durchaus nicht Veredlung, Vervollkommnung des Menschengeschlechts, sondern „Sicherstellung der Möglichkeit der Ruh, der Befriedigung und der Äufnung der Vorteile des Beieinanderlebens großer oder kleiner Menschenhaufen."[44] Aber eben darum, weil der gesellschaftliche Zustand an sich ihn nicht sittlich veredelt, so hat der Mensch im gesellschaftlichen Zustand ein Recht notwendig. „Die Behauptung, der Mensch habe im gesellschaftlichen Zustand kein Recht . . . ist eine Lästerung ebensowohl gegen das Wesen des gesellschaftlichen Menschenvereins, als gegen die Idee der Souveränität. Der Zweck der gesellschaftlichen Vereinigung", heißt es jetzt, in scheinbarem Widerspruch mit dem eben angeführten Satze, „ist offenbar Verbesserung und nicht Verschlimmerung des Naturzustands, die unser Geschlecht durch die Kultur des Erdbodens und durch die seiner selbst zu erzielen sucht. Diese Kultur aber ist nur durch die höhere Begründung des menschlichen Rechts und nicht durch seine Entwürdigung und seine Zernichtung erreichbar."[45] Besonders vollzieht sich ihm die Vereinigung der sittlichen und der gesellschaftlichen Forderungen in dem (ganz Rousseau'schen) Begriff der Souveränität. „Der Begriff der Sozietät fordert vor allem aus eine gesellschaftlich gesicherte Begründung der Kraft des Ganzen, eine von

dem Widerspruch und dem Widerstand der Individuen und jeder klubistischen Vereinigung derselben unabhängende gesetzlich konstituierte Macht der Regierung." [46] Die Souveränität wird gedacht als eine heilige, göttliche Macht; sie wird „unter religiösen Völkern durch die Salbung mit dem heiligen Öl von aller menschlichen Macht gesondert, als eine über die menschlichen Schwächen und über ihre Leidenschaften erhabene Macht ins Auge gefaßt und verehrt", und so „gleichsam über das Menschliche . . . erhoben als eine göttliche Obhut zur Sicherstellung der Menschlichkeit." [47] Also ist der gesellschaftliche Zustand zwar an sich und „bei seinem ersten Erwachen nichts weniger als ein Resultat der gebildeten Vernunft und der gebildeten Menschlichkeit," aber die bürgerlichen Gesetze und Einrichtungen entfalten sich immer mehr, sollen sich progressiv immer mehr entfalten nach dem Grad der allmählich steigenden Völkerkultur [48]. Diese muß allerdings vom Individuum und vom Hausleben, von der „heiligen Näherung des Individuums an das Individuum" ausgehen [49]; aber sie muß, wie alles Gesagte zeigt, sich von da bis zum Staat, zum vermenschlichten Staat erheben. „Individuelle Kultur ist . . . das Fundament der Segenskräfte der kollektiven Menschenkultur." [50] Volkskultur und Volksbildung sind bei der Hintansetzung und Verwahrlosung des Volks . . . ein täuschender Traum, der in der Wahrheit nicht besteht. [51] „Laßt uns Menschen werden, damit wir wieder Bürger, damit wir wieder Staaten werden können!" [52]

Freilich, „das ist eben die Kunst", sagt man; „aber diese Kunst ist noch nicht erfunden, und das Geschwätz von ihr hat sich noch nie praktisch erwahret." — Mit Entrüstung tritt er solcher Rede entgegen. Diese Kunst ist gottlob nicht erst zu erfinden; „sie ist da, sie war da, sie wird ewig da sein. Ihre Grundsätze liegen unauslöschlich und unerschütterlich in der Menschennatur selber. Sie sprechen sich in den Gesetzgebungen und Einrichtungen der Vorwelt in allen Epochen

der Geschichte . . . in Erfahrungen und Tatsachen entscheidend aus.“[53] „Das Bedürfnis der Zeit ruft heute jedem edlen Manne . . . zu: Was der Staat und alle seine Einrichtungen für die Menschen**bildung** und die Volkskultur **nicht** tun und nicht tun können, das müssen wir tun. Vaterland, Deutschland! Unter den Tausenden, die sich durch den Schrecken der vergangenen Jahre zur Besonnenheit einer gereiften Selbstsorge erhoben haben, ist nur Eine Stimme: Wir müssen unsere Kinder besser und kraftvoller erziehen, als es bisher geschehen . . . Die Menschennatur müßte sich selber verloren und das Menschengeschlecht sich selber weggeworfen haben, wenn es nicht dahin gekommen wäre. In allen Ständen sind edle Individuen für das Gefühl dieses Bedürfnisses gereift . . . Vaterland, was du immer bist, das bist du . . . . durch die in der Weisheit deines Volkes erhabene Kraft deines Hauslebens. Vaterland, heilige wieder dieses alte Fundament des Segens deiner Wohnstube. Ihr allein dankst du noch heute den Mut deiner für leibliche und geistige Freiheit kämpfenden und siegenden Väter . . . ihr deine Geistes- und Kunstbildung, ihr auch den mäßigen, bescheidenen, in den Schranken bloß bürgerlicher Ansprüche festen und edlen Magistratursinn deiner Ahnen . . . . ihr den nur unter einem solchen obrigkeitlichen Geist möglichen kraftvollen, in jedem Fall mit Leib und Gut zu dir stehenden Gemeinsinn unsrer Väter.“[54]

10. „An die Unschuld usw.“: Die Revolution und Napoleon. Aus solcher Gesinnung tritt er kraftvoll ein für die Achtung des Nationalwillens, als des Fundaments der Rechts- und Freiheitsansprüche der Väter; für die gesetzliche Freiheit des Landes, d. i. des Volkes. Es gibt kein Völkerrecht ohne ein Volksrecht, und kein Volksrecht ohne ein Menschenrecht. Dieses liegt freilich nicht in den Gelüsten des Volks, wohl aber in dem ewigen, unveränderlichen Wesen der Menschennatur[55]. — Auch sein sicheres und unbestochenes Urteil über die Ursachen und die Bedeutung der Revolution ist durch di[illegible]onischen Zeitalters in nichts

wankend geworden. „Das Recht der Welt ist nichts weniger als ursprünglich durch die Revolution gestürzt und zu Grunde gerichtet worden. Das Unrecht der Revolution ist nicht in die Unschuld des Weltteils hineingefallen wie die Sünde ins Paradies. Eine bis zur Niederträchtigkeit versunkene Schwäche von tausend und tausend Recht, Ehre und Treu schändenden öffentlichen Maßregeln ging der Revolution, wie eine offene Kriegserklärung dem Brand und Mord, der dann hernach folgt, vorher"[56]. Nur durch diese Schwäche der Völker hat ein Napoleon siegen können. „Die Macht der Einheit, in der Deutschland wie ein Fels im Meere hätte dastehen können, hat sich in der millionenfachen Selbstsucht seiner nur Genuß suchenden Glieder verloren, und damit war für Deutschland alles verloren . . . In der Fortdauer einer durch Not erzwungenen und durch Not gesteigerten Gegenwirkung hob sich endlich auch Deutschlands physische Kraft zu einem hohen Grad der Energie empor. Aber Buonapartes Fall gefahret dieselbe wieder. Die Nachgeburt unsrer Schwäche, der schwankende und sich am Hohen, Wahren, Reinen nie festhaltende Moderantismus kam wieder an die Tagesordnung und droht uns nochmals in die alte Selbsttäuschung" zurückzuwerfen.[57] Da also Napoleon nur über die Schwäche siegte, so war er kein wahrer Herrscher; er schien nicht zum Souverän geboren, sondern zu einem Dienstmann; zu einem unvergleichlichen Dienstmann: aber er fand nicht seinen Herrn. Auch in der Vernichtung alles Edelmuts noch fast bis zur Erhabenheit groß, verachtete er alles, was ihn nicht beherrschte, und fand niemand, der ihn zu beherrschen vermochte[58]. Es war gar nicht sein Schwert, durch das er Gewalt hatte: seine Geisteskraft ergriff die Schwäche der Menschheit mit unwiderstehlicher Gewalt . . . . Er sagte zum Menschengeschlecht wie zu einem einzigen Mann: Gehe hin! und es ging hin; komm her! und es kam her . . . Mit dieser Kraft . . . hat er der Menschheit ein Licht angezündet über die Natur der Souveränität, über das Göttliche und über das Tierische des gesell*schaftlichen* Regierens und Gehorchens, Freiseins und Frei-

seinwollens, wie, so lange der Weltteil bevölkert ist, noch keines auf demselben brannte. Seine Erscheinung war notwendig. Das Gute, das er gewirkt, ist neu, das Böse, das er tat, ist in seinem Wesen nichts weniger als neu[59]. Das Ungeheure, was Napoleon vollbracht hat, war, daß er den Menschen rücksichtslos dem Staat opferte, und daß durch sein notwendiges Scheitern diese längst bestehende trügliche Meinung: daß der Mensch dem Staate gehöre, ad absurdum geführt wurde, wie sie noch nie ad absurdum gegeführt worden war. Dieser Grundsatz selbst war vor ihm schon da; aber er wurde doch noch insgeheim als Unrecht empfunden: er hat „das Bewußtsein dieses Unrechts aus der Seele auch des letzten Mannes, den er als Staatsmittel im Dienst seiner Selbstsucht hatte, bis auf die letzte Spur ausgelöscht.“[60] Er hat nicht nur die Armen-, Kirchen- und Gemeindegüter allgemein und unbedingt als Staatsgüter behandelt, er hat das Kind im Mutterleib als Staatsgut behandelt. Das Wort, daß die Kinder dem Staat gehören und nicht den Eltern, sagt nicht weniger als: der Mensch muß seine Individualität und ihr heiliges Recht der kollektiven Existenz unsres Geschlechts aufopfern, wenn und wo und wie diese es begehrt; es sagt nichts weniger als: der Mensch gehört der Welt, er gehört nicht Gott und nicht mehr sich selbst.[61] — Ich habe anderswo[62] das, was die edelsten Männer jenes Zeitalters auf dem Gebiete des Rechts und des Staats anstrebten, ganz kurz damit auszudrücken versucht: man wollte Vermenschlichung des Staats statt Verstaatlichung des Menschen. Wir sehen, wie dies auf Pestalozzis prophetische Schrift von 1815 bis zum Buchstaben zutrifft. Man hat sich viel aufgehalten über ihre Weitschweifigkeit, die öfteren Wiederholungen, den allzu pathetischen Ton. Die Ausstellungen sind begründet; nur soll man darum nicht blind sein gegen die Fülle, Tiefe und Wahrheit der Gedanken, gegen den echten Seherblick, der sich in der Schrift bekundet. Besonders, wer noch immer nicht begriffen hat, was Pädagogik und Sozialphilosophie mit einander zu tun haben, was

„soziale Pädagogik“ besagen muß — und was sie nicht darf besagen sollen, dem dürfte das Studium dieser Schrift nicht zu erlassen sein.

11. „Reden an mein Haus“. Außer dieser bedeutenden Schrift gehören der zuletzt vorgeführten Periode auch die meisten und besten der „Reden an mein Haus“ [63] an. Es sind bedeutsame Zeugnisse der persönlichen Eigenart des Mannes und der Schicksale seines Werks; rückhaltlose Bekenntnisse oft erschütternder Art. So gleich die erste Rede, gehalten am Neujahrstage 1808 an seinem als Symbol aufgestellten Sarge. Pestalozzi hat selbst in einer späteren Rede diese furchtbare Symbolik und die harte Auslegung, welche die Rede selbst hinzufügt, als nicht recht erkannt; bezeichnend ist beides in hohem Maße für den in phantasie- und gefühlsstarken Naturen fast nie fehlenden Zug zum Extremen, zu einem Auskosten bis zur Hefe des Bittersten, das einem Menschen empfindbar ist. Schon die nächste Neujahrsrede (1809) atmet, bei aller auch hier nicht fehlenden Selbstanklage, bei aller Unterschätzung dessen, was er, und Überschätzung dessen, was andre geleistet, doch wieder eine freudige, vertrauende und tief dankbare Stimmung. Die Rede enthält in ihrer Kürze zugleich einige wertvolle Gedanken in so warmer, zu Herzen gehender Fassung, sie widerlegt die seltsame Meinung, als ob Pestalozzi, ganz gegen seine eigenste Natur, einseitig Kopf- und nicht Herzensbildung angestrebt habe, in so schlichter, überzeugender Art, daß wir uns nicht entschließen konnten, sie aus unsrer Auswahl fortzulassen. Auf einen noch mannhafteren, freudevolleren Ton ist die Neujahrsrede von 1810 gestimmt, während die Bußtagsrede desselben Jahres wieder die tiefe Demut des „lieben Vaters“ Pestalozzi vor seinen Kindern und seinen Mitarbeitern in rührender Weise bekundet.[64] Wie wundervoll in der Stimmung, ja hoch dichterisch ist dann wieder in der Weihnachtsrede dieses Jahres die Erinnerung an die alte, vielmehr die ideale Art, das Fest der Liebe und der sittlichen Gemeinschaft zu begehen; wie hochsinnig und ernst

die Anwendung auf die Wirren des Hauses (kurz nach dem Abgang Joseph Schmids), wie mild und versöhnlich der Schluß von der „Anmut" Jesu als Kind und gegen die Kinder, seiner göttlichen Anmut selbst im Sterben, da er noch vom Kreuz herab Trost in die Seele seiner Mutter goß! Wer etwas vom Wesen Pestalozzis, ich sage nicht, verstanden, sondern nur gefühlt hat, dem muß dies Bild: Pestalozzi im Kreise der Seinen, solche Worte im Munde, die Seele ergreifen, wie es die erhabenste künstlerische Darstellung nicht vermöchte. Und nur eine Woche später, zu Neujahr 1811, folgt die tief philosophische, an Schleiermacher, an Platos Gastmahl gemahnende, im Kerne aber wieder ganz Kantische Rede von der Unsterblichkeit. Auch diese beiden Reden findet man in unserer Auswahl. Niedererſche Züge zeigt die Pfingstrede von 1811 [65]; und wohl auch die Betrachtung über die Entwicklung der Offenbarung in der (nur als Fragment vorliegenden) Weihnachtsrede desselben Jahres. Von den weiteren Reden (bis 1815) darf hier abgesehen werden.

12. Erneuter Zwist in der Anstalt. Der Austritt Niederers. Wir haben uns nun wieder nach den Schicksalen der Anstalt zu erkundigen. Bis dahin hatte sie sich unter allen noch so schweren Anfechtungen von außen und Zerwürfnissen im Inneren auf achtbarer Höhe gehalten; sie stand in den Augen aller, denen es rein um die Sache zu tun war, noch unerschüttert da. Von nun aber ging es mit ihr rettungslos bergab.

Nabholz hatte gleich anfangs gewarnt. Er erkennt ganz an, daß Pestalozzis Idee sich zwar noch nirgends vollkommen klar, aber bisher durch Schmid im mathematischen Fach am bestimmtesten offenbart hatte; allein Mathematik ist nicht Erziehung, obwohl sie gewiß, wie jeder Unterrichtszweig, erziehend wirken soll. Ihm aber hat die Mathematik den Blick verengt; daher bedarf Pestalozzi eines Mannes, der den Einheits- und Zusammenhangspunkt alles Wissens und Könnens lebendig in sich trägt; dieser Mann ist Niederer. „Schmid und Niederer müssen sich die Hände geben, dann ist

dein Haus geborgen."[66] Das einzusehen war nicht schwer; Pestalozzi selbst war darüber gewiß nicht im Zweifel. Aber die beiden Männer, die wie Feuer und Wasser auf einander wirkten, zu einem selbstlosen gemeinschaftlichen Arbeiten rein für die Idee Pestalozzis zu vermögen, das eben war die schwierige, vielmehr es war eine ganz unlösbare Aufgabe. Und so sehen wir bald die bittere Fehde wieder entbrennen.

Schmid verstand sich auf die Rechnung, die bisher immer der schwache Punkt der Anstalt gewesen war, nur allzu gut. Die ganze Anstalt war und wurde ihm immer mehr Geschäftssache. Kein Wunder, daß alle, die einzig Pestalozzis Idee und Persönlichkeit nach Iferten gezogen hatte, sich von dem neuen, erkältenden Geiste, der mit dem geschickten Rechner in die Anstalt eingezogen war, zurückgestoßen fühlten. Wiederum ist es menschlich zu verstehen, daß der edle Dulder, der nun endlich doch nach einem festen Stab verlangte, auf den er sich stützen konnte, seinen Halt da suchte, wo er wenigstens Festigkeit sah; diese, das ist nicht zu leugnen, fand er damals nur in Schmid.

Im Januar 1816 brach zuerst der Sturm los, indem Schmid harte Anklagen gegen Niederer, Krüsi und alle älteren Lehrer erhob und sie in taktloser Weise auch unter den Schülern, ja in der Stadt verbreitete. Noch einmal gelang es Pestalozzis unendlicher Langmut und Liebe, den Riß zu verkleben; aber der geringste Anlaß genügte, den künstlich behaupteten Frieden wieder zu zerreißen. Diesmal waren es die deutschen Lehrer, Blochmann an der Spitze, die ihre Klagen gegen Schmid bestimmt formulierten; und da Pestalozzi erklärte, sie lieber alle ziehen sehen als den Einfluß des Mannes beschränken zu wollen, der allein das Institut retten könne, so blieb es bei ihrem Entschluß, Iferten im kommenden Sommer zu verlassen. Dann zog sich Krüsi still zurück. Dem einfachen Manne wurde es unter all dem Hader nicht mehr wohl. Niederer, so scheint es, forderte von ihm, daß er in dem sich immer mehr zuspitzenden Konflikt *entschieden* Partei nehme, und sah eine „Beschränktheit" darin,

daß er damit nichts zu schaffen haben, sondern still nur seine Pflicht tun wollte. So gab es für Krüsi keinen andern Ausweg, als zu scheiden.

Für eine Zeitlang war nun Ruhe, indem Niederer wie Schmid sich so weit bezwangen, daß sie sich um einander nicht kümmerten, sich aus dem Wege gingen. Das war wenig, aber es war etwas. Inzwischen arbeitete man, und nicht ohne Erfolg. Statt der abgegangenen Preußen kamen neue, unter denen Lautz der tüchtigste war. Auch der treffliche Musiker Schnyder von Wartensee trat um diese Zeit in das Institut ein und widmete sich ihm ein ganzes Jahr. Die Zahl der Zöglinge mehrte sich wieder. Pestalozzi überlegte mit Lautz, Mieg und Nabholz, wie dem unhaltbaren inneren Zustand der Anstalt ein Ende zu machen sei; aber Schmid widersetzte sich entschieden jeder Reform, die seinen Einfluß beschränkt hätte; und so trennte sich bald auch Lautz mit den übrigen Preußen vom Institut.

Niederer selbst war sich längst darüber klar, daß seines Bleibens im Schloß nicht ferner sein konnte. Nachdem er schon wiederholt seine Absicht, vom Institut sich zu trennen, erklärt hatte, jedesmal aber von Pestalozzi wiederum bestimmt worden war, noch einstweilen zu bleiben, benutzte er endlich die Konfirmationsfeier, Pfingsten 1817, um in der Predigt vor den Zöglingen, die er zu konfirmieren hatte, vor dem ganzen Personal der Anstalt und der großen Zahl derer, die sich zu der Feier aus der Stadt im Betsaal des Schlosses versammelt hatten, seine Lossagung von Pestalozzi endgültig zu erklären. Dieser antwortete ihm auf der Stelle [67], verwies ihm, daß er den offenen Zwist in die Kirche und auf die Kanzel trug, und erklärte, am nächsten Sonntag sich rechtfertigen zu wollen; was er indessen aus Friedliebe dann doch unterließ. Niederer hat seitdem das Schloß nicht mehr betreten. Verhandlungen, den Bruch wieder zu heilen, führten zu keinem Ziel. Sehr richtig schrieb Nicolovius [68]: „Möge endlich in deinem Kreise sich alles in Harmonie auflösen und alle erkennen, daß dein Geist nicht

bei ihnen ist, wenn sie nicht leben wie du und nicht sich selbst preisgeben wie du.“ Eben das war es leider, was sie alle nicht vermochten.

13. Der Prozeß zwischen Pestalozzi und Niederer. Nach der Lage der Sache war eine reinliche Scheidung das einzig Erträgliche. Aber es blieb leider dabei nicht, sondern ein elender Rechtsstreit, mit allen sich daran hängenden üblen Nebenerscheinungen, mußte noch die letzten Lebensjahre des schwer geprüften Greises verbittern. Pestalozzi hatte die neben dem Knabeninstitut schon länger bestehende Mädchenanstalt im November 1813 an Rosette Kasthofer abgegeben. Eine unmittelbare Entschädigung dafür beanspruchte er nicht; für den Fall aber, daß die Anstalt zu größerer Blüte gelangte, sollte ein bestimmter Gewinnanteil ihm zufallen. Das Mobiliar sollte zu einem gewissen Betrag verzinst werden, wenn nicht der Besitzer vorzog, es anzukaufen. Später, bei der Vermählung Niederers mit Rosette, überließ Pestalozzi die Anstalt ganz nur dem Ehepaar und glaubte ihm damit keine geringe Wohltat zu erzeigen. Seine Angehörigen wenigstens waren der Ansicht, daß er damit sich selber empfindlich geschädigt habe. Zu irgend einer gegenseitigen Verrechnung war es bis zur Lossagung Niederers von Pestalozzi nicht gekommen. Da aber, gleich am Tage nach seinem Austritt (26. Mai 1817), forderte Niederer zugleich mit seiner rückständigen Besoldung als Lehrer, die ihm sofort ausgezahlt wurde, auch Klarstellung der Rechnungsverhältnisse der Mädchenanstalt. Pestalozzi, in der festen Überzeugung, daß er eher etwas zu fordern habe als seinerseits schulde, gedachte die schwierige Rechnung abzukürzen, indem er Frau Niederer eine Generalquittung ausstellte über alles, was diese ihm etwa noch schulde, und die Bitte hinzufügte, es dabei bewenden zu lassen. Es ist begreiflich, daß das Ehepaar Niederer darauf nicht einging. Aber Niederer geriet über dies wohlgemeinte, wenn auch nicht gehörig überlegte Vorgehen in heftigen Zorn und wies die „Großmut“, die ihm einen „sittlichen Selbstmord“ zumute, mit einem Briefe zurück,

Pestalozzi zu einer gefährlichen psychischen Erkrankung brachte. Schmid mußte ihn auf den Jura nach Bület bringen, wo er sich langsam erholte. Frau Niederer übersandte nun ihm eine hohe Rechnung. Pestalozzi erklärte, diese in „väterlichem Vertrauen" begleichen zu wollen, aber als „bürgerliche Rechts- und Pflichtsache" nicht anerkennen zu können. So mußte es zum Prozeß kommen, der sich durch sieben Jahre hinschleppte. Das schließliche Ergebnis war, daß das Ehepaar Niederer mit einem großen Teile seiner Forderungen abgewiesen wurde, aber auch Pestalozzi Ansprüche auf Grund des ursprünglichen Vertrags nicht mehr zu erheben hatte, weil in diesem andererseits ausbedungen war, daß Pestalozzi seine Lehrer auch für die Töchteranstalt zur Verfügung stelle, was seit längerer Zeit unterblieben war. Für das Mobiliar hatte das Ehepaar Niederer, nach Ausgleichung der gegenseitigen Forderungen, noch einen nicht bedeutenden Betrag zu entrichten.

Diese Dinge wären an sich von geringem Interesse. Das Schlimme der Sache lag in der immer weiter gehenden gegenseitigen Verbitterung der streitenden Parteien. Niederers Auftreten gegen Pestalozzi verrät schon vor dem Bruch oft ein Maß von Selbstüberhebung, Rechthaberei und fühlloser Härte, ja von einem triumphierenden Hochmut gegen den Mann, dem er doch nicht viel weniger als alles verdankte, was er war und bedeutete, daß Pestalozzi wohl mehr als ein Mensch hätte sein müssen, wenn er nicht von ihm, dessen Fähigkeiten er fort und fort sehr hoch einschätzte, sein Herz endlich ganz abgewandt hätte. Wenn man über seine blinde Hingabe an Schmid hart urteilt, so darf man nie vergessen, daß nichts anderes als Niederers nicht etwa bloß unkindliches, unfreundschaftliches, sondern unmenschliches Verhalten gegen ihn es war, das den Ruhebedürftigen wie mit Gewalt in Schmids Arme trieb. Dieser war gewiß ein enger und ziemlich skrupelloser Egoist; er macht in der Niedrigkeit seiner Gesichtspunkte neben dem hochfahrenden, aber in seiner Weise doch auch hochgesinnten Niederer sicher eine schlechte Figur; in ihm hat sich Pesta-

lozzi vielleicht noch schwerer getäuscht als in Niederer; aber er war und blieb doch in seiner Weise anhänglich an ihn und tat ihm — nach seinen Begriffen — Gutes. Pestalozzi glaubte ihm, aus dem unüberwindlichen Bedürfnis seines Herzens, doch Einem Menschen an seiner Seite zu glauben. Aus dieser Not, man möchte sagen, aus dem schlichten Selbsterhaltungstrieb seines Herzens, machte er sich fast wie mit Willen blind gegen Schmids Fehler, die andern freilich sehr greifbar waren; und so nahm er in dem immer wütenderen Kriege zwischen beiden so ungleichen Männern, gewiß nicht nach unparteilicher Prüfung, sondern aus dem instinktiven Zuge, der ihn von Niederer ab und eben darum Schmid in die Arme trieb, für diesen bedingungslos Partei, womit er freilich vielfach ungerecht gegen Niederer wurde. Er war ein Mensch; er hat nie etwas andres sein wollen; wer will einen Stein wider ihn aufheben? Die besten Freunde Niederers haben über dessen Verfahren gegen Pestalozzi nicht anders geurteilt. So sagt Blochmann[69] im späteren Rückblick: „Es war Niederer ein großes Werk bestimmt, tausendfach größer, als der Dolmetscher von Pestalozzis Ideen zu sein. Aber dies forderte mehr als Scharfsinn und dialektische Gewandtheit, es erforderte ein von Christi Geist gereinigtes und mit seiner Liebe erfülltes Herz. Dieses vermochte, aber auch nur dieses allein, wenn nicht Schmids selbstsüchtige Härte zu überwinden, doch Pestalozzis Bande zu lösen und ihn sich selbst wiederzugeben." Und derselbe zur Zeit der geschilderten Ereignisse selbst[70]: „Seine Natur hat große Tugenden, aber auch große Fehler. Er ist ein wundersamer Mann. Sobald seine innere große Glut auf etwas Unedles sich wirft, . . . so verzehrt sie sich selbst, ohne wohltätig zu sein; sobald er aber mit eben der Glut das Hohe, Edle erfaßt, so fesselt er und reißt hin . . . Niederer hat ein außerordentlich hitziges Gemüt, kann keinen Widerspruch erdulden und wird in seiner Leidenschaftlichkeit außerordentlich leicht ungerecht und selbst gemein und wegwerfend . . . . Die Worte Pauli: „Trage einer den andern in Liebe, weiset einander zurecht in Sanftmut!" sind

ihm ganz fremd . . . . Sein Geist, sein Scharfsinn sind groß; auch hat er Stunden, wo sein Herz sehr angeregt und lieblich ist und wo er hervortritt in seiner edleren, reineren Natur. Nur schade, daß er so oft vom bösen Dämon besessen wird; auch trinkt er jetzt zu viel . . . was sein Geblüt noch mehr erhitzt. Ähnlich urteilt über ihn sogar — vor der Verheiratung — Rosette Kasthofer.[71]

14. Nochmalige Verhandlung mit Fellenberg. Einen Augenblick schien es, als sollte Pestalozzi der Gewalt Schmids noch entrissen werden. Im August 1817, als Pestalozzi noch in Bület weilte, kam Jullien zum Besuch seiner Söhne wieder nach Iferten. Er erkannte die Lage richtig und griff, in der guten Absicht, Pestalozzi die ihm so dringend nötige Ruhe zu verschaffen, auf den alten Gedanken einer Vereinigung seines Instituts mit dem Fellenbergs zurück. Das Gelingen dieses Planes hätte Pestalozzi (wie Hunziker sagt) „mediatisiert", aber ihm vielleicht Ruhe erwirkt, jedenfalls ihn aus Schmids Händen befreit. Pestalozzi konnte, so wie er Fellenberg kannte, nicht sehr für das Projekt erwärmt sein; aber, fast willenlos in solchen Dingen, ließ er sich bestimmen, einen Vertrag zu unterzeichnen, der das Institut ganz in Fellenbergs Hände geliefert hätte. Wenige Tage nachher erschien eine ziemlich taktlose Mitteilung darüber in einer Zeitung, welche es so darstellte, als bezwecke die Vereinigung als Hauptsache, das Institut von seiner Schuldenlast zu befreien, und als solle es fortan nur eine „Vorschule" zu der Hofwyler Anstalt bilden. Dadurch fühlte sich Pestalozzi begreiflich in seiner Ehre angegriffen; er antwortete nicht ohne Schärfe, und so war es mit der geplanten Vereinigung natürlich aus. Fellenberg schob die Schuld auf Schmid und ließ eine Broschüre drucken, welche, ersichtlich von Niederers Seite inspiriert, die schwersten Anklagen gegen Schmid erhob. Als aber inzwischen die Rede Pestalozzis vom 18. Januar 1818 erschien, die, wie allgemein, so auch auf Fellenberg tiefen Eindruck machte, war dieser so weise, die

lozzi vielleicht noch schwerer getäuscht als in Nieder
er war und blieb doch in seiner Weise anhänglich
tat ihm — nach seinen Begriffen — Gutes. Pesta
ihm, aus dem unüberwindlichen Bedürfnis se
doch Einem Menschen an seiner Seite zu glaub
Not, man möchte sagen, aus dem schlichten Ze
trieb seines Herzens, machte er sich fast wie m
gegen Schmids Fehler, die andern freilich
waren; und so nahm er in dem immer wä
zwischen beiden so ungleichen Männern, gew
parteilicher Prüfung, sondern aus dem inn
der ihn von Niederer ab und eben darum
Arme trieb, für diesen bedingungslos Partei
vielfach ungerecht gegen Niederer wurde. Er
er hat nie etwas andres sein wollen; wer
wider ihn aufheben? Die besten Freunde
über dessen Verfahren gegen Pestalozzi nicht
teilt. So sagt Blochmann[69] im späteren
war Niederer ein großes Werk bestimmt,
als der Dolmetscher von Pestalozzis Ideen
dies forderte mehr als Scharfsinn und Dialek
heit, es erforderte ein von Christi Geist
seiner Liebe erfülltes Herz. Dieses vermochte
dieses allein, wenn nicht Schmids selbst
überwinden, doch Pestalozzis Bande zu
selbst wiederzugeben." Und derselbe zur Ze
Ereignisse selbst[70]: „Seine Natur hat gr
auch große Fehler. Er ist ein wunders
seine innere große Glut auf etwas Un
verzehrt sie sich selbst, ohne wohltätig
mit eben der Glut das Hohe, Edle erfa
hin . . . Niederer hat ein außerorden
keinen Widerspruch erdulden und wi
lichkeit außerordentlich leicht ungerec
wegwerfend . . . . Die Worte Pauli
dern in Liebe, weiset einander zu

unreif und verfehlt hin. Die Ver-
wirkte dazu wesentlich mit: indem
von ihm scheiden zu müssen glaubte,
seinen eigenen früheren Aufstellungen
as Niederer vorzugsweise aufgenommen
Schmid dagegen nie begriffen hatte und
zu begreifen unfähig war. So konnte
ielfach seine Gegner, gegen die er früher,
Niederer, lebhaft gestritten hatte, nach-
rtigen und das, was er vordem als sein
men, jetzt selber preiszugeben. Das alles
wo wir der Hitze des Kampfes fern stehen,
bis zu einem gewissen Punkte entschuldbar
es hat mehr als alles Andere dazu bei-
Wärme der Begeisterung für Pestalozzi und
abzukühlen, so daß schon vor seinem Hingang
ich von ihm abwandten und selbst ein Diesterweg,
ner ganzen Denkrichtung Pestalozzi von Anfang
and, Jahrzehnte brauchte, um sich von dem fast
ungünstigen Vorurteil gegen Pestalozzi und seine
machen und zu dem echten, dem großen Pestalozzi
ten Zeit zurückzufinden.

14. ... Die Geburtstagsrede von 1818. Dagegen ist
unermüdliche Greis in dieser letzten Periode
und ausgearbeitet hat, keineswegs gering-
von 1818 sagt, was die Grundsätze der
es Armenwesens betrifft, dem, der mit
en bekannt ist, allerdings nichts Neues;
iederer Pestalozzi zu schreiben wagte,
früheren Darlegungen sei, ist kein ge-
hält fest an der Grundüberzeugung von
neität der Menschenbildung und bringt sie
n, packenden Bildern wie nur
n der Theorie liegt ihre eigent-
n: die Erziehungskunst müßte
n; aber er sei fern von der

Erkenntnis dieser Wissenschaft; nur die Ahnung von ihr liege in seiner Seele, wiewohl mit einer Lebendigkeit, daß sie seine ganze Seele fülle und, als wäre sie in ihm selbst vollendete Wahrheit, in ihm liege.[76] Der Ausdruck dieser Ahnung ist in der Tat in dieser Schrift so stark und lebendig wie in irgend einer der früheren. Aber das Hauptgewicht fällt allerdings auf den alten Lieblingsgedanken: daß die „Wohnstube des Volks" der Mittelpunkt sei, worin sich alles Göttliche, das in den Bildungskräften der Menschennatur liegt, vereinige[77]. Die Elementarbildung „ist in ihrem Wesen nichts andres als ein erhabener Rückschritt zur . . . Einfachheit der Wohnstubenbildung. Diese Kunst ist wahrlich erhaben. Ihre Mittel . . . sind nicht einzelne Gaben des Wissens oder der Kunst, die dem Wasser gleichen, das man in Zübern herträgt und auf den dürren Boden ausschüttet. Dieses ausgeschüttete Wasser verliert sich bald; der Boden trocknet wieder auf und wartet trocken, bis wieder ein guter Mensch einen neuen Zuber auf ihn ausschüttet und ihn damit wieder anfeuchtet. Nein, nein, die Mittel der wahren Elementarbildung sind Quellen gleich, die, wenn sie einmal eröffnet, den Boden, den sie segnen, ewig nie wieder auftrocknen lassen."[78] In dieser Gesinnung knüpft er an seine „Jugendträume"[79] wieder an, indem er nicht bloß seine gehofften Einkünfte, sondern auch seine letzten Kräfte und Gedanken der Armenanstalt widmen möchte. Er beklagt es nicht, daß er erst als Greis zu diesem seinem ursprünglichen Ziele gelange[80]: alle die wechselvollen Schicksale vom Scheitern seiner ersten Unternehmung auf dem Neuhof an mußten ihn erst völlig dazu reif machen. Iferten und das ganze vieljährige Bemühen um den Ausbau der Methode war dazu nötig; es sind in seinen Augen nur „Bruchstücke von Versuchen, die Menschenbildung und, was ebenso viel ist, die Volkskultur . . . dem Gange der Natur, in der sich ihre Entfaltung in der Wohnstube ausspricht, näher zu bringen."[81]

Man steht bewundernd, aber freilich [illegible] [illegible]nd vor diesem Wagemut des so oft ur[illegible] [illegible]nnes.

Dieser Glaube, der, nur einige Augenblicke seiner letzten Verzweiflungstage abgerechnet[82], ihn nie verlassen hat, sog neue Kraft aus den frischen Hoffnungen, die er auf die Begründung seiner Anstalt setzte. Seine letzte Wurzel war die unvertilgbare Menschenliebe, die in ihrer Ursprünglichkeit und unbezwinglichen Sehnsucht nach unmittelbarer Betätigung besonders ergreifend spricht aus dem Traum in der Christnacht, den er in der Rede erzählt[83]: Es erscheint ihm ein armer junger Mensch, welcher bittet, als Zögling in sein Haus aufgenommen zu werden, und, da er ihm dies mit Freuden gewährt, ihn erinnert, daß er vor sieben Jahren schon ihn „ab der Straße" mit sich heimgenommen und in sein Haus habe aufnehmen wollen, aber ihn darin nicht habe behalten können. Es war ihm, wie wenn ihn Gott in diesem Augenblick zu ihm gesandt habe, und wie wenn eine Stimme vom Himmel zu ihm sagte: Mach, daß du ihn nicht noch einmal von dir wegsenden müssest! Nach dem Erwachen eilte er zu Schmid und erzählte ihm seinen Traum. Dieser, selbst gerührt, nahm seine Hand und sagte: „Ich will machen, daß du in nichts, das du jetzt anfängst, wieder aufhören müssest."

Und in diesem hoffnungsvollen Glauben gewinnt er ein ruhiges und reines Urteil über alles Geschehene. Das ist an der so vielseitig merkwürdigen Schrift wohl das Merkwürdigste, wie er mit größter Klarheit und Offenheit, sich selbst wahrlich weniger schonend als seine Peiniger, erklärt, wie alles gekommen, und um Frieden bittet. Über Schmid sagt er:[84] „Dieser Mann warf sich wie eine harte Schale um den Kern meines hinschwindenden Tuns und rettete mich . . . . Es ist kaum möglich, daß zwei Menschen im Wesen ihrer Anlagen verschiedener seien als er und ich; aber was ich bedurfte, ... das besitzt er in einem hohen Grad und hat damit meine durch mein schwaches Leben immer gefährdete und in den letzten Jahren nicht mehr nur gefährdete, sondern zertretene Selbständigkeit gleichsam aus dem Feuer gerettet und mir wieder gegeben . . . . Freunde, wie oft muß ich noch in meiner Lage wiederholen: Wenn die Schale meines Kerns

zertreten wird, so leidet auch der Kern, und wenn er unreif in der zertretenen Schale liegt, so gelangt er ewig nicht zur Reifung. Freunde, nehmt doch dieses Wort als das erläuternde Wort meines Benehmens in meiner Lage zu Herzen und glaubt doch nicht, daß ich irgend eine Schale als solche hochachte . . ." Gott gab ihm die Hilfe, die er dringend bedurfte; er gab sie ihm „nicht in einem fehlerlosen, sondern in einem Menschen, wie wir alle sind; aber in einem Menschen, der bestimmt die Kräfte hatte, deren Mangel mein Haus an den äußersten Rand des Abgrundes und mich der Verzweiflung nahe gebracht hatte . . . . Nein, Freunde, ich habe mir ihn nicht zu einem Götzen ausgesucht, in dessen blinder Verehrung ich mich selbst zu verlieren gedenke . . . Er hat seine Fehler, und ich muß auch seinethalben, wie meinethalben, Gott bitten, daß er ihn bewahre vor aller Verirrung des Fleisches und des Geistes. Aber von welchem Menschen muß ich das nicht Gott bitten?" Und im Hinblick auf Niederer:[85] „Keines Menschen menschliche Wahrheit ist die Wahrheit des Andern; jeder soll die seine in sich selber vor Gott bewahren und im Frieden leben mit dem, der dem Menschlichen in seiner Wahrheit widerspricht . . . Gott und mein Segen sei mit jedem, der in irgend einer meiner Lieblingsansichten weiter als ich sieht. Meine Ehre werde seine Ehre, und mein Dank begleite seinen verdienstvollen, mir voreilenden Gang. Nur soll ich das in mir selbst rein bewahren, was meine eigene Kraft ist, damit es nicht in der Menschlichkeit der Kraft irgend eines Andern zu Grunde gehe, sondern mit der Göttlichkeit der Kräfte eines jeden Andern mitwirke zum großen Ziele, das einst hinter unser aller Grab alle Menschlichkeiten verschwinden machen und nur das Göttliche unsrer Bestrebungen bleibend erhalten wird." Zuletzt nimmt er, wie stets, alle Schuld des Geschehenen auf sich: „Es ist meine Schuld; ich klage darüber auch niemand an . . ."[86] Aber er mußte Abhilfe suchen, er mußte dem disziplinlosen Zustand der Anstalt ein Ende machen, und das war nur durch Schmid möglich. Nochmals erkennt er aufs

höchste Niederers besondere Leistung an[87]: er denkt die Wahrheit im großen, strengen Zusammenhang, die er selbst, ohne die Kraft, die dieses Forschen voraussetzt, gern schlecht und recht gefühlt, geglaubt und ausgeführt sieht. Das eine wie das andere ist notwendig. Zuletzt freilich war das Wesentlichste, worauf es für sein Haus ankam, nicht die Erfindung einer neuen Unterrichtsweise, nicht eine neue Erziehungsmethode; „nein, so sehr auch die Idee der Elementarbildung in ihrem Wesen das Höchste ist, zu dem die menschliche Kunst der Erziehung, die Menschenbildung . . . sich zu erheben suchen muß, . . so ist ihre Erforschung als wissenschaftliche Unterrichtsmethode doch nicht das höchste, das oberste Pflichtband, das uns alle als solches gemeinsam unter einander vereinigt"; sondern dieses Band ist „die Pflicht, die uns anvertrauten Kinder gewissenhaft . . . zu versorgen."[88]

Pestalozzi hatte wohl gehofft, durch diese Darlegungen selbst Niederer zu versöhnen. Auch fanden lange Verhandlungen über eine Aussöhnung statt; sie endeten aber stets damit und mußten wohl damit enden: „An Schmid scheiden sich unsere Wege."

17. Die letzten Jahre der Anstalt zu Iferten.

Die Armenanstalt konnte bereits am 23. September 1818 eröffnet werden. Sie hatte ihren Sitz zuerst in Clindy (oder Clendy), nur 10 Minuten von Iferten, wurde aber schon ein Jahr später aus Zweckmäßigkeitsrücksichten, weil der Unterricht doch größtenteils von den Lehrern der Hauptanstalt erteilt werden mußte, ins Schloß verlegt. Das war jedenfalls ein Mißgriff. Es lebten nunmehr im Schloß Knaben und Mädchen, zahlende und arme Zöglinge zusammen. Das erstere wurde von der öffentlichen Meinung, auch in Iferten selbst, anstößig befunden; das letztere hatte die üble Wirkung, daß die sogenannten Pensionäre sich vielfach überhoben, die Armenzöglinge, die außer der Schulzeit Dienstbotenarbeit zu verrichten hatten, sich herabgesetzt fühlten. Indessen bestand die vereinigte Anstalt noch bis zum Jahre 1825. Pestalozzi, obwohl durch die vorausgegangenen Ereignisse schwer

lozzi vielleicht noch schwerer getäuscht als in Niederer; aber er war und blieb doch in seiner Weise anhänglich an ihn und tat ihm — nach seinen Begriffen — Gutes. Pestalozzi glaubte ihm, aus dem unüberwindlichen Bedürfnis seines Herzens, doch Einem Menschen an seiner Seite zu glauben. Aus dieser Not, man möchte sagen, aus dem schlichten Selbsterhaltungstrieb seines Herzens, machte er sich fast wie mit Willen blind gegen Schmids Fehler, die andern freilich sehr greifbar waren; und so nahm er in dem immer wütenderen Kriege zwischen beiden so ungleichen Männern, gewiß nicht nach unparteilicher Prüfung, sondern aus dem instinktiven Zuge, der ihn von Niederer ab und eben darum Schmid in die Arme trieb, für diesen bedingungslos Partei, womit er freilich vielfach ungerecht gegen Niederer wurde. Er war ein Mensch; er hat nie etwas andres sein wollen; wer will einen Stein wider ihn aufheben? Die besten Freunde Niederers haben über dessen Verfahren gegen Pestalozzi nicht anders geurteilt. So sagt Blochmann [69] im späteren Rückblick: „Es war Niederer ein großes Werk bestimmt, tausendfach größer, als der Dolmetscher von Pestalozzis Ideen zu sein. Aber dies forderte mehr als Scharfsinn und dialektische Gewandtheit, es erforderte ein von Christi Geist gereinigtes und mit seiner Liebe erfülltes Herz. Dieses vermochte, aber auch nur dieses allein, wenn nicht Schmids selbstsüchtige Härte zu überwinden, doch Pestalozzis Bande zu lösen und ihn sich selbst wiederzugeben.“ Und derselbe zur Zeit der geschilderten Ereignisse selbst [70]: „Seine Natur hat große Tugenden, aber auch große Fehler. Er ist ein wundersamer Mann. Sobald seine innere große Glut auf etwas Unedles sich wirft, . . . so verzehrt sie sich selbst, ohne wohltätig zu sein; sobald er aber mit eben der Glut das Hohe, Edle erfaßt, so fesselt er und reißt hin . . . Niederer hat ein außerordentlich hitziges Gemüt, kann keinen Widerspruch erdulden und wird in seiner Leidenschaftlichkeit außerordentlich leicht ungerecht und selbst gemein und wegwerfend . . . . Die Worte Pauli: „Trage einer den andern in Liebe, weiset einander zurecht in Sanftmut!“ sind

ihm ganz fremd .... Sein Geist, sein Scharfsinn sind groß; auch hat er Stunden, wo sein Herz sehr angeregt und lieblich ist und wo er hervortritt in seiner edleren, reineren Natur. Nur schade, daß er so oft vom bösen Dämon besessen wird; auch trinkt er jetzt zu viel ... was sein Geblüt noch mehr erhitzt. Ähnlich urteilt über ihn sogar — vor der Verheiratung — Rosette Kasthofer.[71]

14. Nochmalige Verhandlung mit Fellenberg. Einen Augenblick schien es, als sollte Pestalozzi der Gewalt Schmids noch entrissen werden. Im August 1817, als Pestalozzi noch in Bület weilte, kam Jullien zum Besuch seiner Söhne wieder nach Iferten. Er erkannte die Lage richtig und griff, in der guten Absicht, Pestalozzi die ihm so dringend nötige Ruhe zu verschaffen, auf den alten Gedanken einer Vereinigung seines Instituts mit dem Fellenbergs zurück. Das Gelingen dieses Planes hätte Pestalozzi (wie Hunziker sagt) „mediatisiert", aber ihm vielleicht Ruhe erwirkt, jedenfalls ihn aus Schmids Händen befreit. Pestalozzi konnte, so wie er Fellenberg kannte, nicht sehr für das Projekt erwärmt sein; aber, fast willenlos in solchen Dingen, ließ er sich bestimmen, einen Vertrag zu unterzeichnen, der das Institut ganz in Fellenbergs Hände geliefert hätte. Wenige Tage nachher erschien eine ziemlich taktlose Mitteilung darüber in einer Zeitung, welche es so darstellte, als bezwecke die Vereinigung als Hauptsache, das Institut von seiner Schuldenlast zu befreien, und als solle es fortan nur eine „Vorschule" zu der Hofwyler Anstalt bilden. Dadurch fühlte sich Pestalozzi begreiflich in seiner Ehre angegriffen; er antwortete nicht ohne Schärfe, und so war es mit der geplanten Vereinigung natürlich aus. Fellenberg schob die Schuld auf Schmid und ließ eine Broschüre drucken, welche, ersichtlich von Niederers Seite inspiriert, die schwersten Anklagen gegen Schmid erhob. Als aber inzwischen die Rede Pestalozzis vom 18. Januar 1818 erschien, die, wie allgemein, so auch auf Fellenberg tiefen Eindruck machte, war dieser so weise, die

gewordenen Auge zum letzten Mal auf die Wohnung Niederers heftend, der sein Nachbar war — Niederers, den er einst seinen Johannes nannte; Niederers, der, ohne allen Zweifel sein begabtester Schüler, nun sein erbitterter Gegner geworden . . ."

18. Schriften der letzten Lebenszeit. Er wollte für sich jetzt nichts mehr als Ruhe — Ruhe, um zu arbeiten. Das hat er redlich, fast bis zum letzten Atemzug getan. Seine gesammelten Schriften begannen im September 1818 zu erscheinen. Die ersten vier Bände (1818—20) brachten die dritte Bearbeitung von „Lienhard und Gertrud". Sie stellt, namentlich im dritten und vierten Teil, fast ein neues Werk dar, an dichterischer Kraft gegen das ursprüngliche gewiß zurückstehend, aber desto reicher an pädagogischem Inhalt. Einige der schönsten und reifsten Ausführungen über die Wohnstubenerziehung des Volks, über die erziehende Kraft der Arbeit, über die Harmonie der drei Grundkräfte im Menschen und ihre Vereinigung im Ganzen der Menschenbildung finden sich erst in dieser Bearbeitung, die daher von keinem, dem es mehr um den pädagogischen Inhalt als um die doch einmal unvollkommene Form des Kunstwerks zu tun ist, vernachlässigt werden darf. Ein ganz neuer fünfter und sechster Teil sollte folgen; der fünfte wurde noch so gut wie fertig; er ist leider 1840 bei einer Übersendung von Manuskripten an Schmid nach Paris verloren gegangen.

Auch die Schrift des Jahres 1820: „Ein Wort über den gegenwärtigen Zustand meiner pädagogischen Bestrebungen und über die neue Organisation meiner Anstalt" bietet neben manchem Altbekannten und manchem, was traurig berühren muß wegen der offenbaren Täuschung über den letzten, so bald und kläglich gescheiterten Versuch der Verwirklichung seines Lebenstraumes, doch noch manches von eigenem und neuem Interesse; so das Urteil über den „wechselseitigen Unterricht" (enseignement mutuel). Dieser war durch Bell und Lancaster damals sehr in Mode gekommen. Selbst Sta[illegible]tte sich dafür erwärmt und Pesta-

lozzi anempfohlen, diese neue, pädagogische Idee mit den seinigen in Verbindung zu setzen. Pestalozzi erkennt klar den nur sehr bedingten Wert dieser „an sich toten und ungeistigen Form"; lediglich als eine „Geld und Menschenkraft sparende Abrichtungs- und Dressiermaschine" läßt er sie gelten. Aber der wechselseitige Unterricht kann auch „als die bloße äußere Schale und ein eigentliches Vehikel einer psychologisch tiefer greifenden, die wahre Entwicklung und Belebung der Kräfte unserer Natur bezweckenden Unterrichts- und Bildungsweise ins Auge gefaßt werden . . . wenn nämlich der Stoff des Unterrichtsfachs, der durch ihn gelehrt werden soll, an sich schon zum voraus in psychologisch geordnete und zusammenhangende Reihenfolgen gebracht ist."[95] Und so will er von dem Guten dieser Erfindung in seiner Anstalt immerhin Gebrauch machen; ein Punkt, auf den er übrigens kein großes Gewicht legt. Beachtung verdient ferner die Äußerung über den unerwartet günstigen Erfolg der gemeinsamen Erziehung von Kindern beiderlei Geschlechts in seiner Anstalt; dessen Voraussetzung freilich die kraftvolle Entfernung der „Reize eines gegenseitigen müßiggängerischen Angaffens und Unterhaltens, sowie eines . . . von der Pflichtanstrengung des tätigen häuslichen Lebens ablenkenden Phantasie- und Träumerlebens im Bücherlesen" ist. Mit großem Recht empfiehlt er die Frage der Aufmerksamkeit aller Menschenfreunde, die „den Übeln der Zeit, welche vom allgemeinen Mangel eines tief begründeten Haussegens herrühren, wahrhaft ernst und mit genugtuenden Mitteln abzuhelfen wünschen."[96] Allgemein müssen in einem rechten Erziehungshause „die Zöglinge von allen Seiten in die Wahrheit des häuslichen Lebens hineingeführt werden; sie müssen in ihm die Reize der Freiheit und der Liebe dieses Lebens warm und belebt genießen, aber auch den Drang seiner Anstrengung in seiner ganzen Stärke erkennen und sich ihm unbedingt unterwerfen." So würden die „Kräfte, Einsichten und Fertigkeiten, die den Segen des häuslichen Lebens wesentlich begründen, im Volk allgemein

gewordenen Auge zum letzten Mal auf die Wohnung Niederers heftend, der sein Nachbar war — Niederers, den er einst seinen Johannes nannte; Niederers, der, ohne allen Zweifel sein begabtester Schüler, nun sein erbitterter Gegner geworden . . ."

18. Schriften der letzten Lebenszeit. Er wollte für sich jetzt nichts mehr als Ruhe — Ruhe, um zu arbeiten. Das hat er redlich, fast bis zum letzten Atemzug getan. Seine gesammelten Schriften begannen im September 1818 zu erscheinen. Die ersten vier Bände (1818—20) brachten die dritte Bearbeitung von „Lienhard und Gertrud". Sie stellt, namentlich im dritten und vierten Teil, fast ein neues Werk dar, an dichterischer Kraft gegen das ursprüngliche gewiß zurückstehend, aber desto reicher an pädagogischem Inhalt. Einige der schönsten und reifsten Ausführungen über die Wohnstubenerziehung des Volks, über die erziehende Kraft der Arbeit, über die Harmonie der drei Grundkräfte im Menschen und ihre Vereinigung im Ganzen der Menschenbildung finden sich erst in dieser Bearbeitung, die daher von keinem, dem es mehr um den pädagogischen Inhalt als um die doch einmal unvollkommene Form des Kunstwerks zu tun ist, vernachlässigt werden darf. Ein ganz neuer fünfter und sechster Teil sollte folgen; der fünfte wurde noch so gut wie fertig; er ist leider 1840 bei einer Übersendung von Manuskripten an Schmid nach Paris verloren gegangen.

Auch die Schrift des Jahres 1820: „Ein Wort über den gegenwärtigen Zustand meiner pädagogischen Bestrebungen und über die neue Organisation meiner Anstalt" bietet neben manchem Altbekannten und manchem, was traurig berühren muß wegen der offenbaren Täuschung über den letzten, so bald und kläglich gescheiterten Versuch der Verwirklichung seines Lebenstraumes, doch noch manches von eigenem und neuem Interesse; so das Urteil über den „wechselseitigen Unterricht" (enseignement mutuel). Dieser war durch Bell und Lancaster damals sehr in Mode gekommen. Selbst Stapfer hatte sich dafür erwärmt und Pesta-

lozzi anempfohlen, diese neue, pädagogische Idee mit den seinigen in Verbindung zu setzen. Pestalozzi erkennt klar den nur sehr bedingten Wert dieser „an sich toten und ungeistigen Form"; lediglich als eine „Geld und Menschenkraft sparende Abrichtungs- und Dressiermaschine" läßt er sie gelten. Aber der wechselseitige Unterricht kann auch „als die bloße äußere Schale und ein eigentliches Vehikel einer psychologisch tiefer greifenden, die wahre Entwicklung und Belebung der Kräfte unserer Natur bezweckenden Unterrichts- und Bildungsweise ins Auge gefaßt werden . . . wenn nämlich der Stoff des Unterrichtsfachs, der durch ihn gelehrt werden soll, an sich schon zum voraus in psychologisch geordnete und zusammenhangende Reihenfolgen gebracht ist."[95] Und so will er von dem Guten dieser Erfindung in seiner Anstalt immerhin Gebrauch machen; ein Punkt, auf den er übrigens kein großes Gewicht legt. Beachtung verdient ferner die Äußerung über den unerwartet günstigen Erfolg der gemeinsamen Erziehung von Kindern beiderlei Geschlechts in seiner Anstalt; dessen Voraussetzung freilich die kraftvolle Entfernung der „Reize eines gegenseitigen müßiggängerischen Angaffens und Unterhaltens, sowie eines . . . von der Pflichtanstrengung des tätigen häuslichen Lebens ablenkenden Phantasie- und Träumerlebens im Bücherlesen" ist. Mit großem Recht empfiehlt er die Frage der Aufmerksamkeit aller Menschenfreunde, die „den Übeln der Zeit, welche vom allgemeinen Mangel eines tief begründeten Haussegens herrühren, wahrhaft ernst und mit genugtuenden Mitteln abzuhelfen wünschen."[96] Allgemein müssen in einem rechten Erziehungshause „die Zöglinge von allen Seiten in die Wahrheit des häuslichen Lebens hineingeführt werden; sie müssen in ihm die Reize der Freiheit und der Liebe dieses Lebens warm und belebt genießen, aber auch den Drang seiner Anstrengung in seiner ganzen Stärke erkennen und sich ihm unbedingt unterwerfen." So würden die „Kräfte, Einsichten und Fertigkeiten, die den Segen des häuslichen Lebens wesentlich begründen, im Volk allgemein

gemacht und in die Wohnstuben aller Stände desselben gebracht werden."[97]

Wie die inneren Beziehungen zwischen Ökonomie, Politik und Erziehung ihn bis zuletzt beschäftigten, davon gibt, außer der Neubearbeitung seines Romans, noch die vor der Helvetischen Gesellschaft 1826 zu Langenthal gehaltene, im 15. Bande der „Sämtlichen Schriften" zuerst gedruckte Rede Kunde.[98] Ihr ist noch eine Skizze über das Wesen der Elementarbildung angehängt, die weiter unten im Zusammenhang mit dem theoretischen Teil des „Schwanengesangs" Berücksichtigung finden wird. Pestalozzi hat dann noch, im November 1826, in der Kulturgesellschaft zu Brugg einen Vortrag verlesen lassen, über den nur ein Bericht von Gamper vorliegt.[99]

19. „Schwanengesang": Abweichung von den bisherigen Grundsätzen über Zahl, Form und Sprache. Das bedeutendste neue Werk, welches in den „Sämtlichen Schriften (Bd. XIII, 1826) erstmals erschien, war der „Schwanengesang"[100]. Noch einmal entwickelt Pestalozzi seine Grundtheorie der Erziehung. Aber sie zeigt sich gegen früher in wesentlichen Punkten geändert, und nicht verbessert. Zwar wird ganz wie sonst der oberste Grundsatz der harmonischen Entfaltung der menschlichen Kräfte entwickelt[101] und als Grundmittel der Entfaltung einer jeden Kraft ihr tatsächlicher Gebrauch an die Spitze gestellt[102]. In der Spezialbehandlung der geistigen Entwicklung aber tritt eine gegen die früheren Schriften merklich veränderte Auffassung des Verhältnisses ihrer Grundfaktoren zutage. Es werden als drei aufeinanderfolgende Stufen der Geistesbildung aufgestellt: 1. die Anschauungserkenntnis, 2. die Sprachlehre und erst 3. die Zahl- und Formenlehre, als Mittel der Entwicklung der freien Denkkraft[103]. Bei dieser Anordnung verschwindet ganz, daß Zahl und Form die Grundmittel der Entfaltung der Anschauungskraft selbst sind. Es wird nicht etwa bloß eine „sinnliche" Anschauung, die von Zahl und Form noch nichts weiß, aber sie darum doch immanent

enthalten könnte, getrennt von der reinen, mathematischen Anschauung, deren bestimmtes Bewußtsein in der Tat später ist, sondern die „reine Anschauung“ verschwindet ganz, da ja Zahl und Form jetzt vielmehr Mittel der Entfaltung der Denkkraft im Unterschied von der Anschauungskraft sein sollen. Man wird nicht fehlgehen, wenn man hierin den Einfluß der verflachenden, unphilosophischen Denkweise Schmids sieht. Dieser Einfluß verrät sich deutlich in dem schroffen Verwerfungsurteil über den Standpunkt der „Gertrud“: „Wir hatten sehr Unrecht, sie (die Zahl) aus dem Viereck unserer Anschauungstabellen und aus dem Mechanismus ihrer geistig unbelebten Einübungsmittel wie einen Deus ex machina hervorzaubern zu wollen.“ [104] Gewiß war die Darstellung in der „Gertrud“ in vieler Hinsicht unzulänglich. Aber jedenfalls nicht darin lag ihr Fehler, daß die Elemente des Mathematischen in der Anschauung, und zwar die der Form und Zahl in einer und derselben Anschauungsgrundlage gesucht wurden. Damit wurden nicht sowohl die reinen Denkmittel auf eine niedere, sinnliche Stufe herabgezogen, als vielmehr die Anschauung selbst über das Niveau des bloß Sinnlichen emporgehoben, gereinigt und auf ihren Gesetzesgrund zurückgeführt. Das droht jetzt wieder verloren zu gehen, indem die Zahl und Form als Mittel der Entfaltung der Denkkraft (die hinterher kommt) von der Anschauung getrennt, und damit diese ganz wieder auf die Stufe der bloßen Sinnlichkeit herabgedrückt wird, dabei aber doch Erkenntnisgrundlage bleiben soll [105]. Es scheint hiernach: die Sinnlichkeit gibt die Anschauungsgegenstände; die Sprache gibt sodann den Ausdruck für diese übrigens schon fertigen Erkenntnisse; und Zahl und Form treten nach dem allen erst hinzu, als Mittel, um die so in der Erkenntnis bereits fertig gewordenen Anschauungsgegenstände dann auch „selbstständig in sich zusammenstellen“, von einander trennen und unter sich vergleichen, d. h. über sie denken, sie hinterher logisch bearbeiten zu lernen.[106]

Diese tief einschneidende Änderung seiner ursprünglichen

Grundsätze gehört sicher nur seinen letzten Lebensjahren an. Noch die letzte Bearbeitung von „Lienhard und Gertrud" weiß davon nichts, sondern bringt noch einmal die alte, Kantische Auffassung der „reinen Anschauung", als „geistige, die Formverhältnisse innerlich fassende und schaffende reine Kraft",[107] zu ganz klarem Ausdruck. Dagegen setzt der Fehler sich fort im Anhang der Langenthaler Rede.[108] Hier ist die Disposition genau die nämliche wie in dem ja nur kurz vorher erschienenen „Schwanengesang": die Anschauungskraft wird schlechtweg den fünf Sinnen gleichgesetzt; ihre Entwicklung geschieht durch Hinlenkung auf die Gegenstände, die dem Kinde von der Stunde seiner Geburt an vor seinen Sinnen erscheinen; daran schließen sich dann erst „Vergleichungen, durch deren geistiges Ins-Auge-fassen der Übergang der Anschauungskraft zur Denk- und Urteilskraft begründet wird." Die Übungen derselben gehen zwar, gleich denen der Sprachkraft, aus den Übungen der Anschauungskraft hervor und bleiben mit diesen in engem Zusammenhang, „bis die durch sie gestärkte Vergleichungskraft das Abstraktionsvermögen der Menschennatur anspricht, und die Vergleichungsübungen, die dem häuslichen Leben eigen sind, in Abstraktionsübungen in der Zahl- und Formenlehre hinübergehen, die den Bildungsübungen der Schuljahre zugehören".[109] Damit wäre die ursprünglich tiefe Pestalozzische Auffassung der schöpferischen Anschauung, in der die Denkfunktionen schon arbeiten, als alleiniger ursprünglicher Erkenntnisgrundlage verlassen, und die dabei immer noch festgehaltene Formel, daß auf der Anschauung alles beruhe, würde herabsinken zu einem bloßen neuen Ausdruck der sehr alten Meinung, die zuletzt Rousseau, auf Lockes Psychologie fußend, fast genau so formuliert hatte[110], die aber lange vor ihm schon Comenius vertreten und auch er nicht etwa erst entdeckt, sondern aus der von Aristoteles beherrschten Schulphilosophie in die Pädagogik nur herübergenommen hatte.

Äußerlich erklärt sich dieser Rückschritt daraus, daß Pestalozzi sich durch Schmid, der die Mathematik als seine Domäne

in Beschlag nahm, ganz auf das Fach des Sprachunterrichts hatte zurückdrängen lassen. Er verrät dies selbst, wenn er sich zu einer genugtuenden Bearbeitung der Zahl- und Formenlehre „gänzlich unfähig“ erklärt und sein „ganzes Verdienst“ in Hinsicht der Bearbeitung der Idee der Elementarbildung in der Weiterführung der Sprachlehre sieht [111]. Diese nimmt denn auch im „Schwanengesang“ wie in der Langenthaler Rede den breitesten Raum ein [112]; sie bildete, nach zahlreichen Zeugnissen, den Hauptgegenstand seiner Nachforschungen in den letzten Lebensjahren. Gewiß findet sich nun in diesen Ausführungen auch manches Beachtenswerte. Namentlich das ebenfalls schon alte, besonders von Comenius verfolgte Bestreben, das Erlernen der Fremdsprachen möglichst dem natürlichen Erlernen der Muttersprache ähnlich zu gestalten, findet an Pestalozzi hier einen warmen Fürsprecher [113]. Das Bemühen aber, die „Normalform“ der Sprachlehre zu finden, die unterschiedslos für die Erlernung jeder beliebigen Sprache gelte, die also nur für eine Sprache richtig bestimmt zu sein brauchte, um dann durch einfache Übersetzung sich auf jede andere übertragen zu lassen [114], hat weder zu irgend einem greifbaren Ergebnis geführt, noch kann es etwa im Prinzip als richtig zugestanden werden. Reden hören und selber reden; erst zuletzt die grammatische Regel; das Redenlernen eng anschließen an die sinnlichen Umgebungen; stets von den Ausdrücken der „Objekte“ (konkreten Substantiva) ausgehen und an diese erst die der Eigenschaften und Handlungen (Adjektiva und Verba) anknüpfen; und natürlich die Muttersprache zuerst, dann andere lebende, zuletzt erst die toten Sprachen erlernen lassen; das sind die einfachen Grundregeln [115]. Sie sind als solche nichts weniger als neu, und eine überzeugende Durchführung im Einzelnen ist Pestalozzi keineswegs gelungen.

20. „Schwanengesang“: Unendlichkeit der Aufgabe der Erziehung. Sinn der „Methode“. Sonst aber findet sich in der Schrift manches, was ganz auf der Höhe der früheren Schriften steht. Besondere Hervorhebung

verdient der klare Ausdruck der Unendlichkeit der Aufgabe der Erziehung. Vollendung ist das Ziel; und damit, daß die Elementarbildung jeden einzelnen Schritt der Bildung zur Vollendung zu bringen sucht, ehe sie einen Schritt weiter geht, weckt sie in ihrem Zögling allgemein das Streben nach einer Vollendung, die dem Menschen freilich nicht beschieden ist[116]. Ein vollendetes Gleichgewicht seiner mannigfachen Kräfte ist im Menschen nicht denkbar; unter dem Gleichgewicht, welches die Elementarbildung fordert, kann also nur ein Zustand der menschlichen Kräfte verstanden werden, der sich diesem Gleichgewicht nähert oder wenigstens mehr oder minder zu nähern sucht. Jeder Mensch, und auch das Menschengeschlecht im ganzen, muß in Rücksicht auf das vollendete Gleichgewicht und die vollendete Harmonie seiner Kräfte nicht nur mit Paulus aussprechen: „nicht, daß ich sie schon ergriffen habe"; er muß noch hinzusetzen: „nicht, daß ich sie je ergreifen werde"; aber dann darf er auch mit dem Apostel fortfahren: „ich jage ihr aber nach, wie wenn ich sie ergreifen könnte."[117] Diese Näherung zum Gleichgewicht ist aber bei schwachen Kräften ebenso möglich als bei starken. In dem Bilde seiner Gertrud hat er das Maximum dieses Gleichgewichts und der daraus hervorgehenden Gemeinkraft beim Minimum aller äußeren Kräfte und Mittel dargestellt.[118] Diese möglichste Näherung zum Gleichgewicht kann und muß daher auch für alle gefordert werden.

Eine sehr treffende Bemerkung über den Sinn der „Methode" schließt sich an diese Betrachtung sachlich eng an. Da alles Wissen, Können und sogar Wollen des Menschen Stückwerk ist und bis ans Ende der Tage Stückwerk bleiben wird, so ist auch eine der Idee der Elementarbildung in ihrer Vollendung genugtuende Erziehungs- und Unterrichtsmethode nicht denkbar. „Setze auch ihre Grundsätze noch so klar ins Licht, vereinfache ihre Mittel aufs höchste, mache die innere Gleichheit ihrer Ausführung auch noch so heiter, es ist keine äußere Gleichheit ihrer Ausführungsmittel denkbar; jeder einzelne Mensch wird diese Mittel nach der Verschiedenheit

seiner Individualität anders als jeder andere ... ausführen". Das hindert aber nicht, das Ziel dieser großen Idee an sich als das Ziel des Menschengeschlechts, als das Ziel aller menschlichen Kultur anzusehen; also ist sie wahrlich nicht ein eitler Traum menschlicher Verirrung, nicht an sich unausführbar. „So wie es wahr und unwidersprechlich ist, daß sie in den Formen und Gestalten ihrer Ausführung als Methode das Ziel ihrer inneren Vollendung nie erreichen wird, so ist es ebenso gewiß, daß das Streben nach diesem Ziel allgemein in der unverkünstelten, ich möchte beinahe sagen, in der kulturhalber unverhunzten Menschennatur liegt, und daß wir den Grad der Kultur, zu dem sich die zivilisierte Welt in sittlicher, geistiger und physischer Hinsicht erhoben, diesem allgemein in der Menschennatur liegenden Streben zu danken haben. Jeder Grundsatz einer naturgemäßen Erziehung, jedes naturgemäße Mittel eines Unterrichtsfaches ist ihr Werk." [119] Hier glauben wir wieder den echten Pestalozzi der besten Zeit zu vernehmen; hier ist auch jeder trügende Schein einer äußeren Schablone, jeder Rest von Unklarheit über den Sinn einer allgemeingültigen „Methode" der Erziehung und des Unterrichts überwunden, und zwar ganz aus jener natürlichen Philosophie, mit der uns Pestalozzi so oft und schön überrascht.

Auch die soziale Seite der Pestalozzischen Pädagogik kommt in der Schrift noch einmal kräftig zum Ausdruck. Der „Fundamentalgrundsatz alles naturgemäßen Erziehungswesens": daß „das Leben bildet", wird bestimmt in dieser Richtung durchgeführt. Er wird mit der Idee der Elementarbildung vermittelt durch die Betrachtung, daß ebenso, wie die Unnatur und Widernatur in der Erziehung ansteckend ist, so die Naturgemäßheit der Bildung, wo sie immer in der Wahrheit und im Segen ihrer Gemeinkraft dasteht, allgemein ergreifend und anziehend auf den Sinn des Geistes, auf die Empfänglichkeit sittlicher und geistiger Reize und auf die Unschuld und Unbefangenheit, aus der diese wesentlich hervorgeht, wirkt. Die Erfahrung aller Kultur unsres Ge-

loren gegangen? . . . Gerührt wie in der Stunde der
ebendsten Andacht spreche ich aus: Der Zweck meines
bens ist nicht verloren gegangen. Nein, meine Anstalt
. ist nicht der Zweck meines Lebens . . ." Seine wahren
bensbestrebungen haben sich im Innern seiner selbst immer
endig erhalten und sich auch äußerlich in hundert und
ndert geratenen Resultaten ihres inneren Wesens . . . er-
obt[123]. Sein Unternehmen einer Erziehungsanstalt war,
s erkennt er jetzt, an sich, auch wenn alle äußeren Umstände
e denkbar günstigsten gewesen wären, ein unausführbares
nding. „Es war ein babylonischer Turmbau, in welchem ein
der seine eigene Sprache redete und keiner den andern ver-
and. Unstreitig waren dabei einzelne große Kräfte in un-
rer Mitte, aber eine Gemeinkraft für unsere Zwecke war
icht da."[124] Indessen erkennt er dankbar, daß dennoch vieles
rreicht, daß aus seinem Institut in jeder Epoche Zöglinge
ervorgegangen sind, die den Geist der Methode erfaßt und in
igenem Wirken fortgepflanzt haben; daß die Grundsätze seiner
Methode bei den Urteilsfähigen in aller Welt Anerkennung
efunden haben; „so wenig ist die Idee der Elementarbildung,
uch nur so weit als sie in unserer Hand liegt, ein Luft-
chloß."[125] Und so fährt er fort, dieser Idee zu leben und die
Möglichkeit ihrer Verwirklichung immer wieder, nach seinem
Lieblingsspruch: in „Mut und Demut" ins Auge zu fassen.
Er beschließt seinen „Schwanengesang" mit dem Wort:
„Prüfet alles, behaltet das Gute, und wenn etwas Besseres
n euch selber gereift, so setzet es zu dem, was ich euch in
iesen Bogen in Wahrheit und Liebe zu geben versuchte, in
Wahrheit und Liebe hinzu, und werfet wenigstens das Ganze
meiner Lebensbestrebungen nicht als einen Gegenstand weg,
er, schon abgetan, keiner weiteren Prüfung bedürfe. Er ist
wahrlich noch nicht abgetan und bedarf einer ernsten Prüfung
anz sicher, und zwar nicht um meiner und meiner Bitte
villen."[126]

22. Die Schrift „Meine Lebensschicksale". Es
wäre besser gewesen, es wäre sein Schwanengesang geblieben.

schlechts spricht diese ergreifende und anziehende Kraft der Naturgemäßheit der Bildung in allen Epochen ihrer Geschichte mit der unzweideutigsten Bestimmtheit aus [120]. Dies führt er dann durch, indem er (wie man schon erwartet) vom Hausleben ausgeht und vortrefflich zeigt, wie mit der anschaulichen Kenntnis der nächsten Umwelt die Anknüpfungen für jede Art Wissenschaft gegeben sind. [121]

Im ganzen jedoch bedeutet dieser neue theoretische Versuch als solcher keinen Fortschritt, in einigen prinzipiell bedeutenden Fragen sogar, wie wir uns überzeugen mußten, einen unleugbaren Rückschritt. Obgleich die Schrift nicht im gewöhnlichen Sinn als ein Produkt der Altersschwäche bezeichnet werden kann, so empfindet man doch, daß die schöpferische Kraft im Schwinden ist. Einige der tiefsten und eigensten Gedanken seiner besten Zeit sind, wo nicht aufgegeben, doch merklich verblaßt. Die Schrift kann daher nicht als maßgebliche, weil letzte Zusammenfassung des Ganzen, was er in Sachen der Erziehung gewollt, sondern nur als Zeugnis dafür angesehen werden, was von seinen Theorieen noch dem achtzigjährigen Greise lebendig war.

21. Der zweite Teil des „Schwanengesangs". Der zweite Teil der Schrift enthält den höchst interessanten Rückblick auf seine Lebensgeschichte, den, wie alle Biographen, so auch wir in den ersten Teilen dieser Darstellung dankbar benutzt haben. Eine strenge historische Kritik fände freilich in den Einzelheiten recht viel zu berichtigen; aber innerlich wahr bleibt doch das Gesamtbild. Die Ansichten und Grundsätze der Idee der Elementarbildung sind die einzige Frucht seiner Lebensbestrebungen, der einzige Trost und die einzigen Freuden seines hinschwindenden Erdenlebens; sie sind das Einzige, was seine ermattete Tatkraft noch wie in seinem Jünglingsalter mit Feuer und Flamme ergreift, wenn und wo er die Möglichkeit, darin einen Schritt weiter zu kommen, vor seinen Augen sieht. Dieses Feuer und diese Flamme wird auch nicht in ihm erlöschen, bis er seine Augen schließt [122]. „Ist denn der Zweck meines Lebens wirklich

verloren gegangen? . . . Gerührt wie in der Stunde der erhebendsten Andacht spreche ich aus: Der Zweck meines Lebens ist nicht verloren gegangen. Nein, meine Anstalt . . . ist nicht der Zweck meines Lebens . . ." Seine wahren Lebensbestrebungen haben sich im Innern seiner selbst immer lebendig erhalten und sich auch äußerlich in hundert und hundert geratenen Resultaten ihres inneren Wesens . . . erprobt [123]. Sein Unternehmen einer Erziehungsanstalt war, das erkennt er jetzt, an sich, auch wenn alle äußeren Umstände die denkbar günstigsten gewesen wären, ein unausführbares Unding. „Es war ein babylonischer Turmbau, in welchem ein jeder seine eigene Sprache redete und keiner den andern verstand. Unstreitig waren dabei einzelne große Kräfte in unserer Mitte, aber eine Gemeinkraft für unsere Zwecke war nicht da." [124] Indessen erkennt er dankbar, daß dennoch vieles erreicht, daß aus seinem Institut in jeder Epoche Zöglinge hervorgegangen sind, die den Geist der Methode erfaßt und in eigenem Wirken fortgepflanzt haben; daß die Grundsätze seiner Methode bei den Urteilsfähigen in aller Welt Anerkennung gefunden haben; „so wenig ist die Idee der Elementarbildung, auch nur so weit als sie in unserer Hand liegt, ein Luftschloß." [125] Und so fährt er fort, dieser Idee zu leben und die Möglichkeit ihrer Verwirklichung immer wieder, nach seinem Lieblingsspruch: in „Mut und Demut" ins Auge zu fassen. Er beschließt seinen „Schwanengesang" mit dem Wort: „Prüfet alles, behaltet das Gute, und wenn etwas Besseres in euch selber gereift, so setzet es zu dem, was ich euch in diesen Bogen in Wahrheit und Liebe zu geben versuchte, in Wahrheit und Liebe hinzu, und werfet wenigstens das Ganze meiner Lebensbestrebungen nicht als einen Gegenstand weg, der, schon abgetan, keiner weiteren Prüfung bedürfe. Er ist wahrlich noch nicht abgetan und bedarf einer ernsten Prüfung ganz sicher, und zwar nicht um meiner und meiner Bitte willen." [126]

22. Die Schrift „Meine Lebensschicksale". Es wäre besser gewesen, es wäre sein Schwanengesang geblieben.

Aber das Buch enthielt, so wie es ursprünglich in den „Sämtlichen Schriften" erscheinen sollte, noch einen weiteren Bestandteil: einen schmerzlichen Rückblick auf die Streitigkeiten, die nun schon über ein Jahrzehnt seines Lebens verbitterten und endlich den Zusammenbruch seiner Anstalt bewirkt hatten. In einem richtigen Gefühl verweigerte Cotta die Aufnahme dieses Teiles in die Sammlung seiner Schriften, die doch nicht bestimmt war, die traurigen inneren Zwistigkeiten, von denen das Publikum endlich genug hatte, von neuem breitzutreten. Aber Pestalozzi glaubte eine eingehende Erklärung, wie es zur Auflösung seiner Anstalt hatte kommen müssen, der Öffentlichkeit schuldig zu sein; daher ließ er diesen Teil des Buchs als eigene Broschüre unter dem Titel „Meine Lebensschicksale als Vorsteher meiner Erziehungsinstitute in Burgdorf und Iferten" im Verlag von Fleischner in Leipzig 1826 erscheinen. Man kann die Schrift nur mit tiefem Mitleid lesen. In der weitgehenden Überschätzung Schmids wird sie, aus dem Bestreben, diesen zu rechtfertigen, und aus blindem Vertrauen auf dessen beständig wiederholte Versicherungen, offenbar ungerecht gegen den anderen Teil. Auch scheint es, nach Israels Feststellungen, daß Pestalozzi über wesentliche Punkte des Rechtsstreits, eben unter Schmids Einfluß, irrigen Vorstellungen dauernd unterlag. Der Streit um das Mein und Dein und Was habe ich dir getan und was du mir? ist nie Pestalozzis Sache gewesen; es war in der Tat nicht das Höchste, was in dem traurigen Zank auf dem Spiel stand. Man ist auf der anderen Seite wahrlich nicht weniger ungerecht, ja, wie Pestalozzi sagt[127], „sündhaft und seelenmörderisch" hart gewesen im Verhalten, nicht gegen Schmid — davon rede ich nicht — sondern gegen Pestalozzi selbst. Es ist ja in einem solchen Streit beinahe nicht menschenmöglich, unbedingte Gerechtigkeit zu bewahren. Aber in Pestalozzi ist nie der Quell der Liebe versiegt; im Verhalten Niederers gegen ihn vermißt man oft jede Spur dieser alles versöhnenden, alles überwindenden und heiligenden Tugend. Sehr vieles, was in

der Schrift von Niederer gesagt ist, fast die ganze Erklärung, wie es zur Lossagung Pestalozzis von ihm und damit zu seinem engen Anschluß an Schmid kommen mußte, entspricht — wenn man auch hier nicht nach den schließlich gleichgültigen Einzelheiten, sondern nach dem Kern der Sache fragt — der Wahrheit, wie sie aus den glaubwürdigsten Zeugnissen auch der Freunde Niederers sich ergibt; und es ist nicht wohl möglich, darin Niederers Schuld und Pestalozzis, ich sage nicht Unschuld, aber menschlich höchst begreiflichen, gutgläubigen Irrtum zu verkennen. Er selbst würde es nicht recht heißen, wenn man ihn von aller Schuld rein waschen wollte, ihn, der stets so bereit war, alle Schuld auf sich zu nehmen und andern alles, auch das Ärgste, was sie ihm angetan, zu vergeben. Aber eben damit fällt doch die schwerste Last der Schuld auf den anderen Teil. Die Reinheit der Liebe jedenfalls hat sich unter allen Verfehlungen, in welche die für sein einfaches Gemüt allzu verwirrten Verhältnisse ihn zeitweilig mithineingerissen haben, in ihm doch so bewährt, wie sie sich selten in einem Menschen bewährt hat.

In einem Punkte allerdings mußte die Schrift gerade seinen aufrichtigsten Freunden am meisten weh tun: in der harten Ungerechtigkeit gegen sich selbst, gegen seine eigenen früheren Leistungen für die Theorie der Erziehung und seinen heldenhaften Kampf um ihre praktische Bewährung. Diesen Fehlgriff hat ihm der treue Mieg mit vollem Recht sehr ernstlich vorgehalten[128]. Das ist nicht mehr bloß Selbstverleugnung, es ist eine aus seiner Gemütsstimmung wohl verständliche, aber sachlich stark fehlgreifende und in den Folgen verhängnisvolle Verleugnung ja Wegwerfung des Lebenswerks, das ihm durch Natur und Geschick auferlegt war, und das bis ans Ende wie ein Held durchgekämpft zu haben sein innerer Ruhm hätte bleiben sollen. Im Ernst hat er es nicht von sich geworfen, er hat es durchgekämpft bis zuletzt; aber in manchen Äußerungen dieser Schrift muß es allerdings so scheinen. Er ist sich über die Tragweite seiner Worte offenbar nicht klar gewesen. „Ihre Feinde werden jubeln“,

schreibt Mieg mit allem Grund, „daß, nachdem sie so lange der Verleumdung bezichtigt worden, sie nun von Ihnen selbst gerechtfertigt werden; und Ihre Freunde können nur mit höchster Betrübnis sehen, daß Sie selbst gegen sich und die Ihrigen ungerecht sind." Er tröstet sich damit, daß das Urteil der Nachwelt gewiß günstiger ausfallen werde als sein eigenes. Auch Blochmann[129] findet in der Schrift große, ergreifende Wahrheiten, aber daneben einen zweifachen großen Wahn: „die Ungerechtigkeit gegen sich selbst und den Wert und die Bedeutung seiner Erziehungsunternehmung in Iferten, und die blinde Hartnäckigkeit, mit der er Schmids Tun maßlos überschätzt und den Gehalt seines Charakters und seinen inneren Wert um der scheinbaren Treue kindlicher Anhänglichkeit willen gänzlich verkennt. Indem er mit seltener Demut sich als die Ursache alles Mißlingens, seine Schwächen als den Grund der in sich notwendigen Auflösung seines Werks bezeichnet, vergißt er zu bekennen, wie mächtig doch in seiner Schwäche Gottes Kraft und Gnade mit ihm gewesen, und wie viel Herrliches und Bleibendes kraft derselben nicht nur in Auffindung und Bearbeitung wesentlicher Mittel der Elementarbildung, sondern vor allem in heilsamer Anregung so vieler Hunderte zu fortgesetzter geistig-kräftiger Wirksamkeit auf dem angebahnten Pfade durch ihn vollbracht wurde." In diesem Punkte wenigstens hat Pestalozzi noch kurz vor seinem Tode seinen Irrtum eingesehen. Er erklärte gegen Nabholz[130], er habe in der Schrift, aus einer nahe an Wahnsinn grenzenden Stimmung, Behauptungen aufgestellt, die er jetzt bei mehr Ruhe und Besonnenheit als eine ihm fremde und *aufgedrungene* und seiner Überzeugung zuwiderlaufende Meinung zurücknehmen müsse; dies betreffe namentlich die in der Schrift ausgesprochene Verwerfung der von ihm früher aufgestellten und dem Publikum empfohlenen Lehrmittel.

23. Niederers Rache. Daß er ebenso bereit gewesen wäre, seinen persönlichen Irrtum über Niederers Verfehlungen gegen ihn einzusehen u[illegible]ichtigen, wenn ihm

dies nicht durch die eigene Haltung Niederers unmöglich gemacht worden wäre, daran wird, wer sein reines Gemüt und seine sich selbst stets am wenigsten schonende Wahrheitsliebe kennt, keinen Augenblick zweifeln. Es war das gute Recht Niederers, die tatsächlichen Irrtümer, welche in den „Lebensschicksalen“ von neuem ausgesprochen waren, durch schlichte Mitteilung der Dokumente richtig zu stellen. Aber für ihn war der, der ihn angriff, ein Verworfener, ein Lügner zugleich und ein Wahnsinniger; wobei er nicht einmal den Widerspruch dieser beiden Urteile unter sich zu bemerken scheint.[131] Und indem er dies in einer als Entgegnung auf die „Lebensschicksale“ veröffentlichten Schrift zwar nicht selbst aussprach, aber, was im Grunde nur schlimmer ist, durch einen andern, der nichts für Pestalozzi empfand und nichts von ihm verstand, mit rücksichtsloser, im Erguß von Gift und Galle förmlich schwelgender Härte, bis zur maßlosesten Übertreibung aussprechen ließ, tat er, oder ließ geschehen, was nur der vergiftetste Haß aussinnen konnte, um dem gebrochen am Boden Liegenden — dem der ärgste Feind, sollte man denken, nichts mehr als ein versöhntes Sterben hätte wünschen dürfen — den letzten Stoß auf die Art zu versetzen, die sein Herz am tiefsten verwunden mußte. Es ist die Schrift von Eduard Biber: „Beitrag zur Biographie Pestalozzis und zur Beleuchtung seiner neuesten Schrift: Meine Lebensschicksale“ (St. Gallen, 1826), welche von Raumer, bei voller Anerkennung der Wichtigkeit der mitgeteilten Aktenstücke, als ein „Non plus ultra von Impietät und Ungerechtigkeit“ mit allem Recht bezeichnet wird. Es entlastet Niederer nicht, daß er sie nicht selbst geschrieben, sondern „Art und Form der Darstellung dem Verfasser überlassen“ hat, der „zum ersten Mal vor dem Publikum als Schriftsteller auftritt“, einem „jungen, feurigen Mann, der nun freilich allem Witz und Geist freien Lauf ließ und ohne Hehl und Schönung gegen Pestalozzi alles geradezu heraussagt, was in den Tatsachen liegt.“[132] Niederer durfte, wenn er noch eine Spur von Gefühl für Pestalozzi, eine Spur von Be-

wußtsein der Wirkung eines so vergifteten Pfeiles auf ein Gemüt wie das seine hatte, Art und Form der Darstellung nicht dem „Witz und Geist" eines ahnungslosen jungen Federhelden überlassen, dem der Fall nur gerade recht war, sich die Sporen als Schriftsteller daran zu verdienen; er durfte sie überhaupt keinem Andern überlassen. Auch durch den Umstand wird Niederer nicht entlastet, daß Pestalozzi nach der gerichtlichen Beilegung des Streits die Verpflichtung gehabt hätte zu schweigen, jedenfalls eben die Anklagen gegen Niederer, die den Gegenstand des Rechtsstreits gebildet hatten, nicht wiederum zu erheben. Das ist vom bürgerlich-rechtlichen Standpunkt gewiß richtig; es hätte unter normalen Umständen auch als moralische Verpflichtung gegolten; aber, wie Pestalozzi nach eigenem Geständnis „keinen Rechnungsverstand" besaß, so besaß er auch keinen Rechtsverstand; er war zeitlebens gewöhnt zu reden, wie ihm augenblicklich zu Sinn war, und er konnte in seinem achtzigsten Lebensjahr so wenig darin noch umlernen wie in der Hausökonomie. Die Einzelheiten des Rechtsstreits, handle es sich um Geld oder um sogenannte Ehre, waren an sich nicht wichtigste Interessen; sie hatten nur Bedeutung als Symptome tiefer liegender Dinge; hat er über das Tatsächliche dieser Symptome sich geirrt, geirrt auch, wo er — von dem suggestiven Einfluß, unter dem er stand, abgesehen — den wahren Verhalt wohl hätte erkennen können, so war es weder „satanische Bosheit" noch „periodischer Wahnsinn", sondern nur begreifliche menschliche Schwäche, nur zu weit gehende Nichtachtung dessen, was für ihn kleine Dinge waren, und zu weit gehendes Vertrauen zu dem einzigen Manne, der in seinem Elend doch noch zu ihm stand; Schwächen, die nur die Kehrseite seiner Größe waren[133] Niederer ging in seiner Verblendung[134] so weit, daß, während es doch auf der Hand liegt und auch er selbst sonst behauptet hat, daß Pestalozzi einer an Suggestion grenzenden Beeinflussung durch Schmid unterlag, er jetzt ausspricht, dieser Schmid — nicht etwa *das Gute an* ihm, sondern das Schlechte — sei ganz und gar

das Produkt von Pestalozzis Persönlichkeit"[135]. Daran ist einzig so viel richtig: daß Pestalozzi durch seine Überschätzung Schmids dessen maßlose Selbstschätzung mitverschuldet hat. Aber leider gilt Ähnliches mit Bezug auf Niederer. Die genausten Kenner der beteiligten Persönlichkeiten, die zugleich den Vorgängen der letzten Zeit Pestalozzis gerade fern genug standen, um unparteiisch sein zu können, haben einhellig geurteilt, daß Pestalozzi unter Schmids Herrschaft stand und nicht etwa ihn beherrscht hat. Nicht nur Fellenberg spricht von dem „himmelschreienden Mißbrauch der Altersschwäche eines der ehrwürdigsten Zeitgenossen" [136], sondern auch Stapfer urteilt: „Schmid hat sich in Pestalozzis Herz wie ein Polype verwachsen, so daß es ihn zu tilgen unmöglich ist, ohne Pestalozzi, so wie er jetzt ist, zu vernichten." [137]

24. Pestalozzis Ende. Das sollte nur zu buchstäblich eintreffen. Pestalozzi erlag dem Schlag. Es war gerade kein Heldenstück, dem Manne, den schon die Auflösung seiner schmerzlich geliebten Anstalt wie ein Selbstmord angekommen war [138], den Rest zu geben; aber es war eine Erlösung; insofern konnte Pestalozzi ihm noch dafür danken. Daß die Gemütserschütterung über Bibers Schrift es war, die ihn niederwarf, daß keine sonstige Krankheit, die damals tödlich hätte sein müssen, vorlag, ist selbst ärztlich bezeugt [139]. Er schrieb noch in seinen letzten Tagen [140]: „Sterben ist nichts; ich sterbe gern; denn ich bin müde und möchte endlich Ruhe haben; aber gelebt zu haben, alles geopfert zu haben und nichts erreicht zu haben, und immer nur gelitten zu haben und nichts erreicht zu haben und alles zertrümmert zu sehen und so mit seinem Werk ins Grab zu sinken — o, das ist schrecklich, und ich kann es nicht aussprechen, und ich wollte gerne noch weinen, und es kommen keine Tränen mehr . . ."

Sein Gemüt fand indes noch seine Ruhe wieder. Er verzieh allen. Seine letzte Willenserklärung [141] schließt mit den Worten: „Möge meine Asche die grenzenlose Leidenschaftlichkeit meiner Feinde zum Schweigen bringen und mein

letzter Ruf sie bewegen, zu tun, was rechtens ist, und mit Ruhe, Würde und Anstand, wie es Männern geziemt! Möge der Friede, zu dem ich eingehe, auch meine Feinde zum Frieden führen! Auf jeden Fall verzeihe ich ihnen; meine Freunde segne ich und hoffe, daß sie in Liebe des Vollendeten gedenken und seine Lebenszwecke auch nach seinem Tode noch nach ihren besten Kräften fördern werden."

Wohl hätte er gern noch sechs Wochen gelebt, um Biber zu antworten [142], aber er dankt auch wieder der Vorsehung, die ihn von diesem traurigen Geschäft entband, indem sie ihn von der Erde und ihren Wirren abrief. Das Angesicht des Dahingegangenen zeigte, nach Nabholz [143], den Ausdruck „eines aus einem tiefem Schlaf Erwachenden, der mit sanftem Lächeln den Mund öffnen will, um seinen Kindern einen angenehmen Traum zu erzählen. Nie sah ich ihn im Leben mit einer so heiteren, kindlich fröhlichen Miene."

Er schied am 17. Februar 1827 gegen 7 Uhr Abends; nicht in Neuhof, sondern im nahen Städtchen Brugg, wohin man ihn der leichteren ärztlichen Behandlung wegen zwei Tage vor seinem Tode gebracht hatte. Er wurde am 19., seinem Wunsche gemäß, auf dem Friedhof zu Birr bestattet.[144] Schullehrer trugen den Sarg, dem außer seinem Enkel und einigen Verwandten nur wenige Freunde und Verehrer folgten. Die Begräbnisrede hielt der Ortspfarrer Steiger. Sein Grab schmückte lange Jahre ein herrlicher Rosenstrauch, den die Seinen ihm gepflanzt hatten; sonst kein Denkmal. Zur Säkularfeier seines Geburtstages 1846 aber grub man den Sarg aus und übertrug ihn in ein andres Grab an der Giebelseite des neuen Schulhauses; in deren Mitte wurde eine Nische mit seinem Brustbild und einer Inschrift angebracht, die sein Wesen treffend mit dem Worte bezeichnet:

„Alles für Andre — für sich nichts!"

Anmerkungen*).

Kapitel I. [1] IX 215 (3, 361). — [2] Über ihn Hunziker PB XV, Nr. 2. — [3] PB XII 51. — [4] **Ebenda.** — [5] Im Schwanengesang, XII 414; auch in **der Neubearbeitung der „Gertrud"**, IX 229 ff. PB X 45. — Im „Schulrat an der Oder"; PB VI 63. S I 125. — [7] XII 414. — [8] Ebenda. — [9] PB XVII 14, vgl. XIX 60. S XII 421. — [10] Hennings, PB VI 66. — [11] XII 417 f. — [12] An Ith, 1802. Mf I 73. Dieselbe Geschichte, noch etwas drastischer, im Bericht an Escher, PB XVII 16. Das Erdbeben war am 9. Dezember 1755, Pestalozzi also damals 9 Jahre alt. — [13] PB XVII 15. — [14] PS III 125 nach Hunziker. — [15] XII 413 (ähnlich PB XIX 60): 421. — [16] XII 416. — [17] IX 236. PB X 51. — [18] XII 422. — [19] XII 423. — [20] XII 422. PB XIX 61. — [21] IX 203. — [22] Hunziker, Denkschrift auf Bodmer, worüber Bericht PS V 87 ff. Mf I 82 ff. — [23] S I 148. — [24] Mf I 97. — [25] S I 153 ff. PB XV 33 ff. — [26] empföhlen? — [27] XII 421. — [28] Steinbrüchel, PB XIV 30 ff. — [29] Zum Titel, in Seyffarths 2. Ausg. der Werke nicht mit abgedruckt; in der ersten Ausgabe Bd. VIII S. 237. — [30] I 166. — [31] 168 f. — [32] 170. — [33] 171. — [34] 168. — [35] 175. — [36] PB XII 54, ebd. VI 66. — [37] PB XXII 28. — [38] S IX 236–238. PB X 53 f. — [39] Mf IV 71. — [40] Mf IV 77. — [41] Sulzer an Bodmer, Mf I 85 Anm. — [42] Ebenda 84. — [43] XII 423. — [44] 424. — [45] S I 149. — [46] Emil, IV § 96 (Sallwürk). — [47] Haymann, J. J. Rousseaus Sozialphilosophie, Leipzig 1898, S. 276; ein Buch, durch welches das Urteil über Rousseau wesentlich berichtigt wird. Zur sozialen Pädagogik siehe besonders § 9. — [48] Emil I § 23. — [49] Ebenda § 21. 22. Vgl. Haymann S. 290 f. — [50] Mf III 181 f. Isr Nr. 301. — [51] PB XIX 58 ff. — [52] Über ihn PB XIX 42 ff. — [53] XII 424. — [54] II 39. — [55] Mf IV 71. — [56] II 16. — [57] II 18. — [58] 19. — [59] 20. — [60] 25. — [61] 30. — [62] 37. — [63] II 36 45; zuerst veröffentlicht durch Niederer in Rossels Monatsschrift 1829. — [64] II 46. — [65] 51. — [66] 53. 55. — [67] 57. — [68] 49. — [69] 56 — [70] Nämlich Gott: nicht Menalk, wie Seyffarth verstanden hat — [71] 71. — [72] 114. — [73] Man lese die warme Schilderung II 105. — [74] Siehe den von Glück überströmenden Brief II 125. — [75] 182. — [76] 282 f. — [77] 292. — [78] 297. — [79] 346. — [80] 348. — [81] 349. — [82] 350. — [83] 351. — [84] 355. — [85] 361. — [86] 410 ff. — [87] Siehe besonders

---

*) **Durch I, II . . .,** mit oder ohne vorgesetztes **S**, sind die Bände der Seyffarthschen **Ausgabe von Pestalozzis** sämtlichen Werken, Liegnitz 1899 ff., durch **1, 2, 3** die Bände unserer **Ausgabe bezeichnet.** **Mf**: H. Morf Zur Biographie Pestalozzis, Winterthur 1868 ff. **Isr**: **Israel, Pestalozzi-Bibliographie, Berlin 1903 ff.** **PB**: Pestalozzi-Blätter, herausgegeben von **der Kommission für das** Pestalozzi-Stübchen, Zürich 1866 ff. **PS**: Pestalozzi **Studien**, herausgegeben **von Seyffarth, Liegnitz** 1897 ff. — Briefe Pestalozzis sind regelmäßig auch nach der **Numerierung in Israels** Pestalozzibibliographie Bd. II durch Isr N. bezeichnet.

III 20. 61. 89. 91. „Schwesterchen“ 59. 71. 91. — [88]III 19. — [89]II 409. — [90]II 386. — [91]III 58. — [92]78. 94. — [93]79. - [94]82 f. — [95]95. — [96]127. — [97]I 186. — [98]II 355. — [99]381. — [100]Vgl. III 177, Mitte. — [101]II 382. — [102]III 213; wozu XII 427 „liebreich und sorgfältig“ nicht stimmen will. — [103]II 291. — [104]154. —[105]257. [106]263. — [107]hinüberschwanken. Paris ist, nach Rousseau, der Inbegriff aller Zeitverderbnis. Seine neuen Grundsätze scheinen den Freunden „eine Pariser Moral“, d. h. ein Abfall von Rousseau, 257. — [108]263. 267. — [109]hinsiechen, kranken. — [110]268 f. — [111]313. — [112]III 47.

Kapitel II. [1]PB XXI 39. Isr N. 10. — [2]Genaue Nachweise gibt Huber PB III 67 ff. — [3]III 213. — [4]XII 427. III 199. 200. 223. 231. Hunziker im Anhang der Sonderausgabe des Pestalozzistübchens von „Lienhard und Gertrud“, Zürich 1896, S. 513 f. — [5]Schinz PB II 44. — Tagebuchaufzeichnungen III 211. 213. — [7]XII 427. Pestalozzis Antwort an Schultheß PB I 13, Isr N. 9. — [8]III 212. — [9]215, 20. Mai. — [10]215. 220. — [11]221, 14. Okt.: „Das Geschäft mit gew. Schw. ist beigelegt, auf die vorteilhafteste Art.“ Nach Schinz, PB II 44, hätte das Bankhaus auf ca. 5000 Fl. „freudigen Verzicht getan“, um dem „unerfahrenen Spekulanten“ damit zu helfen. — [12]An Hirzel, PB XXI 37 f.; Huber PB III 75. — [13]III 224 ff. — [14]I 248 ff. VI 157 ff. Siehe das erste Stück unserer Auswahl der Schriften, 2, 1 ff. — [15]III 226 ff. I 249: „sehen, hören und tun.“ (2, 4 ff. 18.) — [16]III 231 ff.; 2, 12 ff.— [17]VI 158; 2, 20. — [18]III 229, 233; 2, 9. 15. — [19]I 248; 2, 16. — [20]PB III 19. — [21]PB III 14, vgl 19. 20. 91. PS I 75. — [22]VI 159. 170. 179; 2, 22. 286. 292. — [23]Mf I 149 ff. PB III 91. — [24]PB III 90. — [25]PB III 33. Vgl. S III 54. - [26]XII 434. — [27]29. Sept. 1780. Isr N. 38. S I 221. [28]An Iselin, 9. Juni 1779 (Isr. N. 30); S I 217. — [29]Dieser Zeitpunkt ergibt sich nach Vergleichung der Angaben S III 243. 247. 262. 269 und I 212, Brief Isr N. 28. - [30]XII 430 ff. — [31]IX 18; 3, 36. — [32]Keller in Kehrs Pädag. Blättern XIII, 1884, S. 79. Anm. — [33]Ebenda S. 83 Anm. — [34]S I 209 f. Isr N. 22. — [35]I 211 ff. Isr N. 27. 28. - [36]III 243 ff. Isr I 20. — [37]blaß? — [38]plötzlichen. - [39]S I 206. — [40]Auszüge bei S III 237 ff. — [41]243. - [42]247. — [43]272 ff. — [44]III 278 ff. - [45]IX 17; 3, 36. — [46]IX 18; 3, 36 f. Vgl. IX 203 bis 214 und I 242 f. [47]I 238 f. — [48]Vgl. Isr I 28. — [49]XII 432. — [50]PB III 86 f. — [51]Mf I 135 ff. 153. S XII 432. — [52]Wie Nicolovius sagt, S I 258. Vgl. Huber PB III 84. 88; Schinz PB II 46. — [53]Herausgegeben von Keller, Kehrs Päd. Bl. 1881, N. 2; im Auszug PB III 17. — [54]An Iselin 29. Sept. 1780, Isr. N. 38; S I 222. — [55]I 244. — [56]IV 194; 2, 97. — [57]Mf I 146 ff., wo auch die sonstigen Daten. — [58]Pädag. Bl. XIII 77, leider undatiert; nach S I 207 aus d. J. 1777; Isr. II 15 setzt den Brief als Nr. 33 zwischen 11. Sept 1779 und 9. Jan. 1780. — [59]S I 219; Isr. N. 36. — [60]I 214; Isr. N. 31. — [61]VI 166 f. (unterschrieben „Im Jänner 1779“) und 207 f. — [62]S I 215 ff.; Isr N. 30, vom 9. Juni 1779, nach dem Schluß des Briefes N. 35, Jan. 1780, der sich offenbar auf jenen bezieht; wonach Isr. II 16, Anm. 2, zu berichtigen. — [63]hege Bedenken wegen. — [64]Er will vielmehr sagen: stets. — [65]„keine“ liest Keller in den Päd. Bl.; doch scheint „reine“ notwendig nach dem Folgenden; so auch im Anhang der „Abendstunde“ (2, 43 mit Anm. 38). — [66]eigentliches? — [67]An Iselin, 29. Sept. 1780, Isr N. 38. S I 222. — [68]„Herbart,

Pestalozzi usw.", S. 125 ff — [69] VI 98. — [70] A. a. O. S. 114. Vgl. „Über die Grundlagen der Sozialpädagogik Pestalozzis", 1903, S. 13. — [70] Zu beachten auch die Wendung gegen Leibnizens Optimismus (das „Gerede der Weisen", 84); worin er wieder ganz mit Rousseau übereinstimmt. — [72] Briefe II 288 (vgl. auch 287) der Weimarer Ausgabe. — [73] Biedermann, „Gespräche" (1889—96) III 198. Dagegen hebt Bielschowsky „Goethe", II 551 ff. mit Recht die Verwandtschaft der „pädagogischen Provinz" in den „Wanderjahren" mit Pestalozzis Grundanschauungen hervor. — [74] An Iselin, S I 218; Isr N. 35. — [75] Mf I 123. — [76] Pädag. Bl. XIII 183 Anm. — [77] III 305. — [78] 300. — [79] 300. 306. — [80] 302. — [81] Prozeß führt. — [82] 305—309. — [83] 306. 308.

Kapitel III. [1] S I 245 ff. — [2] 249 f. Bestätigungen aus den Briefen an Iselin s. o. Kapitel 2, Anm. 58—60. — [3] und noch ein „liebes Weib, das jetzt weit weg von mir in * * lebt." Seyffarth bezieht dies auf Frau Pestalozzi, auf die aber die Worte nicht recht passen wollen. Ich möchte an seine nach Leipzig verheiratete Schwester denken. — [4] XII 432 f. — [5] I 250. Der Schwanengesang, XII 434, spricht nur von der Sorge für die Rechtschreibung. — [6] Nach der Probe zu schließen, welche die in den Ephemeriden voraus gedruckten Kapitel geben, S IV 39 ff. — [7] Kap. 30, S IV 71. — [8] Sein Söhnchen Jakob? — [9] So verteidigt er sich mit gutem Recht gegen Iselin, I 230. — [10] Hunziker im Anhang seiner Sonderausgabe des Romans. — [11] Nach der Zueignung des 4. Teils an F. Battier, IV 467. — — [12] Das Genauere Isr I 43 ff. — [13] IV 165. — [14] 236. — [15] 209. — [16] 294 f. — [17] 256. — [18] 193. — [19] 90. — [20] 141. — [21] Vgl. 250: „Unser Aug ist für das Nahe geschaffen" usw.; 140 und 243 über die rechte Art der Seelsorge, und weiter Anzuführendes aus dem 3. Teil. — [22] 239. — [23] 195 f. Vgl. in der Ausgabe letzter Hand, XI 287: „Der Menschenanspruch auf Nahrung und Decke, d. h. an ein die Menschennatur in ihrem ganzen Umfang befriedigendes Dasein ist von Gottes und des Christentums wegen höher als alles Eigentums- und alles Herrschaftsrecht." — [24] IV 218. Die letzte Bearbeitung (XI 281) weist hier darauf hin, daß schon die Gesetzgebung Moses' sich durch die Sorgfalt für die Armen auszeichne und darin die bürgerlichen und kirchlichen Einrichtungen der christlichen Völker vielfach beschäme. — [25] XI 280 f. — [26] IV 299. — [27] 463. — [28] 417. — [29] 453. — [30] 303; vgl. 454. — [31] 362, vgl. 443. 327. — [32] Ausdrücklich so in der zweiten Bearbeitung, VII 209. — [33] VII 208. — [34] IV 453 f. — [35] 413. — [36] 327 ff. — [37] 437. — [38] emporzubringen. — [39] 329. — [40] 451. — [41] 330. — [42] 331. — [43] 415. — [44] 418. — [45] 419. — [46] 431. — [47] 415. — [48] 416, vgl. 432 ff. — [49] 434. — [50] 458 ff. — [51] 418. — [52] 459. — [53] 349; vgl. 444: Vieler Gründe braucht's nicht; „die Wahrheit ruhet auf ihrem Felsen als auf ihrem einzigen Grund. Die Unwahrheit hingegen hat ihre Lage immer hinter vielen Gründen und verbirgt sich hinter ihnen wie hinter einem Haufen zusammengelesener Kieselsteine." — [54] 386. — [55] 298. — [56] 444 f. — [57] 535. — [68] 638. — [59] 634. — [60] 641. — [61] 522. — [62] 507, und schon im 3. Teil, 446. — [53] 523, vgl. 617. — [64] 523. — [65] 625, vgl. 650 ff. — [66] 625. — [67] 613 f. — [68] 618, vgl. 633. — [69] 655. — [70] 571. — [71] 637 ff. — [72] 531. — [73] 535. — [74] 596. — [75] 537. — [76] 531; wilde Natur 598. — [77] 532, s. o.; 595. — [78] 588. — [79] 574. — [80] 575 f. — [81] 644 f. — [82] 571. — [83] 614. 618. — [84] 531. — [85] 534. — [86] Ebenda Anm. — [87] 587. — [88] 619. — [89] 585. — [90] 555. — [91] 503. — [92] 504. — [93] 648. — [94] 648 f. — [95] 649 Anm. — [96] 629. — [97] 627. — [98] 627 ff.,

vgl. 602. — [99]518. — [100]597. — [101]Ebenda Anm.; vgl. 527. — [102]**Kap.** 57' S IV 595 ff. — [103]599. — [104]600. — [105]602. — [106]603. — [107]639. — [108]646; vgl. das schöne Wort von der rechten Kraft der Liebe, 611. — [109]508. — [110]VII 294. — [111]288. 294. 301. 318. 327. 339. — [112]288. — [113]So 295. 301. 318. 322. 339. — [114]339. — [115]322 f. — [116]320. — [117]163. 164. 198 ff. 209. — [118]200 ff. 240 ff. 363 f. — [119]363 f. — [130]S. bes. 365. — [121]Das bestätigt sowohl der S VII 4 angeführte Brief an Nicolovius (12. Dez. 1791, Isr N. 106) als die mit dem Briefe vom 28. Aug. 1790 (Isr N. 101) an den österreichischen Minister Zinzendorf gesandte Denkschrift über die Verbindung der Berufsbildung mit der Volksschule, vgl. Isr I 91 f., S I 281. 293, und unten Kap. 4, § 11. — [122]368. — [123]152 ff. — [124]164. 202 ff. — [125]204 — [126]207. — [127]273. — [128]274. — [129]242. — [130]320. — [131]180. 340. — [132]340. — [133]323. — [134]336. — [135]321. — [136]352. — [137]354, vgl. 340 f. — [138]Vgl. an Fellenberg, 19. Nov. 1792 und 15. Nov. 1793, S I 309. 311. — [139]340. — [140]163. — [141]165. — [142]Im Text (166, Z. 16) fehlt dieses „nicht", aber der Zusammenhang fordert es, und es steht in der Parallelstelle 312, Z. 5 v. u. — [143]166. — [144]312 f. — [145]313 und 245; IV 459. — [146]314. — [147]207 f. — [148]VII 4.

Kapitel IV. [1]PS IV. V; S V. — [2]V 74. — [3]79. — [4]90. — [5]81 (unter dem Text). — [6]82. — [7]95 f. — [8]V 369. — [9]368. — [10]424. — [11]373. — [12]374. — [13]377 f. — [14]380 ff. — [15]379. — [16]385 f. — [17]426. — [18]497. — [19]455. — [20]458 f. — [21]465. — [22]471. — [23]471—473. — [24]473—475. — [25]VI 37. — [26]45 f. — [27]48 53. — [28]122. — [29]126. — [30]128. — [31]132. — [32]134 f. — [33]98. — [34]24. April 1782, S I 233 f., Isr N. 61. — [35]I 251. — [36]I 274. Isr N. 67. — [37]I 278, Isr N. 91. — [38]I 282, Isr N. 101. — [39]Vgl. an Zinzendorf, 6. Juni 1783, S I 274, Isr N. 67. — [40]PB VI 17; PS I 136 f. Pestalozzis Antwort Isr II 25. — [41]An Zinzendorf, 26. Mai 1787, S I 279, Isr N. 91. — [42]An denselben, 17 Jan. 1788, S I 280, Isr N. 93. — [43]PB XVII 3 ff. S I 283 ff. Vgl. Isr I 90. — [44]I 285. — [45]289 ff. PB VII 31 ff. Isr. I 93. — [46]293 ff. PB VI 21 ff. Isr. I 91 f. Vgl. an Zinzendorf 28. Aug. 1790, S I 281, Isr. N. 101. — [47]VII 363 ff. Vgl. oben S. 148 und Kap. 3, Anm. 121. — [48]Nach dem Schwanengesang, XII 438. — [49]19. Nov. 1792. S I 309. Isr N. 112. — [50]S I 257. PB VI 81 ff. — [51]PB VI 86. PS VIII 113. Isr I 6—10, vgl. ebenda S. 5. — [52]Summe? — [53]PB XVII 57 ff. — [54]H. Pestalozzi. Züge aus dem Bilde seines Lebens und Wirkens, Lpz. 1846. Vgl. S I 269. PB XVII 58. — [55]Schillers Briefe, herausgegeben von Jonas, III, 1893, N. 627. 628. — [56]Etwa in Leipzig selbst? Schiller hat im Frühjahr 1792 von Jena aus Körner in Dresden besucht; auf dieser Reise hat er jedenfalls Leipzig passiert. — [57]15. Nov. 1793. Isr N. 119. H. Pestalozzis bis dahin unedierte Briefe und letzte Schicksale. Bern, Jenni, 1834. PB XII 26. S I 309. — [58]S I 266. Die folgende Briefstelle I 311. — [59]Fischer an Steck, 4. Dez. 1797; PB XII 7 f. — [60]10. Dez. 1785, Isr N. 84; S I 277. — [61]PB IX 9 ff. — [62]VIII 55 ff. — [63]20. Jan. 1794, Isr N. 124. PB XIX 24. S VIII 11. — [64]PB IV 88. — [65]Eine Vermutung darüber, wie man gerade auf ihn verfiel, äußert Hunziker, PB XX 5 ff.; vgl. ebenda XXII 1 ff. — [66]S VII 77. — [67]55 f. — [68]59. — [69]61, vgl. 18. — [70]62. — [71]63. — [72]64 f. — [73]71. — [74]70. — [75]67. — [76]25 f. — [77]33. — [78]35. — [79]30 — [80]42. — [81]43 f. —

[82]34. — [83]46. — [84]48 f. — [85]In den Erfurter Gelehrten Anzeigen. — [86]S VII 377 f. — [87]In einem Briefe an Jacobi, ebenda 379; PB VI 89. — [88]VII 429. — [89]386. — [90]515. — [91]387. — [92]515. — [93]386. 436. 513 f. — [94]431. 443 ff. besonders 445 u. ö. — [95]394. 441. 477; besonders schroff. 496. — [96]457 f. — [97]469 (2, 315). — [98]So 448. 451 f. 504. — [99]468 (2, 314). — [100]438 ff. — [101]So besonders 469. — [102]„Herbart, Pestalozzi usw.“ S. 135. — [103]VII 436. [104]437, vgl. 482. — [105]440. — [106]470 f. (2, 317.) — [107]439 f. — [108]418. — [109]440. [110]444. [111]Teilweise benutzt sind hier meine früheren Darstellungen: „Pestalozzis Ideen über Arbeiterbildung und soziale Frage“ (Heilbronn, E. Salzer, 1894) und „Herbart, Pestalozzi usw.“ 8. Vortrag, S. 134 ff. [112]Ein ursprünglicher Friedenszustand ist ein Traum, 419. — [113]418. — [114]392. — [115]446. — [116]468 (2, 313), vgl. 473 u. ö. — [117]421 f. 492 f. — [118]392 ff. — [119]502 f. [120]503. — [121]471 (2, 318). — [122]472 (2, 319). — [123]407. — [124]490, vgl. 422. — [125]490. 505. — [126]414 (2, 309), vgl. 488. 517. [127]461. — [128]So 448, 451 f. — [129]468 f. (2,314): „Mittelzustand zwischen meiner Kinderlust und meinem Mannesrecht“; vgl. 484. 485. — [130]470 (2, 317), siehe oben S. 198. — [131]469 (2, 315), vgl. 429 ff. — [132]472 f. (2, 320 f.) — [133]485. — [134]413 f. (2, 307 f.) — [135]507 (2, 325). — [136]415 (2, 310). — [137]390. [138]493. — [139]421. — [140]421. — [141]493, deutlich im Hinblick auf Rousseau. — [142]495. — [143]497. — [144]390 f. — [145]428. — [146]Pestalozzis Ideen usw., S. 23. — [147]VIII 42. Vgl. in den „Nachforschungen“ die beiden Kapitel vom Aufruhr, 405 ff. und 499 ff., bes. 502 f.: „Daß sich doch Europa nicht länger blende ...“ — [148]429. — [149]XI 594 f. [150]Isr I 103, II 42. — [151]Siehe die unterdrückte Vorrede S VI 224. — [152]VI 399, in der Cotta-Ausgabe ausdrücklich als Selbstkritik gedeutet. — [153]Nach der Vorrede der Cotta-Ausgabe, VI 225. — [154]PB III 25 ff. — [155]PB III 49 ff., XIX 1 ff. S I 314 ff. — [156]VIII 93—153. Isr I N. 16. — [157]PB XIII 62. S I 318. — [158]Schreiben an den „Bürger Minister“, 21. Mai 1798, Isr N. 140; Mf I 155 ff. S I 330. — [159]19. Nov. 1792, Isr N. 112; PB XII 25; S I 309. — [160]15. Nov. 1793, Isr N. 119; PB XII 27; S I 311. — [161]VIII 96. 112 u. ö. [162]126 f. — [163]119. — [164]159. — [165]151. — [166]334. — [167]319. — [168]190. — [169]Noch schärfer 194. — [170]329. — [171]Dasselbe in fast gleicher Formulierung in der Lenzburger Rede, X 223, Mann § 58, oben S. 335. — [172]290 f. — [173]Vgl. 327. — [174]302. — [175]348. — [176]So 98. 122. 131. 136. 319 u. ö. — [177]345.

Kapitel V. [1]Mf I 171. — [2]S VIII 402 f. (3, 6). — [3]Mf I 173 ff. — [4]Mf 200 f. PB XX 21. — [5]PB XX 23 f. Vgl. die Selbstverteidigung Pestalozzis gegen die Darstellung, die später Zschokke vom Verlaufe der Sache gab, PB XX 62, Mf II 268. — [6]VIII 399 ff.: 3, 1 ff. Vgl. „Wie Gertrud“ IX 21 (3, 41) und „Schwanengesang“ XII 441 f. — [7]VIII 402 (3, 5). — [8]IX 21 (3, 41 f.). — [9]Rossels Monatsschrift 1828, S. 394. PB XX 63. — [10]VIII 400 (3, 2). Vgl. auch den Bericht Stapfers, Mf I 157, und den Beschluß des Direktoriums, ebenda 167. — [11]Mf 167. — [12]VIII 403 (3, 6). — [13]VIII 400 (3, 3). — [14]418 (3, 27). [15]421 (3, 32). — [16]418 (3, 27). — [17]408 (3, 13). — [18]401. 402, und von 413 ab fort und fort (3, 4. 6. 20 ff.). — [19]413. 415 (3, 20. 23) u. ö. — [20]402 (3, 6). — [21]416 (3, 24). — [22]415 (24). — [23]416 f. (25 f.). [24]419 (29). — [25]422 (33). — [26]408 (13). — [27]IX 21—23 (3, 43 ff.) — [28]23. Juli 1799,

Mf I 206. Über Stapfer und Pestalozzi ferner PB VII, PS III und IV. — [29]IX 26 (3, 48). Sehr genaue Angaben über die erste Zeit in Burgdorf (vom Statthalter Schnell) s. PB IX 60, PS IV 92. — [30]Mf 226 Anm. — [31]S I 357 ff. — [32]IX 26 (3, 49). — [33]IX 34 ff. (3, 59 ff.); vollständig PB IX 50. — [34]IX 28 (3, 50). — [35]Isr I 206. Vgl. auch Ith, ebenda 248. — [36]IX 583 (3, 308). Vgl. ferner den 1. Brief der Neubearbeitung der „Gertrud", IX 228. — [37]IX 39 (3, 67). — [38]IX 27 (3, 49). — [39]Sein Zögling Karl v. Steiger schreibt in Aufzeichnungen vom Jahre 1799: „Pestalozzi kam oft zu Herbart. Nach des letzteren Abreise brachte ich ihm nach Burgdorf einen schriftlichen Aufsatz desselben, wo ich aufs freundschaftlichste aufgenommen wurde und den ganzen Tag zubringen mußte". (R. Steck im „Archiv für Geschichte der Philosophie", Bd. XIII, S. 197.) — [40]PB XVII 17; S VIII 491. — [41]VIII 427 ff. 3, 231 ff. (die „erste" Darlegung, wenn man das vorerwähnte Schreiben vom 2. Februar nicht rechnet, welches in der Tat über das in Stanz Erreichte noch kaum hinausgeht). — [42]Vgl. IX 67 ff. (3, 105 ff.) Dort bezieht er sich (67. 75. 99 = 3, 105. 117. 147) auf einen Bericht, den er vor einem halben Jahr (schon vor einem Jahr, IX 121, 3, 177; wozu Anm.) an einige Freunde seiner Anstalt über seine Versuche abgestattet habe; das aber, was er aus diesem Bericht „abschreibt", stimmt mit der Denkschrift nur stellenweise überein. Es ist daher die Vermutung wohl nicht von der Hand zu weisen, daß der in der „Gertrud" erwähnte Bericht noch ein andrer sei, zu dem er allenfalls jenen (wohl älteren) stellenweise wieder benutzt hatte. — [43]Mf I 237. — [44]Mf I 240 ff. (Dort auch die weiteren Daten). — [45]PB IX 53. Mf 243. — [46]IX 12. 13. — [47]VIII 428 (3, 232). — [48]VIII 454. Rossels Monatsschrift 1828, 190. — [49]So besonders in der bald zu erwähnenden Pariser Denkschrift, VIII 470 (3, 248). — [50]So schon Ith, bei Mf II 13. 14. — [51]Isr I 164 f. — [52]Den Unterschied der „Anschauung" Pestalozzis von der des Comenius und Basedow betont auch (doch in etwas anderem Sinn) Rißmann, Pestalozzis Prinzip der Anschauung, in Kehrs Pädag. Bl. 1881, H. 5, und Hunziker, PB III 42 u. XIII 29. Dagegen stellt der letztere Pestalozzis Auffassung völlig der Rousseaus (Emil, Buch II § 257 ff. Sallwürk) gleich; worüber ich mich an gelegenerer Stelle äußern werde; siehe einstweilen meine Abhandlung „Über den Idealismus als Grundlage der Methode Pestalozzis", Deutsche Schule VI 289. — [53]IX 77. 111 (3, 119. 164). — [54]IX 74 (3, 115). — [55]IX 134 (3, 196). — [56]Tobler an Pestalozzi, 25. Juli 1802: „Mir scheint, wenn Sie und Kant einander träfen, so dürften beide Systeme gewinnen, und die Prioristen und die Posterioristen müßten bald den Krieg aufgeben" (Mf II 70). Ith (Amtl. Bericht 47, PS II 67): „Mit einer aus dem innigsten Vergnügen und wahrer Bewunderung gemischten Empfindung bemerkte ich, wie Pestalozzi auf dem Pfade, den er nun einmal zu befolgen angefangen hat, und immer nur von Versuch und Erfahrung zu neuen Versuchen und Erfahrungen geleitet, endlich zu einer Höhe emporklomm, zu welcher der erste der Philosophen durch die tiefste Erforschung der Kritik gelangt war." — [57]In seiner Anzeige der „Gertrud", „Göttinger Gelehrte Anzeigen" 1802, s. Isr. I 159 f. — [58]IX 71 (3, 111). — [59]99 (148). — [60]100 (150 Anm.). — [61]VIII 470 f. (3, 349. 251). — [62]IX 75 f. (3, 117). — [63]76 (117), vgl. 125 f. (183 f.) — [64]Gruners Briefe aus Burgdorf, 22. Brief, (im Auszug Seyffarths, PS VIII 12) beschreibt deutlich das Lautieren. — [65]172, 3 (3, 501, zu Kap. 8, Anm. 21). — [66]84 (128). — [67]85 f.

(129 f.) — [68]101 (150), vgl. 99 (148). — [69]59 ff. (95 ff.). — [70]VIII 470 (Z. 249). — [71]IX 111 (Z. 164). — [72]112 (166). — [73]115 (170), vgl. 124 (182). — [74]77 (119), vgl. oben S. 238. — [75]129 (189). — [76]135 (197 f.). — [77]90 (136). — [78]Die Einleitung (S I 372) deckt sich im wesentlichen mit W. G. VII, I (IX 79 ff.; Z. 120 ff.). — [79]IX 29. 31 ꝛc. und besonders 86 ff. (Z. 52. 55. 131 ff.). — [80]94 (141). — [81]Bei S IX 353. — [82]IX 349 ff. — [83]172, 6 (Z. 502, Anm. 23 zu S. 134). — [84]Aus Berichten Giesebrechts (nach der Erzählung Krüsis) und Krüsis selbst, bei S IX 376 f., sowie Ziemßens, PB XXII 52. — [85]69. 75 (109. 116). — [86]IX 510 ff. (Z. 264 ff.) — [87]516 (270). — [88]Walsemann, „Pestalozzis Rechenmethode", Hamburg 1901. Meine Kritik des Buches (Deutsche Schule VI 280. 354. 750) bezog sich auf die philosophische Grundauffassung, hinsichtlich deren ich mit dem Verfasser freilich nicht übereinstimmen kann. — [89]Siehe einstweilen meine Abhandlung „Die erkenntnistheoretischen Grundlagen der Mathematik", Unterrichtsblätter für Mathematik und Naturwissenschaft, 1902, Heft 1, und meine „Logik in Leitsätzen", Marburg 1904. — [90]Mf I 295. Briefe Pestalozzis an Bonstetten PS VIII 145 ff. — [91]Mf I 299. PB XXII 45 f. Isr I 245. — [92]Bern und Zürich 1802 (Neudruck von Strickler, Bern 1902). Mf II 10 ff. Isr I 247 ff. — [93]Mf I 302 ff. Isr I 253. PS I 158. — [94]Isr I 256. 268. — [95]Isr 175; ausführlicher Auszug PS VII u. VIII. — [96]So übrigens schon Fischer in dem von Pestalozzi in der „Gertrud" ausgezogenen Briefe, IX 34, vgl. 45 (Z. 60. 75) u. ö. — [97]Auch dies aus der „Gertrud", IX 71 (Z. 112): „Vollendung ist das größte Gesetz der Natur; alles Unvollendete ist nicht wahr." Notwendigkeit 69, 135 (109, 197) u. ö. — [98]Isr I 163 ff. Gegen ihn u. a. Escher, PB X 14. — [99]Isr I 172. 202; 178. 250. 254. — [100]Mf III 181 f.; vgl. an Türk, PS IV 109. — [101]1802 bei Geßner in Bern. VIII 365 ff. Isr I 218. — [102]Mf II 135. Isr N. 208. — [103]Auszugsweise Mf 142 ff.; bei S leider nicht zu finden. — [104]Bremen 1805 (Auszüge Mf II 179 ff.) „Er brütet über einer Hauptidee . . . man muß den Zusammenhang ahnen, aus ihm herausfragen, bitten, oder durch Widerspruch oder durch eiserne Beharrlichkeit aus ihm herauszwingen; und dann sieht man an seinem ganzen Äußern, daß er ein ihm ungewöhnliches Geschäft vornimmt. Aber sein Genius sprüht Lichtfunken, er sagt tief- und weitgreifende Wahrheiten in einer höchst energischen und, wie sich's denken läßt, originellen Sprache . . . Sah ich je einen Menschen, der Menschen liebt, den Menschen im Menschen liebt, so ist es Pestalozzi." Vgl. noch PS VI 58 ff. — [105]11. August 1800, Mf II 80 ff. — [106]Mf II 271. — [107]In Rossels Monatsschrift, 9. und 10. Band. S III 361 ff. 335 ff. Isr I 220. — [108]Nach Niederers Brief an Pestalozzi vom 8. Dez. 1802, Mf II 100. — [109]S III 339 ff. „Bausteine zu einem christlichen Religionsunterricht", und 346 f. „Noch etwas über Jesus Christus". Isr I 235. 237. — [110]III 335—338. — [111]III 341 343. — [112]Vor 1807 geschrieben. III 351 ff.; 354. 357. — [113]Mf III 15. 17. 27. PB III 24. — [114]Nach einer Angabe v. Türks, Mf III 49. Dort im Folgenden auch die weiteren Belege. — [115]Mf III 72 f. Sehr eingehend sind wir über die Verhältnisse in Buchsee unterrichtet durch Muralts Tagebuch, PB I 64. — [116]Mf III 225. — [117]Mf III 102 f. — [118]In einer schweizerischen Zeitschrift, dann in der Allgemeinen Zeitung 1804 (Isr I 229. II 88*); bei Mf III 91 ff. — [119]Intelligenzblatt der Jenaischen Literaturzeitung 1805, N. 44. Isr I 230. Mf III 135 ff.; Z. 313 ff. — [120]Tagebuch Muralts, Mf 135. — [121]Mf

140 ff. — [122] IX 312 f., vgl. 290 f. 335 f.; 3, 394 f. — [123] 3, 358 ff., vgl. 505 ff.

Kapitel VI. [1] X 4 ff. 24 ff. — [2] Über die Beziehungen Niederers zu Schelling vgl. PS II 65. Stapfer (PB XIII 7) fand (1808) in den beiden Zeitschriften die Spuren „metaphysischen Einflusses, aber nicht des guten von Königsberg, sondern des schlechten von Jena und München“ (d. h. Fichte und Schelling). — [3] X 37 ff. (51 f.) Morf schreibt den Aufsatz Niederer zu. Ein wenig Stilgefühl, meine ich, genügt, um zu erkennen, daß er nur von Pestalozzi geschrieben sein kann. Dagegen ist die Abhandlung „Über Unterrichts- und Erziehungsverbesserungen in Schulen und Haushaltungen, in Abendgesprächen zweier Freunde“ ebenso sicher nicht von Pestalozzi, übrigens gut und nützlich zu lesen. — [4] Wochenschrift II 118 ff.; X 102 ff. Aus erhaltenen Handschriften läßt sich beweisen, daß Niederer diesmal nur mit wenigen, meist stilistischen Änderungen beteiligt ist. — [5] X 100 ff. — [6] Wochenschrift II 60 ff. S X 142 ff. — [7] PS IV 186. — [8] Ebenda 102 ff. 197. 202 und V 7 ff. — [9] F. Schäfer in Kehr's „Geschichte der Methodik“ (2. Aufl.) I 493. — [10] Bei Israel, „Pestalozzis Institut in Iferten“, Gotha 1900. — [11] PS IV 182 ff., V 17. — [12] PS IV 199. 201. — [13] Siehe die Berichte von Gruner, v. Türk (woraus einiges bei Kehr III 63 ff.), Preuß (PS III 129), Kawerau (ebenda 134) u. a. — [14] I 165 Sallwürk. Er hatte das Pestalozzische Verfahren bei de Laspée in Wiesbaden kennen gelernt. — [15] Kawerau a. a. O. — [16] Geiser, „Zur Erinnerung an Jakob Steiner“ (Zürich, Cäs. Schmidt, 1874); Bützberger, Zeitschrift für mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht XXVII, Heft 3. — [17] Gerhardt, „Geschichte der Mathematik in Deutschland“ (München 1877), S. 289. Eine Bemerkung über Steiner auch bei Blochmann, „H. Pestalozzi“, S. 108. — [18] Bei Bützberger a. a. O. Daselbst auch genauer Bericht über den mathematischen Unterricht, den Steiner im Institut bei den Lehrern Maurer und Leuzinger genoß, nach den erhaltenen Heften Steiners (aufbewahrt in der Bibliothek der Naturforschenden Gesellschaft zu Bern). — [19] Pestalozzi selbst im Schwanengesang (XII 350): „In ihrem ganzen Umfange an mathematische Sicherheit und mechanische Genauigkeit gebunden, gehen sie (die Fundamente der Stufenfolge des Unterrichts im Schreiben, Zeichnenund der Musik) von der höchsten Einfachheit der Anschauungserkenntnisse aus . . . Das Kind, dem die elementarische Zahl- und Formlehre solid eingeübt worden, besitzt das geistige Element der naturgemäßen Ausbildung zur Kunst ebenso tief und ebenso allgemein in sich selbst, als das geistige Element der naturgemäßen Entfaltung seiner Denk- und Urteilskraft.“ — [20] IX 60 (3, 97), vgl. oben S. 245. — [21] Kramer, „Karl Ritter“ (Halle 1864 u. 1870), I 312. — [22] „Heinrich Pestalozzi an seine Freunde über die Herausgabe einer Gesangbildungslehre.“ Wochenschrift II 218 ff. S X 153 ff. — [23] Eine maßvolle und gerechte Kritik übt Dreist, PS IV 117 ff. — [24] 15. Bändchen, 1808, S. 1—50. Kramer I 257. — [25] In Guts Muths „Neuer Bibliothek für Pädagogik“ 1806, II 198 ff. — [26] Guts Muths „Bibliothek“ 1808. — [27] Im Mai 1810. Kramer I 205 ff. — [28] Guts Muths? Kramer I 258 ff. — [29] Peschel („Abhandlungen“ I 312, auch in der „Geschichte der Erdkunde“) deutet dies irrtümlich auf A. v. Humboldt. — [30] „Erdkunde“ I 22 f. Kramer II 145. — [31] Kramer II 146. — [32] Kehr II 19 ff. Über Henning vgl. PS II 60. — [33] Wochenschrift I 33 ff. S X 157 ff.: 3, 423 ff. — [34] IV 83. Ihm folgt z. B. Rißmann in Reins „Enzyklopädischem Handbuch“, Art. „Pestalozzis Pädagogik“. — [35] „Pestalozzi

als Förderer der Leibesübungen", Basel 1858. — [36] In Kehrs „Geschichte der Methodik" V. — [37] X 164; 3, 433. — [38] X 172; 3, 444. — [39] X 170 f.; 3, 442 f. — [40] X 173; 3, 446. — [41] Pestalozzis Aufsatz steht im ersten, 1807 erschienenen Bande der Wochenschrift; Fichtes Reden wurden im Winter 1807/8 gehalten und erst 1808 gedruckt. — [42] Charakteristisch Guts Muths Urteil über Plato, bei Kehr V 48. — [43] X 175; 3, 449. — [44] Wochenschrift II 1 ff. S X 331 ff. — [45] X 354. — [46] 355 f — [47] 357 f. — [48] Wie R. de Guimps und namentlich Morf annimmt. [49] In Iferten 1805—7. PB XVII 49 ff. Mf IV 21. Ebenda die ferneren Zeugnisse. — [50] Mf IV 33. Ritters Briefe an Pestalozzi PB XI 5 ff. — [51] Mf IV 37 f. — [52] Ebenda 40 f. — [53] Ebenda 42 f.; PB XI 7; beachtenswert auch seine Charakteristik Niederers und Schmids. — [54] Mit Beziehung auf das Schlußwort der „Nachforschungen", S VII 518, 2, 331 f. — [55] Mf IV 51. 155. — [56] Karl Schwartz, „Leben des Generals v. Clausewitz", I 64. 110. — [57] Isr I 335. — [58] Mf IV 57. — [59] Mf 175. PS VI 13. — [60] PS I 108. 109. — [61] Siehe oben Kap. 5, § 21. — [62] Mf II 185 ff. (S. 186 Z. 9 v. u. ist v. Massow zu lesen). — [63] Mf 192. Isr N. 361. — [64] Kabinetsordre vom 31. Dez. 1803. PS II 5. — [65] Über die Fortdauer der persönlichen Beziehung zwischen Fichtes und Pestalozzi vgl. S I 267. Isr Brief N. 606. [66] Niederer fällt darüber in der Lenzburger Rede (S X 215; § 42 Mann) das viel zu schroffe Urteil: der Idealismus selber versinke am Buche der Mütter zum Materialismus und mache bloße körperliche Sensationen zum Mittelpunkt seiner Ausführung. — Eine spezielle Kritik des auf Pestalozzi bezüglichen Teils der Reden Fichtes (der in der Wochenschrift abgedruckt wurde) wollte Niederer liefern, es ist aber bei einer bloßen Einleitung geblieben (Wochenschrift II 204—214), die noch auf nichts Einzelnes eingeht. — [67] Mf IV 181. — [68] PS II 102 ff. — [69] Mf 182. PS IV 2. Pestalozzis Antwort Mf 183, PS IV 3; Isr N. 607. — [70] PS IV 21, vgl Mf 187 f. — [71] PS V 52. — [72] PS IV 113. — [73] PS III 181. — [74] Ebenda 182 f. — [75] PS IV 115 ff. — [76] Ebenda 166 f. 184 f. — [77] Ebenda 185. — [78] V 36. — [79] Erk in Diesterwegs Wegweiser, 5. Aufl., II 476. — [80] PS II 138 ff. — [81] Mf IV 199. Isr N. 612. — [82] PS V 51. — [83] Siehe meine Abhandlung „L. Natorp. Ein Beitrag zur Geschichte der Einführung Pestalozzischer Grundsätze in die Volksschule Preußens" (Monatshefte der Comenius-Gesellschaft 1895, auch separat). — [84] Im „Briefwechsel einiger Schullehrer und Schulfreunde", Brief 3 und 28. — [85] In der schönen Schrift „Bell und Lancaster". — [86] PS V 113 f. — [87] Mf IV 308 ff. — [88] II 284 Sallwürk in der Anm. — [89] Der Anteil Niederers läßt sich nicht mit absoluter Genauigkeit bestimmen, da die ursprüngliche Fassung der Rede nicht erhalten ist. Meist aber, und wohl in allen sachlich wichtigen Einschaltungen, gibt er sich durch den Stil und sonstige sichere Anzeichen dem einmal dafür geschärften Blick leicht zu erkennen. Niederers „Deduktionsansicht" spricht sich vor allem aus § 8—18 (nach Manns Abteilung); diese sind wohl ganz aus seiner Feder (besonders nach der Anm. zu § 18, wo er, aus der Rolle fallend, über Pestalozzi philosophiert, während doch der Fiktion nach dieser der Redende ist; so noch in mehreren Anmerkungen). Weiterhin begegnen (wie durch genaue Vergleichung mit den älteren Arbeiten Pestalozzis in der Wochenschrift sich beweisen läßt) vielfach echt Pestalozzische Gedanken (besonders § 55—66), aber im ganzen ersten Drittel der Rede (etwa bis § 91 einschl.) mit solchen Niederers stark durchsetzt; von da ab werden die fremden Zutaten spärlicher und hören

schließlich (von den Anmerkungen abgesehen) ganz auf. — [90] 29. Jan. 1811; Mf IV 108. 325. Isr N. 655. — [91] § 8—26 (Mann); S X 189—205. [92] § 27—44, X 205—216. — [93] § 34 (209). — [94] § 45 f. (216 f.) — [95] § 57 f. (223). — [96] § 59 (224). — [97] § 64—66 (226 ff.). — [98] § 67—71 (228 ff.).— [99] § 92 (241 f.). — [100] § 94 99 (243 ff.) — [101] § 121 158 (259 273). — [102] § 175 (278). — [103] § 181 (281). — [104] § 185 (283). — [105] § 191 (285). — [106] § 193—196 (286 f.). — [107] § 198. 202—4 (288 ff.) — [108] § 210—215 (292 ff.). — [109] § 221—225 (296 ff.) — [110] § 239. 241 (303 f.). — [111] § 245 (306). — [112] § 247 f. (307). — [113] § 263 (313). — [114] § 267 (315 f.). — [115] X 177. PS IV 107. Vgl. im „Aufenthalt in Stanz“, S VIII 411 f.; 3, 18 f. — [116] § 269—276 (316 ff.). — [117] § 277—280 (318 ff.). — [118] § 283 bis 285 (321 f.). — [119] § 291 (323). — [120] § 292—299 (323 ff.).

Kapitel VII. [1] Zuerst in Rossels Monatsschrift IX 414, dann oft wieder abgedruckt (Isr II 173, N. 568; PS III 184). — [2] Mf IV 50; Isr N. 564. — [3] Mf 163 f. — [4] 165 ff — [5] 171 f. — [6] Im Auszug Mf 222 ff. Isr I 395 ff. — [7] Isr I 405. — [8] Ebenda 407. — [9] Isr 409—414, vgl. PB XIII 9 ff. und XXIII 14 ff. — [10] S XII 6. 40. — [11] Isr. 429. — [12] Ebenda 430. — [13] 10. Febr. 1810. Mf IV 215. Isr N. 624. — [14] Mf 218 ff. — [15] 222. — [16] 272 (28. Dez. 1810). — [17] PS IV 178. — [18] 10. Sept.; Mf 249; Isr N. 633. — [19] 18. Nov.; Mf 257 ff. Isr N. 642. — [20] Wir sind gerade über diese Zeit besonders genau unterrichtet durch die Briefe der preußischen Eleven sowie Blochmanns (in Iferten 1809—1812; siehe Israel, „Pestalozzis Institut in Iferten“), die Aufzeichnungen von Frau Pestalozzi für Muralt (PS VIII; Isr I 339) und zahlreiche Briefe von Pestalozzi, Niederer u. a. an denselben. Vgl auch PB IX 6 ff. — [21] Bericht Krüsis PS VIII 155, Mf IV 306 f. Hennings Anekdoten PB XII 57, PS VI 157. — [22] Mf IV 322 f. PS I 9. S X 609 ff. — [23] Mf 408 ff. (411. 417); vgl. auch Mieg, PB XXIII 46 ff. — [24] „Heinrich Pestalozzi“ (Leipzig 1846), Vorwort S. VII; Mf 352. Beachtenswert auch Stapfers günstiges Urteil nach dem Besuch in Iferten 1812, PB XIII 14. — [25] Über ihn PS VI 33 ff. — [26] PS VI 113. — [27] Kramer I 296. — [28] PS VIII 48. — [29] Israel, „Pestalozzis Institut in Iferten“, S. 117. — [30] Mf 430, Isr N. 774. — [31] Mf 431, Isr N. 775. — [32] „H. Pestalozzi“, S. 86. — [33] Mf 361. — [34] „Histoire de Pestalozzi“, 2. Auflage, Lausanne 1888, S. 382. Mf 347; vgl. Isr II 218. — [35] „Heinrich Pestalozzi“, S. 121. — [36] Mf 363, nach Bericht Ramsauers. Nicolovius an Pestalozzi, 6. Sept. 1814, Mf 373. - [37] XI 148. — [38] 18. — [39] 12. — [40] 24. — [41] 11. — [42] 15 ff. 152 ff.; religiöse Bildung 21 ff. 157 f. — [43] 78 f. — [44] 80. — [45] 81. — [46] 83. Vgl. Rousseaus „volonté générale“, oben S. 30. — [47] 82. — [48] 84 f. — [49] 90. — [50] 90, unter dem Text. — [51] 23. — [52] 27. — [53] 27. — [54] 36 f. — [55] 40 f. — [56] 69. — [57] 69 f. — [58] 95 f. — [59] 98—100. — [60] 93. — [61] 103. — [62] „Herbart, Pestalozzi usw.“ S. 86. — [63] Eine Sammlung von Reden, die Pestalozzi zu den Neujahrs- und Weihnachtsfesten der Anstalt in den Jahren 1808—1812 gehalten, erschien im 11. Bande der Cotta-Ausgabe; einige weitere sind handschriftlich erhalten; S X. — [64] X 416. Pfarrer Burkhart veröffentlichte sie in der Schrift: „War Pestalozzi ein Ungläubiger?“ (1841), welche Ramsauers und anderer „pharisäisches“ Urteil über diese Frage gewiß durch nichts wirksamer widerlegen konnte als durch diese Vorführung des „bußfertigen“ Pestalozzi. — [65] X 455. Die „absolute Methode“ (461) ist ein Schlagwort Niederers,

als Förderer der Leibesübungen", Basel 1858. — [36]In Kehrs „Geschichte der Methodik" V. — [37]X 164; 3, 433. — [38]X 172; 3, 444. — [39]X 170 f.; 3, 442 f. — [40]X 173; 3, 446. — [41]Pestalozzis Aufsatz steht im ersten, 1807 erschienenen Bande der Wochenschrift; Fichtes Reden wurden im Winter 1807/8 gehalten und erst 1808 gedruckt. — [42]Charakteristisch Guts Muths Urteil über Plato, bei Kehr V 48. — [43]X 175; 3, 449. — [44]Wochenschrift II 1 ff. S X 331 ff. — [45]X 354. — [46]355 f — [47]357 f. — [48]Wie R. de Guimps und namentlich Morf annimmt. [49]In Iferten 1805—7. PB XVII 49 ff. Mf IV 21. Ebenda die ferneren Zeugnisse. — [50]Mf IV 33. Ritters Briefe an Pestalozzi PB XI 5 ff. — [51]Mf IV 37 f. — [52]Ebenda 40 f. — [53]Ebenda 42 f.; PB XI 7; beachtenswert auch seine Charakteristik Niederers und Schmids. — [54]Mit Beziehung auf das Schlußwort der „Nachforschungen", S VII 518, 2, 331 f. — [55]Mf IV 51. 155. — [56]Karl Schwartz, „Leben des Generals v. Clausewitz", I 64. 110. — [57] Isr I 335. — [58]Mf IV 57. — [59]Mf 175. PS VI 13. — [60]PS I 108. 109. — [61]Siehe oben Kap. 5, § 21. — [62]Mf II 185 ff. (S. 186 Z. 9 v. u. ist v. Massow zu lesen). — [63]Mf 192. Isr N. 361. — [64]Kabinetsordre vom 31. Dez. 1803. PS II 5. — [65]Über die Fortdauer der persönlichen Beziehung zwischen Fichtes und Pestalozzi vgl. S I 267. Isr Brief N. 606. [66]Niederer fällt darüber in der Lenzburger Rede (S X 215; § 42 Mann) das viel zu schroffe Urteil: der Idealismus selber versinke am Buche der Mütter zum Materialismus und mache bloße körperliche Sensationen zum Mittelpunkt seiner Ausführung. — Eine spezielle Kritik des auf Pestalozzi bezüglichen Teils der Reden Fichtes (der in der Wochenschrift abgedruckt wurde) wollte Niederer liefern, es ist aber bei einer bloßen Einleitung geblieben (Wochenschrift II 204—214), die noch auf nichts Einzelnes eingeht. — [67]Mf IV 181. — [68]PS II 102 ff. — [69]Mf 182. PS IV 2. Pestalozzis Antwort Mf 183, PS IV 3; Isr N. 607. — [70]PS IV 21, vgl Mf 187 f. — [71] PS V 52. — [72]PS IV 113. — [73]PS III 181. — [74]Ebenda 182 f. — [75]PS IV 115 ff. — [76]Ebenda 166 f. 184 f. — [77]Ebenda 185. — [78]V 36. — [79]Erk in Diesterwegs Wegweiser, 5. Aufl., II 476. — [80]PS II 138 ff. — [81]Mf IV 1 9. Isr N. 612. — [82]PS V 51. — [83]Siehe meine Abhandlung „L. Natorp. Ein Beitrag zur Geschichte der Einführung Pestalozzischer Grundsätze in die Volksschule Preußens" (Monatshefte der Comenius-Gesellschaft 1895, auch separat). — [84]Im „Briefwechsel einiger Schullehrer und Schulfreunde", Brief 3 und 28. — [85]In der schönen Schrift „Bell und Lancaster". — [86]PS V 113 f. — [87]Mf IV 308 ff. — [88]II 284 Sallwürk in der Anm. — [89]Der Anteil Niederers läßt sich nicht mit absoluter Genauigkeit bestimmen, da die ursprüngliche Fassung der Rede nicht erhalten ist. Meist aber, und wohl in allen sachlich wichtigen Einschaltungen, gibt er sich durch den Stil und sonstige sichere Anzeichen dem einmal dafür geschärften Blick leicht zu erkennen. Niederers „Deduktionsansicht" spricht sich vor allem aus § 8—18 (nach Manns Abteilung); diese sind wohl ganz aus seiner Feder (besonders nach der Anm. zu § 18, wo er, aus der Rolle fallend, über Pestalozzi philosophiert, während doch der Fiktion nach dieser der Redende ist; so noch in mehreren Anmerkungen). Weiterhin begegnen (wie durch genaue Vergleichung mit den älteren Arbeiten Pestalozzis in der Wochenschrift sich beweisen läßt) vielfach echt Pestalozzische Gedanken (besonders § 55—66), aber im ganzen ersten Drittel der Rede (etwa bis § 91 einschl.) mit solchen Niederers stark durchsetzt; von da ab werden die fremden Zutaten spärlicher und hören

Glaubens der Entfaltung der geistigen und Kunstkraft vorangestellt, 297. — [103] Besonders 323. — [104] 342. Vgl. 338: „der unverdiente Ruf unsrer Anschauungstabellen“. — [105] Ein Nachklang der früheren Auffassung dagegen ist es, wenn es S. 300 heißt: die durch den Selbsttrieb der Denkkraft belebte Anschauung sei es, die zur Erkenntnis der Anschauungsgegenstände führe. — [106] 342 f.; 340, auch 303. — [107] XI 612 f.; 2, 234. — [108] XI 518 ff. — [109] 522 526. Auch das Letztere ist der früheren Auffassung ganz entgegen, nach welcher die elementaren Übungen der Zahl und Form durchaus schon der Wohnstube angehören. — [110] Siehe oben Kap. 5, Anm. 52; Deutsche Schule VI 289 f. — [111] 322. — [112] 317—340; 407 f.; 522—526. Noch in der Sitzung der Kulturgesellschaft zu Brugg (21. Nov. 1826) verfocht er mit Eifer seine Thesen über die Sprachbildung und legte Tabellen zu Sprechübungen ganz kleiner Kinder vor. XII 534 ff. Über seine Bemühungen um eine Methodik des Lateinlernens siehe PS III 45 ff. und V 62 f. — [113] 334. 336. — [114] 331. 339 f., vgl. 523. 529. Auch diese Aufgabenstellung erinnert an Comenius, ja an Ratichius. — [115] 321. 334 f. 332. — [116] 309. — [117] 372 f. — [118] Ebenda. — [119] 310 f. — [120] 313. — [121] 364 ff. 391. Die Bedeutung der Elementarbildung für die verschiedenen Stände wird besonders eingehend in der zweiten Darstellung behandelt (381 ff.), sie fehlt aber auch nicht in der ersten (324—327), wo nur diese Betrachtung in das Kapitel von der Sprachbildung eingeschaltet ist und ausdrücklich als Ablenkung vom Thema bezeichnet wird (327). — [122] 439. — [123] 445. — [124] 447. — [125] 449. 451. — [126] 472. — [127] XII 287. — [128] 11. Juni 1826. Mf 542 ff. — [129] „H. Pestalozzi“, S. 131. — [130] Isr I 569. — [131] Von „periodischem Wahnsinn“ und fixen Vorstellungen spricht er in einem Briefe an Blochmann, 1. Apr. 1827 (Isr I 563); aber in einem Atem damit macht er ihn verantwortlich: „Das Verderben war in und aus Pestalozzi, sonst hätte er Schmid erkannt“ usw. Und in demselben Briefe (Isr 579): „Irreligiöser wie psychologisch widerspruchsvoller kann kein Mensch über sich, die Welt und seine Bestrebungen, undankbarer gegen Gott und Menschen kann niemand sich aussprechen“ usw. So am 13. Mai 1825 (an denselben, Isr 567: „Pestalozzi steht persönlich noch ganz unter der Herrschaft des bösen Prinzips, nämlich der Eitelkeit und der Lüge.“ Ebenso behauptet er in den Briefen vom 16. Dez. 1826 und 15. Febr. 1827 (ebenda) gegen Blochmann, der alles dem Einfluß Schmids zuschrieb, die volle und alleinige Verantwortlichkeit Pestalozzis und erklärt dessen Verhalten aus seinem Mangel an wahrer Religion, an Christentum.— [132] Isr 579. — [133] Nabholz an Niederer Mf. 555): „Bibers Schrift habe ich nun gelesen. Sie mißfällt mir durchaus . . . Biber erscheint dabei, als wolle er sich durch den Brand des Dianentempels unsterblich machen . . . Ihres unmännlichen Tones wegen wirkt sie notwendig von dem, was sie bezweckt, das Gegenteil. Hätten Sie doch in einer offenen und öffentlichen Antwort auf seine letzte Schrift ihm diese Aktenstücke vor Augen gehalten und mit dem liebenden Ernst eines Sohnes gezeigt, was er notwendig bei Freund und Feind durch diese Handlungsweise für eine Meinung über sich hervorrufen müsse. Sie hätten sicher, wenn auch Pestalozzi nicht zur vollen Umänderung (seiner Auffassung gebracht), doch sich jene Achtung bei der Gegenwart und der Nachwelt zugesichert, die Ihnen hinsichtlich Pestalozzis Erziehungsunternehmung mit Recht gebührt. Ich kann mich zu der Erklärung, daß Pestalozzi ein ruchloser, von sich selbst abgefallener Mensch sei, nicht verstehen . . . Aus dem Licht kann keine Finsternis hervorgehen. Sie kommt

von außen. Pestalozzi konnte die ihn verdunkelnden Umgebungen nur nicht mehr zerstreuen." — [134] Es ist nicht möglich, Niederer von der Mitschuld, ja von der Schuld der moralischen Urheberschaft an der Schrift freizusprechen; zumal er auch nachher Bibers Vorgehen mit keiner Silbe getadelt, sondern sein Schandbuch den Freunden gegenüber, die es alle einmütig verurteilten, nach Inhalt und Form in Schutz genommen hat. Mf IV 554 ff. — [135] Ebenda 560. — [136] Isr I 574. — [137] Isr 584. — [138] Lebensschicksale, XII 285: „Wahrlich, es war mir, als mache ich mit diesem Rücktritte meinem Leben selber ein Ende, so weh tat es mir. Mein Leben war unter diesen Umständen für mich kein Leben mehr". — [139] Nabholz an Niederer, Mf 564. Noch an seinem letzten Geburtstag konnte er sagen: „I ha ne Gsundheit wie 'n Bär" (PB IV 69). Anekdoten aus seiner letzten Lebenszeit PB I 31, II 25, IV 17 ff. und 33 ff. — [140] Mf 563. [141] XII 546. — [142] Ebenda 545 und Mf 563. — [143] Mf 564. — [144] PB IV 35 ff. PS VIII 158.

Berichtigung:

Im Vorwort, S. IX, ist irrtümlich H. Beyer als „Bearbeiter" Pestalozzis in der „Bibliothek pädagogischer Klassiker" (1. Aufl. 1869) bezeichnet worden. Der Irrtum ist dadurch verschuldet, daß auf dem Titel als Name des „Herausgebers" H. Beyer genannt, und dann das Vorwort unterzeichnet ist: „Der Herausgeber"; daß der Bearbeiter vom Herausgeber verschieden sei, ist nirgendwo angedeutet. Erst die Anmerkungen zum zweiten und den folgenden Bänden (der erste Band hat keine Anmerkungen) tragen die Unterschrift: F. Mann, woraus hervorgeht, daß dieser der Bearbeiter schon der ersten Auflage war.



Druck von Julius Beltz in Langensalza



